Vom Markt und aus der Zelle.

Vom Markt und aus der Zelle.

Populäre Vorträge

und vermischte kleine Schriften

von

J. G. Kohl.

Erster Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1868.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Vorrede.

Die hier dargebotenen Aufsätze, Bilder und Abhandlungen entstanden aus Vorträgen, welche der Unterzeichnete bei verschiedenen Gelegenheiten und zu verschiedenen Zeiten in seiner Vaterstadt Bremen hielt.

Sie wurden von einem kleinen Zuhörerkreise freundlich und nachsichtig aufgenommen, und da die Vermuthung entstand, daß sie auch bei dem größeren Publikum Anregung und Vergnügen verbreiten könnten, so erscheinen sie nun in diesem Buche in zwei Bändchen gesammelt und gedruckt.

In dem ersten Bändchen sind solche Aufsätze zusammengestellt, welche einige mehr oder weniger allgemein interessante cultur-historische Fragen behandeln. In dem zweiten dagegen mehre specielle Schilderungen von Zuständen und Persönlichkeiten in Ländern diesseits und jenseits des Oceans. Alle gewählten Themas aber sind solche, über die der Verfasser im Verlaufe

seines Lebens und seiner Reisen selbst einige Erfahrungen, Ueberzeugungen oder Anschauungen sammeln konnte.

Möchten sie dem deutschen Leser gefallen. Jedenfalls, so hoffe ich, wird man ihnen bei der Lectüre anmerken, daß ich mich auf alle Weise und nach besten Kräften bemüht habe, das, was ich über die betreffenden Gegenstände dachte, wußte und erfuhr, auf möglichst ansprechende, d. h. klare und bündige Weise in deutscher Sprache auszudrücken und vorzubringen.

Bremen, im Juli 1867.

Der Verfasser.

Inhalt.

Ueber das Poetische und Malerische unserer alten Städte.

Zwar darf man nicht behaupten, daß unsere Künstler und Dichter die poetischen und malerischen Seiten, welche die Wohn- und Bauplätze der Menschen, unsere Städte, in ihrer äußeren Gestaltung, sowie in ihrem inneren Leben darbieten, völlig vernachlässigt hätten. Ein solcher Vorwurf wäre nicht ganz gerechtfertigt.

Unter den Malern namentlich haben wir sogar eine eigene Classe der sogenannten „Architektur-Maler", die sich vorzugsweise damit beschäftigen, das ästhetisch Anregende in den menschlichen Gebäulichkeiten und städtischen Wohnsitzen aufzufassen und in „erfreulichem Bilde" wiederzugeben.

Schon der alte gute Mathäus Merian bemühte sich im Anfange des 17. Jahrhunderts, ein paar hundert europäische Städte mit all' ihrem Schmucke von Thürmen, Kuppeln, Gebäuden und Gemäuern sorgfältig und zierlich abzuconterfeien. Auch blühten bereits zur selben Zeit mehrere andere Architektur- und Städte-Maler.

Im 18. Jahrhundert traten namentlich in den Niederlanden und Italien, den Ländern der prachtvollsten Städte,

viele Maler auf, die sich fast ihr Leben lang mit Darstellung von Stadt-Prospekten, Veduten von alterthümlichen Straßen, Marktplätzen und Architekturformen beschäftigten. Und die neueste Zeit, die mit bewundernswürdiger Vielseitigkeit sich Augen und Talente für Alles verschafft hat, erzeugte sogar Künstler, welche sich in eine ganz specielle Branche des Städtelebens vertieften. Der Italiener Antonio Canale und Bernardo Bellotto, genannt „Canaletto“, sowie der Deutsche Nerli, „der neue Canaletto“, erhielten ihre Beinamen daher, weil sich ihr Pinsel und ihre Phantasie vorzugsweise der an den venetianischen Canälen entfalteten Palast-Poesie zuwandten. Manche haben sich neuerdings ganz speciellen Gattungen von Gebäuden gewidmet, z. B. der bekannte Hassenpflug fast bloß den winterlichen und beschneiten Klostergängen. Ja einige haben sich mit ihrer Muse auf den Kuppeln eines einzigen städtischen Gebäudes, das sie beständig umwandeln, das sie in allen seinen Phasen, in allen verschiedenen Effecten, die es in Mittag-, Morgen- und Abendbeleuchtung hervorbringt, auffassen, gleichsam wie Thurmfalken niedergelassen. So der bekannte Maler Conrad, der sich fast ganz in den Cölner Dom, so der treffliche Graimberg, der sich ganz und gar in die Stadt und das Schloß von Heidelberg verliebt und eingelebt hat.

Auch von den Dichtern könnte man wohl hie und da Aehnliches loben. Unter den älteren deutschen Dichtern mag man den berühmten Nürnberger Schuster und Meistersänger nennen. Die dichterische Thätigkeit unseres Hans Sachs war vielfach auf Schilderung des bürgerlichen Privatlebens in den Städten gerichtet, eines Themas, das er in seinen

Dramen und in seinen Fastnachtsschwänken zuweilen mit so viel gesunder Laune und Gemüthlichkeit behandelte.

Wie in Nürnberg früher, so blühte auch in Hamburg im Anfang des 18. Jahrhunderts eine ganze Dichterschule, deren Mitglieder wie Brockes, Hagedorn und andere bei aller ihrer Liebe zur Natur die poetische Seite des städtischen Lebens nicht übersehen haben, in deren Gedichten die städtische Gesellschaft und entsprechende Stadtscenen mehrfach verherrlicht sind.

Das alte Frankfurter Reichsstadtkind, unser Göthe, zeigt sich in vielen seiner Schriften sehr empfänglich für die Poesie des städtischen Wesens und Treibens. In seinem Faust, in seinem „Dichtung und Wahrheit", namentlich in seinem „Hermann und Dorothea" kommen allerliebste Schilderungen aus dem Leben eines kleinen Landstädtchens vor. Hat er doch in seinem „Jahrmarkt von Plundersweilen" sogar das Marktgeschrei und Straßengetümmel eines Krähwinkels in Verse gesetzt!

Bei unserem idealen erhabenen Schiller scheint dergleichen seltener vorzukommen. Er war für die Auffassung der poetischen und malerischen Seite, welche das gemeine irdische Treiben und Alltagsleben des städtischen Getümmels darbietet, weniger empfänglich, obgleich er doch auch in einigen seiner Gedichte vortreffliche Stadtansichten entworfen hat, z. B. in seinem „Spaziergange" das Bild „der thürmenden Stadt, in der Landschaft", oder in seiner Glocke eine Feuersbrunst und einen Aufruhr in der Stadt, sowie auch die gemüthliche Existenz der Bürger hinter ihren Mauern und Thoren.

Auch sonst haben wir in unserer deutschen Literatur hie und da noch manchen Dichter, der sein Städtchen, oder seine Stadtgärtchen, oder sein Dachstübchen, oder sein altes Vaterhaus in einem Liedchen verherrlicht hat. Besitzen wir doch sogar ganze Liedersammlungen, in denen jedes städtische Handwerk und Gewerbe hübsch besungen wird und so zu sagen die Poesie jeder Gattung von Ateliers oder Werkstätten erklingt.

Auch bei andern Völkern, namentlich z. B. bei den geselligen Franzosen, fehlt es nicht an Dichtern, welche Städte und Stadtleben zum Vorwurf ihres Griffels gemacht haben. Balzac, Victor Hugo, um von vielen andern zu schweigen, haben z. B. die poetischen Schauer, welche die hohen Gebäude, oder die finstern Gassen alter Städte durchziehen, zuweilen wundervoll gemalt. Ja ein großer Theil der ganzen französischen Literatur dreht sich um die poetische Verherrlichung des glänzenden Lebens ihrer Haupt- und Weltstadt Paris, und der gemüthliche französische Graf Le Maistre hat uns sogar in seinem „Voyage autour de ma chambre“ eine höchst poetische Schilderung der Ideen und Sensationen, die ihn beim Anblick der menschlichen Kunstwerke in dem engen Raume seines Wohnzimmers anwandelten, gegeben.

Wer ferner die inhaltreichen Werke des liebenswürdigsten englischen Essayisten, des tief humoristischen Charles Lambs, der in der Mitte des räucherigen Londons das Licht der Welt erblickte und dort ein halbes Jahrhundert lang lebte und dichtete, gelesen hat, der wird darin viele äußerst anziehende Schilderungen von den eigenthümlichen Scenen

und Reizen, welche auch dieser Stadt-Coloß einem in ihn verliebten Eingebornen darbietet, gefunden haben.

Endlich bieten sich auch in den Werken unserer neuesten so zahlreichen Touristen und Reiseschriftsteller viele nicht nur topographische und geographische, sondern auch sehr poetische und pittoreske Gemälde von Städten und Städtchen aller Länder der Welt dar.

Ich sage also, unsere Städte und ihr Leben sind von der Kunst und Poesie nicht völlig vergessen worden. Nichts desto weniger aber glaube ich sie doch mit Recht als ein vergleichsweise etwas vernachlässigtes Thema bezeichnen zu dürfen. Das Poetische und Malerische außerhalb der Städte in der großen, freien, weiten Natur ist von den kritisirenden und ästhetisirenden Theoretikern sowohl als auch von den schaffenden Darstellern unvergleichlich viel eifriger in allen Richtungen ausgebeutet und fast erschöpft worden. „Ansichten der Natur", „landschaftliche Skizzen" aller Art, „Marsch-, Haide-, Steppen-, Pusten-, Alpen-Bilder" haben wir von ihnen in überschwänglicher Hülle und Fülle. „Was sich der Wald erzählt", was säuselnde Winde, was murmelnde Flüsse mit einander plaudern, die Reize und Schauer einer Gebirgsschlucht, oder eines einsamen Bergschlosses, die Anmuth eines versteckten Thales, oder der Jubel auf einem hohen Gipfel, das haben tausend und aber tausend Zungen, Federn, Griffel und Pinsel nach aufmerksamer Belauschung höchst beredt geschildert.

Auch die sogenannte „Architektur- oder Stadt-Malerei" ist vis à vis der „Landschaftsmalerei" doch am Ende ein etwas dürftiger und fast dürrer Zweig der Kunst. Und

was die Dichter betrifft, so kann man die Werke des ersten besten zur Hand nehmen. Man wird fast bei jedem auf ein Dutzend Mai-, Herbst- oder Frühlings-Gesänge, Jäger-, Fischer-, Hirten-Abschieds- oder Hirten-Klagelieder, auf hundert an Seen, Flüsse, Berge, Bäume, an die Najaden und Dryaden oder nur an blühende Dornbüsche und bescheidene Veilchen, an die Schaafe, Rinder, oder gar nur an die zirpende Grille gerichtete Hymnen, höchstens dann und wann ein Mal ein paar Strophen finden, die sich dem merkwürdigen Bilde zuwenden, welches der Mensch in Mitte seiner Kunstschöpfungen darbietet.

Nun will ich zwar durchaus nicht dem Lobe und der Bewunderung der lieben, schönen, herrlichen Natur entgegen sein. Im Gegentheil begreife ich vollkommen die lebhafte Neigung, die den Zigeuner, der auf freier Haide zuerst das Licht der Welt erblickte, für Wald und Blachfeld beseelt. Ich verstehe auch den tief im Herzen wurzelnden Zug des Alpenhirten zu seinen Bergen und Thälern, in denen er als munterer Knabe streifte, in denen er die ersten Gefahren bestand, die ersten Freuden genoß. Aber sind wir in einer kleinen Straße zwischen dichten Gemäuern geborenen Stadtkinder denn nicht mit eben solchen starken Banden der Sympathie und Erinnerung an die Giebel und Mauern unserer alten Stadt gefesselt, zwischen denen unser Leben sich emporrankte, wie der Wachsthum eines Epheus an einem steinernen Pfeiler; begrüßen wir nicht aus der Ferne zurückkehrend die wohlbekannten Figuren unserer Stadtzinnen mit demselben Jubel, wie der Gebirgsbewohner die Gipfel seiner Berge, und ist uns Städtern nicht das

Glockenspiel der Kirchen oder der von den Thürmen geblasene Choral ebenso unvergeßlich und rührend, wie z. B. dem Schweizer sein Kuhreigen.

Ist nicht das, „was die alten Häuser in unseren Städten sich erzählen", was Staub und Steine unter unsern Füßen reden, in seiner Art wenigstens ebenso interessant, wie was die säuselnden Tannen im Walde mit einander schwatzen? Sind nicht sowohl die Schauer als die mannigfaltigen Reize eines großen Straßenlabyrinths und seine menschenerfüllten Winkel und Verstecke in ihrer Weise auch anregend und ergreifend? Ja, was sind denn am Ende jene so viel gepriesenen Bergschluchten und Thalgelände, denen der Zufall und blind waltende Kräfte ihre Gestalt gaben? Sie bestehen aus todten Klippen und starren Felsmassen. Einige einfältige Raubvögel nisten in ihren Höhlen, stumme fühllose Gebüsche wurzeln in ihren Spalten, und die wilden Elemente bewegen sich auf ihren Pfaden. Wie ganz anders lebt und webt es da in den Spalten und Schluchten unserer alten Städte, wie viel mächtigere Sympathien packen uns da, wenn wir sie lauschend und spähend durchwandern. Die hoch aufgethürmten Thalwände der Straßen zu beiden Seiten sind lauter künstliches Menschenwerk, ehrwürdige Gebäude, im Laufe der Zeiten gestaltet, gefüllt mit fühlenden und intelligenten Wesen bis hoch unter die Dächer hinauf. Ihr Grund ist ein hundertjähriges Pflaster, über das seit undenklichen Zeiten Tag für Tag der bewegliche Strom der Bewohnerschaft — jeder Tropfen davon ein merkwürdiges Geschöpf mit seinem

eignen Lebensroman! — dahin floß und wanderte wie die seelenlosen Gewässer in den Gebirgen.

Aber wie gesagt, die Mehrzahl unserer für die Natur etwas übermäßig und fast einseitig schwärmenden Dichter ficht dies Alles im Ganzen genommen nicht viel an. Sie streben mit ihrer Phantasie fast immer aus den Städten in die freie wilde Schöpfung hinaus. Sagt nicht sogar einer derselben und zwar einer der trefflichsten — freilich vielleicht nur in einer Anwandlung höchst melancholischer Laune — die Natur sei lieblich überall, wo der Mensch nicht hinkomme mit seiner Qual?

Ich weiß nicht, ist es der übergroße Reichthum des Gegenstandes und die Schwierigkeit der Darstellung, was sie abhält, oder ist es die Alltäglichkeit der Dinge um uns her, was sie verblendet und das eigenthümlich Poetische dabei nicht mehr so lebhaft empfinden läßt. Genug, in der Regel bekümmern sie sich erst um die Städte und halten sie erst dann für einen ihres Gesanges würdigen Gegenstand, wenn sie ganz todt und ausgestorben, wenn sie in Staub und Schutt zerfallen sind. Ueber die mit Moos und Epheu überwachsenen Ruinen der zerstörten Städte fielen freilich die Dichter von jeher begierig und wortreich her. Aber von der Poesie, die in unseren Städten mit uns lebt, ist verhältnißmäßig nur selten bei ihnen die Rede.

Bedenkt man nun noch, wie viele Tausende dazu verurtheilt sind, innerhalb der Städte zu leben und zu sterben, so mag es dem Allen nach wohl nicht überflüssig und nicht unzeitgemäß sein, wenn unter den zahllosen Anbetern, welche die Natur hat, auch einmal ein Advocat

der Städte, gegen die so manche ungerecht sind, auftritt und sich bestrebt, ihr Lob zu singen und die selten untersuchten Fragen zu behandeln: welche ästhetische Genüsse und welche poetische Freuden wir auch in ihnen finden können, welche Reize ihnen eigenthümlich sind, welche beglückenden Verhältnisse und Anschauungen die Existenz in ihnen darbietet. Wer dies Alles, das selbst diejenigen, welche ihre Städte gar nicht entbehren möchten, oft übersehen oder vergessen, so recht allseitig zum deutlichen Bewußtsein zu bringen vermöchte, der könnte mit einer solchen Betrachtung dazu beitragen, viele mit ihrem Schicksale auszusöhnen und sie zufriedener zu machen. Er könnte mancher verkehrten Sentimentalität und Sehnsüchtelei begegnen und zeigen, wie das Gold der Poesie, das wir so oft hinter den „blauen Bergen“ suchen, uns so oft in unsern Städten dicht und reichlich vor den Füßen liegt. —

Wie glücklich — um damit anzufangen, — wie malerisch und äußerst anziehend, mithin auch poetisch anregend ist nicht gleich in der Regel die Umgebung und Lage der Städte in Folge ihrer Entstehungsweise und Bestimmung. Sie haben sich ihren Bedürfnissen gemäß fast überall an den schönsten und bedeutungsvollsten Lebenspunkten des Landes angeheftet. In den sandigen Wüsten und auf den öden Rücken der Hochgebirge, in den Urwäldern und Haidestrichen konnte keine Ansiedlung frommen. Die Bevölkerung concentrirte sich nur in den anbaufähigen Gefilden, in den reich begabten Naturparadiesen.

In diesen Naturparadiesen, in denen sie Platz nahmen, erhöhten die Städte mit ihren zahlreichen Bedürfnissen

rings umher Leben und Anmuth. Ihretwegen wurde der Urwald dort gelichtet. Durch sie blühten rings umher die Fluren und die lieblichen Dörfer reichlicher auf. Für sie grasen daselbst auf üppigeren Wiesen die zahlreichen Heerden. Sie weckten und befruchteten den Boden weit und breit.

Die Gärten und Villen, welche die Landschaft zieren, wurden von den Bürgern der Stadt gebaut und geschmückt. Je mehr man sich der Stadt, die in dem Mittelpunkte des hübschen Gemäldes als Herz oder Krone des Ganzen liegt, nähert, desto höher steigt die Cultur, desto dichter werden die schmucken Anlagen. Zuletzt zeugt jeder Quadratschuh von Sorgfalt, Kunst und Ueberlegung.

Das Bedürfniß des Handelsverkehrs trieb die Städte fast überall in die anmuthigen Flußthäler oder zu den Meeresküsten hinab. In den Flußthälern begannen sie wie z. B. Paris, oder wie Berlin oder Petersburg, oder wie hundert andere auf den von den Flußarmen umflossenen Inseln, die von der Natur gegen feindliche Angriffe geschützt waren, oder wie z. B. Coblenz, wie Passau, wie Lyon, wie zahllose andere auf einer Halbinsel, bei welcher zwei schiffbare Flüsse sich vermischten, deren Arme, Inseln und Halbinseln sie nachher durch kunstvolle und graziöse Brückenbogen unter einander verbunden haben.

Namentlich häufig findet man die Städte, wie z. B. Heidelberg, wie Minden und wie wiederum viele andere auch da, wo die Ströme aus dem Gebirge hervorbrechen und in die Ebene hinaustreten, innerhalb der großen malerischen Bergthore, oder auch wie Schaffhausen bei den großartigen Strom-Katarakten, wo eine Veränderung in

der Art des Verkehrs oder der Beschiffung, so zu sagen eine Umspannung oder Umpackung, eine Station nöthig wurde.

Das Verlangen der Bürger nach Schutz und Vertheidigung bewirkte es, daß da, wo keine Flußinsel sich darbot, vereinzelte Hügel, isolirte Berge, kleine Felsenköpfe in der Mitte der Ebenen aufgesucht wurden, auf denen die Stadt ihre Citadelle, ihre Akropolis bauen, ihre Tempelschätze und Heiligthümer in Sicherheit bringen konnte. So entstanden die Hügelstädte Jerusalem, Athen, Rom, Nürnberg, Moskau und unzählbare andere, die sich alle an Höhen anlehnen und die rohen Felsen und Gipfel derselben mit einer malerisch ausgegossenen Gruppe von Baulichkeiten überschüttet haben. „Schaut die thürmende Stadt, wie sie auf dem felsigen Kern sich erhebt; prangend verkündigen sie von fern die beleuchteten Kuppeln."

Auch die Ufer der Landseen und die Küsten der Meere sind aus derselben Ursache rings umher mit Städten geziert, und auch hier suchen dieselben sich die besten und angenehmsten Plätze aus, — die Meerengen wie Messina, die Küsteninseln wie Venedig, das sich so reizend in seinen Lagunen und Canälen spiegelt. Dann wiederum die kleinen Buchten und natürlichen Häfen, um die sie rings herum wie Constantinopel um sein goldenes Horn ihre Häuser placiren. Zuweilen auch treten sie dort wieder auf niedrige, felsige, meerumschlungene Vorgebirge hinaus, ebnen dieselben, fassen sie in einen Ring imposanter Mauern, schützen den Isthmus, der die Halbinsel an das Festland kettet, durch ein mächtiges Thor und füllen den Ring

innerhalb mit ihren stattlichen Gebäuden. So liegt unter vielen andern z. B. das rings von der Brandung umschäumte Ragusa.

Demnach, sage ich, besitzen fast überall die Bürger und ihre Städte die Haupt-Lebensstellen des Landes, die vom Schöpfer der Welt bezeichneten Herz- und Glanzpunkte der Landschaft. Wie Könige nehmen sie allewege die zweckmäßigsten und dominirenden Sitze ein, die eben daher zugleich meistens die wohlgefälligsten sind. Den Flecken und Dörfern der Bauern, den Bergschlössern des Landadels, bei denen es nicht so sehr darauf ankommt, überlassen sie die Nebenpositionen, die unzugänglichen Thalschluchten, die wilden Haiden, die rauhen Gebirge, die flußlosen Gebiete des dunkeln Innern. Die Städte erscheinen also gleichsam als die Augen der Landschaft. Ein Land ohne Städte wäre gewissermaßen ein Land ohne Markirung und Betonung der vornehmsten Züge und Gliederungen seiner Physiognomie.

Sind auf diese Weise die Städte schon in ihrem ganzen Auftreten in der Landschaft, ihrer Umgebung und Lage nach gewöhnlich sehr eigenthümlich, sehr malerisch und anziehend, so sind sie dies Alles in ihren innern Gestaltungen und Erscheinungen in noch weit höherem Grade.

Vor allen Dingen gewinnt das bischen Landschaft, das Stückchen Natur, das selbst noch in der Stadt geblieben ist und in ihren Mauern mit eingeschlossen wurde, an Reiz und ästhetischer Bedeutung.

Gleichwie die kleinen Werke des Menschen im Schooße der gewaltigen Schöpfung da wo Alles freie Natur ist, —

ein trauliches Häuschen, wenn auch nur eine Köhlerhütte, am Rande des finsteren Waldes, — die Kirchthürme und ein Dörfchen in der Mitte des mächtigen Gebirges, — oder nur ein Fußpfad in der Wildniß, — oder „Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinaufklimmend, ein schimmernder Streif, die Länder verknüpfende Straße" — so hat umgekehrt inmitten der steinernen Stadt, wo Alles Kunst, Berechnung und Regel ist, ein Gärtchen, ein offener Wiesengrund, ein Stückchen Gehölz, ja nur ein einziger Baum, eine Rebe, die sich am Fenster emporrankt, einen dreifach erhöhten Werth. Und eben weil die Natur in dem steinernen Rahmen der Städte so gar lieblich erscheint, wird sie gerade dort auch besonders innig geliebt, weit mehr als auf dem platten Lande, wo man sich in dem Embarras de richesse gleichgültiger gegen sie benimmt, wie gegen eine Geliebte, die nun die alltägliche Hausfrau geworden ist. — Die rechte tiefgefühlte, schwärmerische, romantische Liebe zur Natur kennt nur der Bewohner der Städte.

Wo anders als in der Stadt findest du den eifrigen Taubenzüchter, der die Hälfte seines Hausbodens zu Bauplätzen für diese Thierchen hergab und einrichtete, und der sein inniges Behagen dabei hat, aus der Tiefe des ummauerten Haushofes seine Blicke und Gedanken den hoch in die Räume aufsteigenden Seglern der Lüfte nachzuschicken.

Nur in der Stadt nistet die Liebhaberei für die Singvögel aller Art. Da wohnt der freundliche und sinnige Mann, der sich in seinem engen Stadtgärtchen mit raffi=

nirter Kunst eine Voliere eingerichtet hat, in welcher er Alles, was auf der Flur und im Walde singt, pfeift und zwitschert, versammelte. Da sitzt er im Frühling Stunden lang zwischen seinen Mauern und späht und lauscht mit Behagen dem Treiben seiner Sänger, die vor seinen Augen ihre Nester bauen, und ihre Jungen füttern. Und in der rauhen Jahreszeit nimmt er sie alle zu sich in die Stube wie seine Kinder, und da er sie gewöhnt hat, sogar beim Scheine seiner Abendlampe zu singen und zu pfeifen, so schafft er sich auch mitten im Winter einen Naturgenuß, den der Landmann dann entbehrt, und an den dieser auch nicht einmal denkt.

Nur in der Stadt auch begegnest du früh morgens dem zärtlichen und gemüthlichen Bürger, der sich bei Zeiten vom Lager erhob, und mit einem papiernen Tütchen sorgfältig gemischten Futters hinaus in die Anlagen ging, um die Nachtigallen und andere freie Vögel, die sich unter die Mauern der Städte geflüchtet haben, und die unter dem Schutze der städtischen Gesetze halb zahm geworden sind, und ihren guten Freund wohl kennen, zu ätzen. Der Landmann weiß nicht viel von solchen zarten Empfindungen für die liebliche Natur, die er blos ausbeutet, jagt, züchtet, mästet und schlachtet. —

Wie jene Volieren und Taubenschläge, so sind auch die Gewächshäuser und die künstlichen Zaubergärten, in denen man sich zu jeder Zeit die anmuthigsten Naturgenüsse verschafft, in den Städten erfunden. Dort ist die ganze Kunstgärtnerei und die Blumenzucht, die so viel Schönes, in der Natur Schlummerndes geweckt und herausgebildet haben, geboren.

Die hängenden Gärten von Babylon, die Rosengärten der Städte Damascus und Schiras, die Wintergärten zu Petersburg sind in der ganzen Welt berühmt. —

Und tritt man in das 6 Quadratruthen große Gärtchen eines Pariser oder Londoner Stadt-Bürgers, wie muß man nicht erstaunen über die Liebe und Sorgfalt, mit der da die Kinder der Flora gepflegt sind. Von allen Blumen und Sträuchern der Welt hat er Pröbchen zusammengebracht. Die Felsen der Gebirge hat er im Kleinen nachgeahmt, auch ihre Katarakten und Seen. Das Wasser plätschert in zierlichen Fontainen und der Wind spielt mit flatternden Fahnen, mit künstlichen Windmühlen und lustig sich drehenden Rädern. Gewiß liegt dieses Stadtkind, der Besitzer, der diese kleine Miniaturenschöpfung herstellte, und emsig täglich daran weiter schafft, umschafft und pflanzt, der Mutter Natur so recht poetisch schwelgend am Busen, und belauscht jede ihrer Regungen mit derselben Leidenschaftlichkeit wie jener von Napoleon eingekerkerte Graf auf dem Bergschlosse Savoyens, der sein Pflänzchen „Picciola“ zwischen den Steinen sich winden und ringen sah, und dasselbe, von poetischem Mitleiden ergriffen, als seinen Liebling unter seinen Schutz nahm.

So großes Raffinement der Naturliebe, eine so phantastische Leidenschaft konnte sich nur in den engen Räumen der gemauerten Städte erzeugen. Die, welche dort auch ein kleines 6 Quadratruthen großes Gärtchen sich nicht verschaffen können, erziehen sich und pflegen im Winkel ihres engen Gehöftes ein Apfelbäumchen oder sie bereiten sich einen Blumenflor vor ihrem Fenster, oder sie stellen wenig-

stens ein Paar grünende Töpfchen auf die Gesimse ihrer Bodenstübchen. Ja es giebt Manche, deren ganzes Landbesitzthum sich auf ein einziges mit Erdreich und Gesäme gefülltes Kästchen beschränkt, das sie hoch oben auf dem Dache zwischen den Schorrsteinen befestigt haben, und aus dem ihnen dennoch mitunter mehr Natur-Behagen und Freude zufließt, als manchem gleichgültigen Dorfbewohner aus seinem breitgestreckten Acker. — Man kann sagen, daß jedes Pflänzchen, jedes Keimchen in den steinernen Gehöften und auf den Dächern der Städte gleichsam eine Picciola sei.

Nur die Entbehrung flößt Verlangen und Liebe ein. Und wie die Natur in den Mauern der Stadt immer am sorgfältigsten gepflegt wurde, so wurde sie dort auch von jeher am besten besungen. Innerhalb der Städte haben stets die zärtlichsten Naturdichter gewohnt. Dem Horaz theilte die Stadt die rechte Sehnsucht nach dem Lande mit, die ihm so hübsche Loblieder auf sein Sabinum eingab. Seine Oden darauf dichtete er alle in der Stadt. War er draußen an Ort und Stelle selbst mitten zwischen seinem Korn und Vieh, dann beschäftigte sich seine Muse mit andern Dingen.

In mancher Hinsicht leisten auch unsere Städte ohne alle Absicht und ganz von selbst der Natur einigen Vorschub und gewähren ihr allerlei hübsche Vortheile, die sie draußen nicht genießt. In gewissem Grade haben die Städte sich ihr eigenes und ein zum Theil besseres Klima geschaffen. Die dicht zusammengedrängten Menschen, die nahe neben einander errichteten Feuerstellen, der reichlich

gegen den Wind gewährte Schutz, und die überall zwischen dem Gemäuer sich fangenden und brechenden Sonnenstrahlen haben bewirkt, daß die Temperatur in unsern Städten gewöhnlich etwas höher steht, und daß die Luft daselbst zugleich ein wenig trockener ist als auf dem platten Lande. In sumpfigen, feuchten und fieberreichen Strichen ist daher auch der Aufenthalt in der Stadt meistens zuträglicher und gesunder als auf dem Lande. Sowohl in manchen Gegenden Amerikas als auch z. B. in vielen Strichen Italiens, Griechenlands und anderer Länder fliehen deshalb zur Fieberzeit die Landleute in die Städte, wo sie in der Regel gegen Malaria und ihre üblen Folgen besser geschützt sind. Aus demselben Grunde fängt auch das wiederkehrende Jahr an, in den Ringmauern unserer Städte, deren jede gewissermaßen ein großes Gewächshaus ist, die ersten neuen Lebenszeichen von sich zu geben. Da ergrünen an den Mauern die Bäume zuerst, da knospet und regt es sich frühzeitig in den geschützten Gärten, und während das Land noch weit und breit still, todt und öde ist, prangt unsere Stadt längst rings umher im schönsten Blüthenschmucke. Und in ihren Bäumen zwitschern schon die Staare, die Finken und andere lebendige Frühlingsboten, die auf dem offenen Lande erst später erscheinen. Von den Städten, wo er zuerst festen Fuß faßt, setzt der Frühling aus und erobert von da aus das flache Land. In unserem Norden war es daher auch nur innerhalb der Städte möglich, solche Plätze zu finden, auf denen man, wie es in Dresden, Gotha und anderswo geschehen ist, wenigstens im Sommer einige zarte Südpflanzen aus den Gärten der Hesperiden den Bürgern

zur Schau stellen und ihnen gleichsam ein Stückchen aus dem Lande, wo die Orangen glühen, herzaubern konnte.

In gewissem Grade also, sage ich, haben die Städte sich ihre besonderen klimatischen und Temperatur-Verhältnisse geschaffen. Wenn man indeß die erstaunlichen und langjährigen Anstrengungen erwägt, welche die Menschen in den Städten aufgewandt haben, sich eine eigenthümliche, unabhängige und künstliche Existenz, ein apartes Plätzchen für sich zu schaffen, so muß man sich nur wundern, daß dies nicht in einem noch viel höheren Grade der Fall war. Aber dazu war ihnen doch der alte Wettergott zu stark, der mit Sonnenschein und Regen, seit dem Anbeginn der Zeiten, mit Sturm und Ungewitter über die Welt, mochte sie bebaut sein oder nicht, einhergefahren ist und in Folge dessen auch in unsern Städten, in die er so ganz und gar nicht hineinzugehören scheint, höchst fremdartige und poetische Contraste erzeugt. Wenn er die Backen recht voll nimmt, so tobt er durch unsere Straßen noch heute mit derselben Gewalt, wie über die Haiden und Wälder, die ehemals, als es noch keine Stadt gab, auf unserm Marktplatze wucherten. Er wirbelt fast unwiderstehlich an den Ecken unserer Kirchen, als wären es felsige Klippen. Er heult in den Schorrsteinen. Er braust und musicirt in den Fugen der Fenster und der Schlüssellöcher der Thüren, wie in den Spalten und Rissen der Berge. Die Windfahnen knarren, die Thore klappern, als wollte er überall anfragen, was habt ihr hier zu thun, ihr kleinen Menschen-Zwerge, an dieser meiner Stätte, wo ich Titanide mich zu ergehen gewohnt war.

Ebenso wenig wie der Wind geniren sich Regen, Schnee und Hagel in unsern künstlichen Wohnsitzen. Der Schnee im tiefen Winter stäubt vom Himmel herab und bepudert unsere Dächer, unsere kunstvollen Monumente, Bildsäulen und Sculpturen ebenso wie die ganze Landschaft umher und bedeckt Alles mit seinem Leichentuche, so daß der aus der Wüste Heranreisende dann das Bild der menschlichen Stadt fast vergebens auf der großen vor ihm aufgerollten Landkarte sucht, und wenn er einzieht, zu seiner Ueberraschung all' ihr künstliches und buntes Getreibe unter der einförmigen Schneelast entdeckt.

Auch den Regen könnten wir Städter wie den Schnee recht wohl entbehren. Beide sind nur dem Landmanne willkommen für seine Felder und Wiesen. Uns bringen sie nur Schmutz in die Straßen, Feuchtigkeit in die Wohnungen, und Ungemach von allerlei Art. Nichtsdestoweniger tränkt wohl ein Platzregen unsere alten Thürme und Häuser, als hätten sie das Bad so nöthig wie die Tannen im Walde. Es ist höchst verwunderlich anzusehen, wie das Himmelswasser in Kaskaden und hundert kleinen Flüssen, die den Bergströmen nachzuahmen scheinen, von den Dächernrieselt, ja wie es zuweilen in unsern engen Straßen fluthend bergab marschirt, als wären sie Gebirgsschluchten.

Mitunter tanzt wohl gar ein Wirbelwind oder ein Hagelschauer, aus dem flachen Lande kommend, mitten durch unsere Städte hin, die sie hätten respectiren sollen, und sie richten dabei eine Wirthschaft an, werfen daselbst so viele Töpfe, Scheiben, Schorrsteine und andere Kunstprodukte mit rauher Faust zusammen, daß unser armer

Ort in ein paar Stunden aussieht, als hätte er einen feindlichen Ueberfall bestanden.

Von ganz wundervollem Effekte sind in der Nacht die Gewitter in den Städten:

„Aus der Wolke ohne Wahl
Zuckt der Strahl.“

Fährt der Blitz daher, so springen hundert Häusergiebel und die langen Leiber der Thürme wie Riesen aus der Dunkelheit für einen Augenblick hervor. Der Donner hallt in den öden Gassen zwischen den alten mit Schläfern gefüllten Gemäuern wieder, und die Furcht bebt in tausend Menschenherzen.

Auf diese Weise ist denn wie der Gang des Frühlings und der Jahreszeiten, auch das Wetter in den Städten, so sind auch alle meteorologischen Phänomene dort von eigenthümlichen Effekten begleitet, zeigen sich in dem frappanten Contraste zwischen der Physiognomie der wilden Töchter der Natur und der der Miniatur-Schöpfungen der Menschen ganz verschieden, sind merkwürdiger, in ihrer Art poetischer, und erwecken in uns ganz andere Sensationen und Betrachtungen, als auf dem flachen Lande, in der Haide und den Gebirgen, wo sie zu Hause sind, und wo sie mit dem Ganzen mehr in Harmonie stehen, und folglich minder außerordentlich, p r o s a i s c h e r erscheinen. —

So viel von der malerischen Bedeutung, welche die Städte in der Natur und Landschaft haben und umgekehrt, von der merkwürdigen und zum Theil sehr poetischen Rolle, welche die Natur, die Jahreszeiten und Wetterphänomene in den Städten spielen.

Eine andere Hauptquelle poetischen Genusses in den Städten bietet die Erinnerung an die Vergangenheit, an die Fülle früherer Begebenheiten, den Fortschritt und Wandel der Zeit, die sich uns bei ihrem Anblick offenbart, und sich bei einer Existenz in ihnen überall aufdringt, dar.

Außerhalb der Ringmauern der Städte, in der freien Natur, auf dem platten Lande giebt es fast keine Geschichte. Die Natur hat kein Alter, sie ist stets jung:

„Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.“

Alles ist grün, frisch, fortschrittslos heute wie es gestern und wie es vor tausend Jahren war. Und giebt es dort Fußtapfen und Spuren des Gottes der Zeit, wie z. B. in den Bildungen der Thäler, in den Felsen und Bergspitzen, so sind dies so kolossale geologische Perioden, daß die Phantasie des Menschen vor ihnen zurückschrickt, sie nicht zu ermessen vermag, also auch kaum einen poetischen Eindruck von ihnen empfängt.

In unsern Städten dagegen gewahrt man in einem kleinen übersehbaren Bilde auf Schritt und Tritt den unterhaltenden, den interessanten, den ergreifenden Gang der Zeit. Sie waren von vornherein die Ausgangspunkte der Cultur, die Geburtsstätten der Gesetze, der politischen Verfassung und der Freiheit, die Sitze der bildenden Künste und der Wissenschaften. In ihnen lebten die großen Gedanken und die großen Männer des Volks. In ihnen geschahen die entscheidenden Dinge und bei ihnen wurden die folgenreichen Kämpfe ausgefochten. —

Auf dem platten Lande, wo Alles zerstreut und ver-

einzelt wohnt, wo Jeder für sich einen kleinen Landeigenthümer darstellt, da blieb Jeder egoistisch sein eigner Herr für sich und in der Zersplitterung der Kräfte konnte nichts Großes geschehen. Das „Land“ hat in allen Gegenden der Welt wilde Horden und Raubritter, die Sklaverei, Leibeigenschaft, den Feudal-Adel erzeugt, und ist dabei auch immer in die Hände großer Eroberer gefallen. Die sogenannte „freie“ Natur ist daher in politischer Beziehung meist sehr unfrei gewesen.

Erst wenn die Menschen sich in den engen Städten zusammenfanden, da entstand das Bedürfniß nach Ordnung und Regel. Da lernte Jeder sich fügen, seine Begierden beschränken, da traten die Gesetzgeber auf. Da entstand die Gemeinde, der Staat, die Freiheit. Da verbanden sich alle Kräfte zu einem schönen Bunde, da schlug das Herz jedes Bürgers für jeden Mitbürger. Sie lernten sich als Brüder schätzen, und es wob sich unter ihnen „das theuerste der Bande, der Trieb zum Vaterlande.“

Auch die Gottheit wurde in den Städten anders und reiner verehrt, als draußen in der freien Natur und auf dem „Lande“. Dort im Freien hat sie sich zwar einen großen mächtigen Tempel gebaut. Aber fast ist dieser Tempel zu groß und zu gewaltig für die kleinen Menschenkinder. Sie schwelgen darin, sie lassen ihre Phantasie darin schweifen. Aber sie verlieren sich in diesem colossalen Labyrinth, das ihnen vielfach ein Geheimniß bleibt. In den Bergen und Thalschluchten, auf dem flachen Lande, wo der Mensch, vereinsamt, im Schooße der großen Natur wohnte, haben immer Kobolde, Naturgeister und der Aberglaube

gewaltet. Erst in den Städten klärte sich der Naturgottesdienst auf menschliche Weise ab. Da erst hat der Mensch sich selbst, die Gottheit in seinem eigenen Busen, und wie sie sich in der Geschichte offenbart, gefunden. Da baute er, zu Opfern und Anstrengungen inspirirt, der Gottheit zu Ehren seine eigenen herrlichen Tempel auf, in denen seine schwache Stimme, seine Harfen und Posaunen, die in den großen Naturräumen verhallen und sich verlieren, ein Echo fanden. Von den Städten aus konnte er auch erst mit dem Lichte der Wissenschaft in den großen Naturtempel zurückkehren und ihn besser begreifen lernen. Wie nach dem, was ich oben sagte, die Liebe zur Natur, so ging auch ihr Verständniß von den Städten aus; und wie der Frühling zuerst in den Städten sich regt und von ihnen aus in's Land vorschreitet, so wurde auch nur in ihnen das Licht einer geläuterten Gottesanschauung geboren und klärte von den Städten aus das abergläubige und heidnische Flachland auf.

Dem Allen nach sind daher auch die Städte in weit höherem Sinne als die öden Gipfel der Bergkolosse, oder die Katarakten oder andere sogenannte „Naturwunder“ die geweihten Stätten auf Erden geworden. Mit Recht hat man ihnen daher auch das Attribut „die heiligen“ beigelegt, und die Pilger, aus weiter Ferne kommend, ziehen ungerührt an ganzen Reihen solcher unbekannten Berge vorüber, — erblicken sie aber die Zinnen des heiligen Ilion, oder des geweihten Jerusalem, oder das ruhmvolle Mecca, oder das siebenhügliche Roma, oder das kirchenreiche Moskau, so ergreift sie die Erinnerung an all' das Große und Außer-

ordentliche, was sich an einem solchen Erdflecke begab und sie fallen zu Boden, die durch zahllose Tugenden, Leiden und Thaten geweihte Stätte verehrend.

Etwas von dieser Heiligkeit haben noch alle unsere alterthümlichen Städte, und selbst bei den kleinsten ist die Fülle und Summe der Erinnerungen groß. Da stehen noch die zum Himmel weisenden Thürme und die ehrwürdigen Cathedralen, welche die Vorväter bauten, und in denen ganze fromme Geschlechter aus- und einzogen, — die Rathhäuser, die Kunsthallen und die Versammlungs-Räume der mannigfaltigen Brüderschaften und Vergesellschaftungen der Bürger, in denen sie die unzähligen Lebensfragen der Vorzeit beriethen, — sowie die Brückenpfeiler, die sie einst felsenfest im Flusse begründeten. Ja in den Souterrains und Kellern jener Gebäude findet man noch Reste der allerersten Ansiedler, der frühesten längst vergessenen Colonisten und Culturbringer in dem barbarischen Lande.

Die alten steinernen Wohnhäuser der Städte, die dem Zahne der Zeit nicht so leicht wichen, wie die ländlichen Strohdächer der Dörfer, die hundert Mal durch Brand und Krieg zerstört und wieder erneuert wurden, haben noch alle den Charakter der Epoche ihrer Geburt. Jedes redet noch von seinem eigenen Jahrhundert. Einige sind ganz urthümlich, ganz altfränkisch oder gothisch und stehen noch wie uralte Bäume im Walde da. Andere erinnern in ihren Rococo-Skulpturen an unsere mit Perrücke und Zopf paradirenden Großväter. Zwischendurch wurde dieses und jenes, ganz neuerdings nach dem allerneuesten Geschmacke

gebaut und drängte sich als junger Rekrut in die Reihen und Glieder der Veteranen. Und geht man Revue haltend durch ihre langen Zeilen, so kann man jedes Haus für einen großen Buchstaben in einer alten zu Stein gewordenen Chronik halten, die man vor sich aufgeschlagen sieht.

Eine noch ältere Sprache als die Häuser redet der Lauf der Straßen, die Form und Figur der öffentlichen Plätze, der Stadtplan selber. Denn diese änderten sich nicht so leicht, wenigstens nicht in dem innern soliden Kern der Stadt. Jede Straße ist gewissermaßen eine uralte Form, um welche sich die Häuser, die sich im Laufe der Jahrhunderte daran legten und allmählich wieder verschwanden und umwandelten, immer wieder in derselben Weise gruppirten. So oft die Häuser umher auch weggebrannt oder demolirt sein mögen, die alte dem Boden eingezeichnete Eintheilung der Grundstücke, die Breite, die Länge, die Windungen und Verengungen der Straße blieben. Jede Ecke, jede unregelmäßige Biegung, jede Spaltung und Abzweigung in diesem städtischen Straßen-Labyrinthe ist daher uralt. Man kann sie nicht ohne Interesse gewahren. Irgend ein Zufall, eine Laune brachte sie einst hervor, und da sie einmal da war, so wurde sie der Stadt einverleibt und blieb unveränderlich für ewige Zeiten, wie die Vorsprünge, Ausbuchtungen, Felsenköpfe oder Thaleinschnitte in den Gebirgen. So ist denn jeder Winkel der Stadt gewissermaßen historisch. Fast jedes finstere Nebengäßchen, jeder Seitendurchbruch hat seine hundertjährige Geschichte. Der städtische Geschichtsforscher weiß denn auch,

wie es kam, daß dieses Gäßchen so klein, so enge blieb und von jeher der Sitz der städtischen Armuth und des Elends war. Er weist dir nach, wo die allerersten Stadtmauern waren. Noch erkennst du in den Windungen mancher Straßen die Windungen des frühesten Stadtgrabens, hinter denen die ersten Ansiedler dem Feinde trotzten, der hinterdrein zugeworfen und in eine doppelte Häuserreihe verwandelt wurde. Ein Kranz lieblicher Stadtgärten und Blumenbeete, die auf dem alten mit Blut gedüngten Kampfplatze erblühen, bezeichnet die Linien des neuesten und abermals ausgeebneten Panzers von Mauern und Gräben, den die Stadt angethan hatte.

So weht dich denn aus jedem finstern Gäßlein, aus jedem alten Hause der Stadt ein leiser historischer Wind an.

Man fühlt sich demnach in den Städten, die so zu sagen eine versteinerte Geschichte sind, mit allen Zeiten in Verbindung, und man lebt daher in ihnen mit den Ereignissen und Entwickelungen im Vaterlande weit inniger fort, als auf dem monumentenlosen Lande.

Wenigstens war dies bis auf unsere Tage so. Denn eben jetzt scheint das allerdings anders werden zu wollen. „Hélas! nos villes s'en vont!“, seufzt der französische Dichter Balzac, (auch ein echtes Stadtkind, geboren inmitten der krumm und schief gebauten Häuserviertel der uralten Stadt Tours an der Loire) und es ist dies ein Seufzer, in den einzustimmen uns Stadtkindern allen fast jeder Tag Veranlassung giebt.

Vielerlei neue Verhältnisse und Bedürfnisse arbeiten an der Umgestaltung unserer alten Stadtkerne. Sie fangen

an, wie Schnee dahin zu schmelzen, so daß sie nicht mehr bleiben, was sie waren, und auch wir, ihre Bewohner, mit ihnen uns wandeln.

Unsere im Mittelalter gebauten Städte waren lauter Gemäuer, Stein und Skulptur, alles ringsumher gedrechselt, gemeißelt, kunstvoll gestaltet, bis zum Ueberfluß gefüllt mit buntem Menschenwerk, wie ein Bienenkorb mit Wachszellen und Honig. Da fühlten sich die Bürger so recht mitten in ihrer eigenen Schöpfung, und steckten darin wie die Korallenthiere in ihren Gehäusen. Jetzt legen die Städte ihre steinernen Panzer ab, wie einst die Ritter ihre eisernen Harnische.

Ihre alten Befestigungen sind längst überflüssig geworden, da wir jetzt unsere blutigen Zwistigkeiten nicht mehr wie die Griechen und Trojaner vor den Mauern der Städte ausfechten. Ueberall bricht man diesen alterthümlichen Kriegszierrath weg, und wir können unsern Vorvätern kaum mehr das freudige Gefühl nachempfinden, das sie so tief und innig erfaßte, wenn sie mit den Ihrigen, dem draußen dräuenden Sturme trotzend, in gemüthlicher und behaglicher Sicherheit hinter den Mauern eingepfercht saßen, und — „knarrend Abends sich das Stadtthor schloß.“ —

Die raschere Pulsirung des Verkehrs auf dem freien Lande, die Chausseen und Eisenbahnen haben auch den Takt der Bewegung in den Städten beschleunigt und haben dort correspondirende Vorkehrungen nöthig gemacht. Man durchbricht daher in unbarmherziger Weise die dichten im Laufe der Zeiten mühselig gestalteten Gruppen der Häuser mit neuen breiten gradlinigten Straßen, oder hobelt und meißelt doch,

um die alten Gäßchen zu weiten und um „Trabpfade“ (Trottoirs) herzustellen, die Vorbauten, die Erker, die Kellergewölbe weg.

Dazu ist ein neumodiger Schönheitssinn mit andern Ansprüchen und Ideen erwacht. Er hat sich dem Zweckmäßigkeits-Streben verschwistert, liebt nicht, was er unregelmäßig oder unbequem schilt, legt Richtschnur und Winkeleisen an, indem er die unsern alten Wohnungen angehängten malerischen Außen- und Nebenwerke aus allen Ecken und Winkeln herausputzt, und sich die Straßen und Plätze nach seinen Bedürfnissen zurechtschneidet. —

Auch die Gesundheitspolizei mischt sich hinein, holt die Menschen aus ihren poetischen Dachstübchen, aus ihren bescheidenen gemüthlichen Kellerwohnungen wie die Mäuschen aus ihren Höhlen und aus allen jenen kleinen steinernen Verstecken, die sie an die hohen Mauern der alten Kirchen, oder in die Felsennischen der städtischen Akropolis eingeklebt hatten und in denen sie hausten wie die Vögel in ihren Nestern, heraus und siedelt sie auf prosaischer ebener Erde in vielleicht heilsameren aber jedenfalls einförmigeren, in langen Linien neben einander gereihten, nach der Schablone construirten Behausungen an. —

Von Jahr zu Jahr sinken ganze Quartiere unserer alten ehrwürdigen, bunt und malerisch gestalteten Städte, wie Gruppen alter Bäume in den Forsten unter dem Zahne der Zeit, unter Beil und Brecheisen in den Staub, um Häuserquadraten Platz zu machen, welche nach dem Muster eines Schachbretts geordnet und wie Bataillone in Reih’ und Glied gestellt sind. Das Originelle und Amü-

sante, das charakteristische und historische Gepräge existirt in diesen neuen, aus dem Boden aufsprießenden Häuser-Bataillonen nicht mehr, in denen nicht Jeder nach seiner Phantasie und Weise, sondern alle nach den Vorschriften der herrschenden Mode, oder nach den Anordnungen und Berechnungen des Bauconductors und der Baupolizei wohnen.

Außerhalb der verschwundenen Ringmauern baut man weit ins Flachland hinaus. Haufenweise bringt man die Natur in die Stadt hinein. Gärten, Gehölze, Felder, Wiesen werden mit in den städtischen Ring eingeschlossen. Es scheinen keine Städte mehr, vielmehr mit Häusern besetzte Landschaften zu sein. Einem bescheidenen, mit der Pflege seiner kleinen „Picciola's" phantastisch beschäftigten Stadtkinde ist das viel zu viel Natur.

Und wie die bunten Städte einförmiger, unhistorischer, unstädtischer, ländlicher, so wird dabei umgekehrt das Land städtischer. Die Dörfer legen überall in diesem Jahrhundert ihr rustikes Ansehen ab und füllen sich mehr und mehr mit städtischen Elementen, Gewerken, Fabriken und stadtartigen Häusern. Der Contrast zwischen Stadt und Land verwischt sich von Jahr zu Jahr. Mit dem Schwinden der Contraste verflacht sich die Poesie, und schon giebt es jenseits des Oceans neue Reiche, wo der poetische Gegensatz zwischen Stadt und Land fast nicht mehr existirt, wo es kaum noch Städte nach unserer Weise giebt, wo man das ganze Land mit demselben gleichförmigen Häusermeere überschwemmen zu wollen scheint, und nur noch einen Ort, wo die Gebäude etwas näher neben einander gerückt sind, eine „Stadt" nennt.

So weit sind wir nun freilich glücklicher Weise in unserm guten alten Europa noch nicht. Da haben die Städte noch immer ein erkleckliches Theil ihrer Erinnerungen, ihrer historischen Physiognomie und Poesie bewahrt, und werden es trotz aller Neuerungen auch noch lange bewahren! —

Doch ich verlasse nun diesen Gegenstand und wende mich von der Betrachtung der Vergangenheit der der Gegenwart zu. Denn auch abgesehen von allem Alterthum und seinem ehrwürdigen Ruin bieten unsere Städte blos als Sammelplätze vieler lebender Menschen eigenthümliche Reize dar. Wie mit der Vorzeit, so fühlen wir uns innerhalb unserer Städte beim Anblick dessen, was täglich in ihnen unter unsern Augen vorgeht, mit der ganzen Gegenwart und mit den entferntesten Gegenden in Verbindung. In den Städten sind die großen Verkehrs-Centra der Weltbewegung. Da ziehen sich die länderverknüpfenden Straßen in einen Knoten zusammen. Da fahren die bewimpelten Schiffe aus und ein, mit denen unsere Phantasie uns gemüthlich jenseits des Oceans versetzt oder die Frachtwagen, beladen mit den Waaren des Auslandes, und die Diligencen mit dem blasenden Postillon und bedeckt mit dem Staube der Wüste. Da erscheinen die Nationen in ihren mannigfaltigen Costümen, da hört man die fremdartigen Sprachen des Erdenrundes. Wie erquicklich und frisch klingt dies Alles Dem, der lange Zeit auf seinem Landsitze nichts als seinen Dorfdialekt vernahm.

Selbst der ganz alltägliche kleine Handelsverkehr der Stadt, der in allen Magazinen und Läden zur Schau

gestellte Kunstprodukten- und Waaren-Schmuck, sogar auch die gewöhnlichen Gemüse-, Fisch- und Blumen-Märkte, wie vielfach ansprechend sind sie nicht! Und welche bunte und hübsche Scenen führen sie herbei! Da kommen, weilt man eben in Hamburg, die Landleute aus den Marschen und Haiden, die schmucken Bewohner der „Werder“ und der „Vierlande“ herbei, — oder handelt es sich um Venedig, so sind es die malerisch costümirten Dalmatier oder die Gebirgsleute aus den benachbarten Alpen, die mit ihren mannigfaltigen Erzeugnissen erscheinen. Da sieht man alle Früchte der Thäler und Gärten und die wunderlichen Gaben des Meeres in unterhaltender und überschwänglicher Fülle herbeigeschleppt. Die Theaterdichter finden dies Getreibe und Getümmel unserer städtischen Märkte so hübsch und ansprechend, daß sie es häufig auf die Bühne bringen, und da auf der Bühne beim Lampenlicht werden wir selbst alsbald von der in ihm verborgenen Poesie frappirt, die wir in Folge von Achtlosigkeit oder Abstumpfung am Tagesschein im Staube der Straße selbst zuweilen nicht gewahrten.

Wie unterhaltend, wie vielfach poetisch anregend, — wenigstens für den unbetheiligten Beobachter, — ist aber nicht überhaupt das ganze gewöhnliche Treiben in den Straßen unserer Städte, der Wandel eines einzigen Tages durch ein solches Labyrinth menschlicher Zellen, z. B. an einem schönen, klaren, warmen Frühlingstage. Wenn der Tag zeitig sein großes Auge öffnet, ist noch Alles ohne Regung und Leben in dem ganzen großen Bienenkorbe. Wer da früh Morgens die Gassen und Plätze entlang

schreitet, findet sie alle leer und mäuschenstill. Die Häuser, obwohl schon vom Dämmern des Morgenroths umflossen, stehen noch da wie schlaftrunken, mit geschlossenen Thüren und verhangenen Fenstern. Man glaubt zwischen den zahllosen Monumenten und Mausoleen einer großen Nekropolis zu wandeln.

Allgemach steigt die Sonne höher, die Schatten der alten Thürme verkürzen sich, die Lichter und Strahlenbündel fallen hell über die dunklen Dächer hinüber, und erleuchten die Brücke, den Marktplatz, die breiten Straßen, und am Ende auch die dunkelsten Gäßchen. Nun öffnet sich hier und da das Fenster eines Dachstübchens und balsamische — ganz frisch präparirte Luft strömt in die engen Gemächer. Endlich geht auch unten die Thür des Hauses auf. Man hört ein Thürglöckchen klingeln — und ein zweites — und ein drittes — jedes mit seiner eigenen Tonart und Musik. Ein wohlhäbiger Bürger stellt sich, um den neuen Tag zu begrüßen, mitten vor seine Hauspforte, schaut hinaus und betrachtet sich gemüthlich das nun bald regsam anschwellende Leben der Stadt. Er sieht wie die Landleute mit ihren frischen Waaren in die Straßen hereinziehen. Er bemerkt, wie ein Schornstein nach dem andern sein Rauchgewölk zum Himmel schickt. Denn überall machen sich die Hausfrauen und ihre Gehülfen daran, das Frühstück für den Hausherrn und die Familie zu bereiten. Ist dieses nach dem Morgengebete verzehrt, so kommt darauf der Tag mehr und mehr in Gang. Nun haben die Häuser schon alle ihre Augen geöffnet, die Töchter des Hauses und Mägde haben Alles geputzt und ge-

ordnet, und jede Stube schimmert in ihrem Schmucke und ist bereit zum Empfange des Herrn. Ueberall fängt eine emsige Arbeit an. Hier etwas Lautes und Lärmiges, dort etwas ganz in der Stille. An den Flüssen schwingen sich die Krähne hin und her und lassen die gefüllten Fässer, die Kisten und Waarenballen aus dem Bauche der Schiffe emportanzen und hunderte von Wagen setzen sich in Bewegung und rollen schwer bepackt bei den stets bebenden alten Häusern vorüber.

In allen Werkstätten wird gehämmert, gesägt, geklappert, gegossen, gewebt, geklebt und gestaltet in Eisen, Kupfer, Stein, Holz, Zinn und Blech. Da füllen sich die Bureaux der Beamten und die Locale der Kaufleute und zahllose Federn setzen sich in Fluß, um die gestern abgebrochene Correspondenz wieder fortzusetzen, um den Faden da weiter zu spinnen, wo man ihn am Vorabend ließ, und um die Geschäfte, Processe und Verhandlungen dieser Welt wieder einen Schritt vorwärts dem Abschluß entgegen zu bringen. Da nimmt der Prätor einen Sessel ein und schlichtet die Streitigkeiten der letzten Nacht, und die Rathsherren wandern in ihre Curien, das Wohl der Stadt zu berathen. Und in den Straßen wogt eine Masse von eiligen Menschen, welche die Verbindung zwischen den verschiedenen Etablissements herstellen; Boten, die von einem Bureau zum andern eilen; Briefträger, welche die neuen Kundschaften in der Stadt verbreiten; Frauen und Mädchen, die auf dem Markte ihre Einkäufe machen. Tausend fleißige Hände und Füße regen, helfen sich in munterem Bunde. Doch wer vermöchte alle die Aufträge und Pläne,

die Gedanken und Absichten zu schildern, welche diese Menschenfluth und alle ihre Elemente in Bewegung setzt. Jeder segelt mit seiner eignen Idee, jeder hat andere Ziele, Pläne und Zwecke im Kopfe und ihre Wege kreuzen sich in sämmtlichen Linien der Windrose.

In der Menge sind alle Alter, alle Stände und Geschlechter durcheinander gemischt. Sie sind in der Masse scheinbar so gleich, lauter Pilger auf derselben Bahn, die sich untereinander drängen und stoßen auf demselben Parterre, gleichmäßig bedeckt vom Schmutz und Staub der Straße. Und doch sind die Contraste unter ihnen so außerordentlich groß. Der Millionär, ein Mann von Gewicht im Staate, der einflußreiche Beamte, ja sogar die Fürsten und Könige selbst, die auch Bewohner und Bürger unserer Städte geworden sind, und die von der Poesie ihres Lebens angezogen, es zuweilen lieben sich unter die Menge zu mischen und das bunte Treiben zu beschauen, schreiten da neben dem armen Manne vorüber, der nichts hat, nichts ist und nichts bedeutet. Sie sind alle in einem engen Raume wie Infusorien in einem Wassertropfen bei einander, und doch alle von so verschiedenem Caliber, wie die Geschöpfe in der Arche Noah. Der stolze Krieger, der eingebildete Edelmann, der eitle Jüngling treten da auf demselben schmalen Rennstege hinter und neben dem stillen Bürger und dem alten Greise hin. Die verschiedensten Kreise der Gesellschaft, die alle anderswo ihre Mittelpunkte haben, arbeiten und kräuseln da auf der Straße durch einander. Jede Classe gehabt sich auf ihre Weise, jede ist costümirt nach ihrem eigenen Geschmack. Und ein

Jeder, auch die Dienstmagd mit Farben und Flittern geziert, die Dir grell, craß und geschmacklos erscheinen, weiß, daß sie in dem Getümmel doch den oder jenen findet, dem sie gefällt und dem zu Liebe sie sich so ausputzte. Zwischen allen hindurch tastet auch der blinde Bettler seinen Weg, und sogar der Misanthrop schleicht in der Menge herum, die er zu verachten vorgiebt und die er doch nicht missen mag.

So ebbt und fluthet es in einer großen Stadt den ganzen Tag hindurch, bis er sich zum Ende neigt und bis die Abenddämmerung in die trüben Straßen fällt. Dann beginnt der innere Kern der Stadt sich zu leeren. Markt und Straßen werden stiller. Alsdann ziehen die Landleute mit dem Gewinn in der Tasche in geschwätzigen Gruppen zum Thore hinaus. Die Fuhrleute kommen mit leeren Gespannen aus dem Innern, wo sie den Tag über den Dienst verrichteten, hervor, froh des vollendeten Werkes und auf ihren Pferden baumelnd, pfeifen sie für sich hin eine lustige Weise. Die munteren Schulkinder stürzen sich des Zwanges frei und ledig in lustigen Gruppen und Scherzen durch die Gasse und eilen nach Hause zu den Eltern und zum Vesperbrod. Auch die Werkstätten fangen an sich zu leeren. Ein Geräusch verstummt nach dem andern, und die jungen sorgenlosen Burschen und Handwerksgehülfen ziehen, hübsche Lieder singend, in die Vorstädte hinaus, wo sie ihre engen Wohnhäuschen haben.

Endlich wie hie und da am Firmamente die Himmelslichter angezündet werden, leuchtet nun auch in der Stadt allmählich ein Feuer nach dem andern auf. Ueberall ent-

flammen sich die Hauslaternen, die stillen Räume der Gehöfte, der Vorhallen und Vestibule erleuchtend, und bald ist die ganze Stadt selbst wie eine Milchstraße illuminirt. Nun versammeln sich die Bürger überall um die trauliche Flamme, in geselligen Kreisen. Hier ist es eine bescheidene kleine Familie, in der die Mutter den schreienden Kindern ihr Abendfutter ertheilt. Dort nicht weit davon ein reicher Mann, der seine Freunde zur Soirée oder zum Ball empfängt. Und ist nach Mitternacht auch dies beendigt, sind darnach auch die letzten Serenaden der Liebenden verrauscht, dann breitet sich mit schwarzem Fittige eine höchst merkwürdige Lautlosigkeit über alle die tausende von Menschenkindern und ihre Behausungen aus. Dann scheint all das bunte Leben wieder zu einer stillen Todtenstadt zusammengefroren. Man hört die Räderwerke der Thurmuhren knarren, und die Schläge ihrer Glocken schallen laut, aber nur von dem Schlaflosen gezählt, durch die öden Häuserzeilen dahin. Nur hie und da schimmert der matte Schein einer Nachtlampe aus einem Dachfenster hervor, der entweder einem bedauernswürdigen Kranken oder einem unermüdlichen Denker und Grübler bei seinen Nachtgedanken und Forschungen leuchtet, und zwischendurch vernimmst du wohl ein Mal das sanfte Ammenlied einer Mutter, die ihren Säugling besänftigt.

Gegensätze und Anregungen dieser Art gewährt uns das Landleben nicht. Dort in der Natur ist ein Tag wie der andere. In der Stadt hat fast jeder seine eigene Farbe. Fast jeder ist auf eine andere Weise eingerahmt. Wie viel größer ist nicht in der Stadt schon der

Contrast zwischen dem Werkeltage und dem am Ende jeder Woche wiederkehrenden Sonntage! Die liebe Natur da draußen feiert eigentlich ein ununterbrochenes großes Fest. Ihre Blumen blühn, ihre Vöglein singen, ihre Gewässer fließen und murmeln wie am Sonntage so auch die ganze Woche hindurch. Und aus eben dem Grunde giebt es auch für den Landmann allerlei Geschäfte und Arbeiten, die, weil sie von der Natur abhangen, eben so wenig Stillstand vertragen, wie die Natur selber. Seine Wind- und Wassermühlen drehen sich fort und fort mit der Luft und den Bächen. Sein Vieh verlangt Futter und Bedienung am Sonntag wie am Alltage. Sein Acker oder Garten will am Wochen- wie am Festtage gewässert sein. Manche Landleute, z. B. die Schweizer Sennhirten, kennen daher den Unterschied von Sonn- und Werkeltag fast gar nicht. Da wird es dem Städter viel leichter, ein gewissenhafter Christ zu sein. Er bricht am sechsten Tage mit den Alltagsarbeiten und Geschäften viel vollständiger ab. Diese seine Arbeiten sind durch keine Naturnothwendigkeit bedingt. Er legt am Ende der Woche seine Werkzeuge bei Seite. Er schließt sein Geschäftsbureau und seinen Kaufladen. Am Samstag Abend putzt er seine Fenster, läßt überall scheuern und säubern zum Empfange des Sabbaths. Auch die Straße wird fleißig gefegt und die Schwelle des Hauses mit frischem Sande bestreut, so daß es knistert, wenn man darüber weg schreitet.

Wacht man nun auf am Sonntag Morgen und tritt hinaus ins Haus und auf die Straße, so ist Alles gänzlich verwandelt. Die sonst von Besuchern belebte Hausdiele ist

ganz ruhig. Wenn man spricht, hallt es darin fast schon ein bischen wie in der Kirche. Auch auf der Straße ist Alles ganz mäuschenstill. Die Thüren werden nicht so oft zu- und aufgerissen, wie an den Tagen zuvor. Nur dann und wann rührt sich einmal leise eine Nachbarsklingel. Das Wagengerassel ist völlig zum Schweigen gebracht, der Blechschmied hat sein Hämmern und der Tischler sein Sägen eingestellt. Auch vernimmt man weder die Axt des Zimmermanns noch das Geschrei der Verkäufer.

Desto heller aber schallen die Klänge der alten feierlichen Domglocken, welche zum Gotteshause rufen, durch die Straßen, und kaum hat man sie in dem Innern der Häuser vernommen, so finden sich die Familienmitglieder geputzt zusammen. Die Frauen und Mütter hatten längst die schneeweiße Wäsche zur Sonntagstoilette in Bereitschaft gelegt, und jeder hatte sich das Beste herausgeholt. Das letzte Stäubchen wird weggebürstet und so sieht man Vater, Mutter und Tochter, ein jedes sein schwarzsaffianenes Gesangbuch mit goldnem Schnitt unter dem Arme, in friedlichen Trupps zur Kirche wandeln.

Du erkennst deine Nachbarn fast nicht wieder. Alle haben die Hast und Geschäftigkeit der Woche abgethan. Selbst der ungeduldigste aller Stadtbürger, der Postbote, der sechs Tage lang die Straßen links und rechts wie ein Meteor durchflog, hat jetzt einen gemessenen Schritt angenommen und geht ernst und gravitätisch mit seiner Gattin im Arm, wie andere Leute, zum Gotteshause. Sogar der Schornsteinfeger, der von Allen am meisten die Spuren der Arbeit und Plage an sich trug, hat sich weiß und

sauber gemacht und glänzt nun wie die übrigen im sonntäglichen Putze. Man gewahrt nicht mehr den Unterschied der Gewerbe und Stände. Es ist, als hätten alle schon den Staub des Irdischen abgethan, und in der Kirche sitzt die Gemeinde, wie es einst im Himmel sein wird, alle schön geschmückt, einer neben dem andern mit gleicher Berechtigung, mit gleicher Andacht der erbaulichen Rede lauschend.

Ist es ein hoher Festtag der Christenheit, ist es die Geburt oder die Auferstehung des Herrn, die man feiert, dann thun sich die Luken der alten Stadtthürme auf, und das Corps der Stadtmusikanten steckt die blanken Trompeten und Posaunen ins Freie hinaus, und sie blasen nach allen vier Winden einen Psalm über die Dächer dahin, so ernst, so feierlich, so rührend, wie Stimmen von oben, daß jeder, der es hört, davon ergriffen wird. Und hinterdrein setzen sich auch wohl alle Kirchenglocken in schwingende Bewegung, die kleinen wie die großen, die der Stadtkathedrale und die der Vorstadtscapelle, vom Schloßberge herunter und auch von jenseits des Wassers herüber. Die gesammte Bevölkerung strömt hinaus auf den Ringwall der Stadt und umwandelt dieselbe nach dem Takte der mächtigen musikalischen Wogenbrandung. Es ist dies ein von Menschen erfundenes städtisches Concert zur Ehre Gottes, welches einzig in seiner Art ist und fast unter allen vielgeliebten Natur-Concerten nicht seines Gleichen hat.

Wie in Bezug auf die nachdrücklichere Feierlichkeit ihrer Festtage, so scheint mir die Stadt vor dem Lande auch in Bezug auf Heiterkeit und Freude überhaupt eigen-

thümliche Vorzüge zu besitzen. Unsere Dichter, wenn sie sehnsüchtig die Natur ins Auge fassen, reden zwar gern und viel von der „lachenden Flur“, von dem freien lustigen Schweifen über Berg und Thal, von der Munterkeit des Waldvögelgezwitschers und dergleichen, und wenn sie unsern Städten dann ihre Blicke zuwenden, so klagen sie wohl über „der niedrigen Häuser dumpfe Gemächer“, über „den Druck der Giebel und Dächer“, über „der Straßen quetschende Enge“ und dem Gedränge der eilenden Menge. Die Schäfer- und Elfentänze, alle idyllische Poesie, die Feste der Nymphen und Najaden, und noch Anderes verlegen sie aus der Stadt hinaus in die Wälder, auf die Wiesen und an die murmelnden Bergquellen. Und aus dieser Anschauungsweise der Dichter, sowie aus der Erwägung, daß die Städte die vornehmsten Schauplätze so vieler mühevoller Arbeit, so beständigen ernsten Ringens, so großer Parteiung und nachbarlichen Haders, dabei auch die Sitze auf der einen Seite des beneideten Reichthums und auf der andern der melancholischesten Armuth und vielerlei menschlichen Elends sind, — aus diesem Allen, sage ich, hat sich denn sogar wohl unter den Städtern selbst ein Vorurtheil herausgebildet, daß es draußen eitel Lust und Freude sei, daß aber in den Städten, wo die Menschen mit ihrer Qual so dicht auf einander gehäuft sind, der Geist in eine trübe Atmosphäre eingehüllt sein müsse.

Sieht man sich indeß die Dinge etwas näher an, so zeigt sich in der Wirklichkeit ein ganz anderer Erfolg. Der Mensch ist wesentlich ein geselliges Geschöpf. Für sich allein wird er ernst und traurig. Er lacht, scherzt und tanzt

und singt nur in Gesellschaft. Er rührt seine Kräfte und freut sich seiner Stelle nur im muntern Bunde seiner Mitgeschöpfe. Einsam im Schoße der großen Natur überfällt ihn ein Gefühl von Angst und Melancholie. Umgeben von seines Gleichen bietet er dem Schicksal kühnen Trutz. Auch macht ihn der städtische Verein sowie die städtische Enge ebenso wie in Bezug auf seine Arbeit auch in Bezug auf seine Erholungen und Freuden erfinderisch. Man sehe nur die Jugend unserer Städte an. Trotz des Drucks der Schule und der Arbeit, die auf ihr lastet, oder vielleicht zum Theil gerade in Folge dieses Drucks ist sie nichts weniger als melancholisch, im Gegentheil vorzugsweise munter — oft nur zu keck und ausgelassen. Sie hat eine Menge geselliger Spiele ersonnen, mit denen sie müßige Augenblicke ausfüllt und zu denen sie jeden engen Hausplatz, die Bodenräume und Dächer ihrer Häuser und die Rinnen oder Thäler zwischen den Dächern, wo sie ihre Rendezvous haben, jeden kleinen freien Straßenraum, alle Grasplätzchen in der Stadt auf die mannigfaltigste Weise benutzt. Hundert Arten von üblichen Scherzen und Unterhaltungen kehren wie die Wandervögel zu bestimmten Jahreszeiten in unsern Städten wieder. Sogar in einem solchen Babylon wie Paris führt die Jugend aller Stände auf den freien Plätzen die anmuthigsten und lustigsten Spiele auf. Und unsere städtischen Gamins nehmen es, was muntere Streiche, heitere Gesänge und ausgelassene Scherze betrifft, mit allen Hirtenknaben, Jägerburschen und Geißbuben der Berge und Thäler auf. Ja die Dorfjugend hat von der „lachenden“ Flur, in der sie wohnt, nichts weniger

als das Gepräge der Heiterkeit angenommen. Sie ist im Vergleich zu unsern Stadt-Gamins nicht nur schwerfällig, sondern auch ernst und indifferent. Und je größer die Stadt, desto kecker die Jugend. — Auch der erwachsene städtische Bürger ist vor dem Landmann durch Witz, Humor und heitere Laune ausgezeichnet. Und fast scheint es, daß er es um so mehr ist und war, je quetschender die Enge seiner Straße ist oder war. In unseren *ganz* von hohen Mauern zusammengeschnürten mittelalterlichen Städten, wo, wie ich sagte, Alles harter Stein und lauter Kunstwerk war, da scheint es erst recht lustig hergegangen zu sein. Da hatten die Bürger ihre Maskeraden und Umzüge, ihre Fastnachtspiele, ihre Schaugepränge, ihren Wirthshaus- und Herbergs-Jubel und so vielerlei Scherz, daß man diese „finsteren" Städte, statt sie als Brütplätze der Trauer zu betrachten, eher als Sitze allzugroßer Ausgelassenheit schelten konnte. Man hat wohl davon gehört, daß die Feste in den Freudentempeln der Städte zuweilen ausgeartet sind, nie aber, daß die Menschen in den geselligen Städten in finstere Betrübniß versunken seien. Auf dem Lande in den Verstecken der Natur tritt dies *Letztere* aber, die Oberherrschaft der Langeweile und Melancholie oft genug ein; und die Landbewohner, wenn sie sich einmal amüsiren wollen, machen sich dann auch auf und wenden sich den Städten zu, wo sich ihnen Freuden und Unterhaltungen, lustige Anschauungen und Bilder aller Art darbieten. —

Thun dies schon die Landleute, so ist es kein Wunder, daß es viele recht eingefleischte Städter giebt, die von Jugend auf so mit ihrer Stadt und deren Zuständen ver-

wachsen sind, daß sie endlich alle Sehnsucht nach der Natur verloren haben und anderswo und außerhalb der Mauern und Kreise ihrer Stadt eben so wenig leben und existiren mögen und können, wie die Polypen außerhalb ihrer Gehäuse. Solche eingefleischte und ganz in dem Stadtleben aufgehende Menschen giebt es unter allen Ständen und von allerlei Sorten. Da ist der vornehme Lebemann, der in die raffinirten und hochgewürzten Genüsse der Hauptstadt, ihre Theater, ihre Gesellschaften verliebt, an nichts Anderem mehr Freude findet, und der von einem Salon zum andern eilt. Da ist der leidenschaftliche Geschäftsmann, der sich so ganz an die Aufregungen der Börse und an den emsigen Bienenfleiß seines Comtoirs gewöhnt hat, daß er für alles Andere, was nicht Geschäft ist, keinen Geschmack und kein Verlangen mehr besitzt. Da ist ferner der gelehrte Stadtforscher, der sich in die Archive und Bibliotheken der Stadt so vertieft und mit den Unterhaltungen seiner gelehrten Freunde und ihrer Vereine so eingelebt hat, daß, wenn er dies Alles einmal verlassen muß, er mit Jubel und Freude wieder in die Thore seiner Stadt einzieht. Da ist auch der emsige Handwerker, der seine Kunst über alle andern setzt, und dessen Vorfahren und Verwandten in der Stadt seit alten Zeiten wie Karpfen im Karpfenteiche gelebt und gebrütet haben, und dem außerhalb seiner Werkstätte und seiner Vaterstadt nicht wohl ist. Es giebt in den größern Städten viele, die nie aus den Mauern ihres Ortes herausgewesen sind, nie kennen gelernt haben, was freie Natur ist. Und obwohl dies Alles allerdings nicht eben zu lobende Verbildungen des Geschmacks sind, da der wahrhaft

gebildete Mensch sich eben den Sinn für Alles, für die Stadt wie für die Natur, offen halten soll, so mag ich sie doch hier, wegen der Häufigkeit ihrer Erscheinung, wohl als einen Beweis für die Stärke des Zaubers anführen, den die Städte und ihr Leben und Treiben auf uns zu üben vermögen. Daß es eben so viele giebt, die ganz in den Banden des Zaubers der Natur und des Landlebens liegen und denen es in der Stadt zu enge wird, die in der Stadt gar nicht athmen können, läßt sich freilich auch nicht leugnen. Doch ist dies, wie gesagt, schön öfterer bemerkt und allgemeiner bekannt, und ich wollte ja hier eben einmal den von den Poeten so oft hintangesetzten Städten eine Fürsprache widmen.

Ueber die Gränzen der sogenannten schöpferischen Phantasie.

Ohne die Einbildungskraft wären wir Menschen gleich den am Boden kriechenden Würmern, armselige, unbehülfliche Gegenwarts-Geschöpfe, trockene, nüchterne, prosaische, nur das Nächste beachtende Verstandes-Wesen.

Vermittelst jener herrlichen Gabe der Phantasie erheben wir unsern Geist aus dem Staube, beherrschen durch sie die Vergangenheit und die Zukunft und greifen mit ihr gleich Riesen zu den entlegensten Regionen.

Mit Bezug auf sie sprechen daher unsere Dichter von dem „Schwunge der Gedanken", von den „Flügeln des Geistes", und geben der Phantasie als Attribut ein gefiedertes Roß, den Pegasus, der sich nach ihrer Vorstellung in einem Momente zum Himmel erhebt und wieder von den Gestirnen zu den Gefilden der Erde herabschwebt.

In Folge dieser glänzenden Idee unserer Dichter, die so populär geworden ist und so allgemeinen Eingang gefunden hat, stellen sich die Meisten die Phantasie als eine erhabene Zauberin vor, die bloß ausnahmsweise ihre auserkorenen Freunde heimsucht. Der gemeine Mann denkt

sich unter ihr nur etwas Ueberirdisches, ganz was Außergewöhnliches, als wenn sie ein ausschließliches Privilegium der Dichter, Künstler und anderer hochbegabter Geister wäre, die wir vorzugsweise „Menschen von Phantasie“ nennen. Aber ohne Phantasie bringen wir zwar nichts Großes zu Stande, jedoch auch nicht das Allerkleinste.

Die ganze Menschheit wiegt sich auf ihren goldenen Schwingen. Jeder ist in höherem oder geringerem Grade ein Kind der Phantasie.

Sie ist nicht nur eine holde Fee, sie ist auch eine gute Hausfrau, die mit uns in unsern Hütten lebt. Sie reicht uns nicht nur an Festtagen Nektar und Manna, sie giebt uns auch unser alltägliches Brod. In der Phantasie leben und weben wir. Sie ist eine der vornehmsten Quellen aller unserer Leiden und Freuden. Selbst der prosaischeste Mensch consumirt und producirt so zu sagen, besitzt und benutzt immer noch viel mehr Phantasie, als wovon er selber weiß. Wehe uns, wenn uns einmal alle Phantasie ausginge! Wir würden wie ein Luftballon zusammensinken, dem man das leichte aufwärts strebende Gas entzogen hätte. Denn sie ist eine der Grundkräfte unserer Psyche und als solche befruchtet und stärkt sie alle übrigen Anlagen und Strebungen derselben.

Gleich bei der ersten und wichtigsten dieser unserer geistigen Anlagen, nämlich bei der Fähigkeit, Vorstellungen, Anschauungen oder Erlebnisse in unser Bewußtsein treten zu lassen, spielt die Phantasie eine bedeutende Rolle. Eine lebhafte Einbildungskraft befähigt uns, Alles von vornherein willig und vollständig in uns aufzunehmen.

Nicht einmal die gewöhnlichen Operationen des Sehens und Hörens der alltäglichen Dinge können ohne den Beistand der Phantasie vollbracht werden. Wenn wir einmal plötzlich bloß Das sehen und hören sollten, was wir mit unsern leiblichen Augen und Ohren wirklich materiell wahrnehmen, so würden wir darüber erstaunen, zu erfahren, wie wenig dies in Wirklichkeit ist und wie Vieles diesem Wenigen unsere Phantasie beständig hinzufügt. Je energischer daher unsere Phantasie ist, desto klarer werden auch alle unsere sinnlichen Wahrnehmungen sein.

Wer mit lahmer Phantasie einer Begebenheit beiwohnte, oder eine Geschichtserzählung anhörte, wer sich die angeschauten oder mitgetheilten Dinge nicht lebhaft in seiner Einbildung vorstellte, der wird auch keine ergreifende Theilnahme für sie empfunden haben. Es wird nur ein unklares und unbestimmt gezeichnetes Bild davon in ihn übergegangen sein, und dasselbe, da es ihn nicht innerlich rühren und erregen konnte, wird sich bald wieder verwischen und verlieren.

In allen Fällen dagegen, wo unsere Phantasie bei einer Wahrnehmung recht wach und rege war, werden wir uns lange der in diesem Zustande aufgenommenen Dinge erinnern, ebenso wie derjenigen, bei welchen unser Gemüth durch eine heftige Leidenschaft besonders empfänglich gemacht und in Fluß gekommen war.

Wie die Auffassung der Dinge, so kann auch die Erinnerungskraft nicht der Phantasie entbehren. Ohne ihren Beistand ist es uns nicht möglich, uns vergangene Dinge treu und lebhaft wieder vor Augen oder

in die Vorstellung zurückzubringen. Ja die reproductive Phantasie ist eigentlich identisch mit der Erinnerungskraft.

Menschen von schwacher Einbildungskraft werden daher auch gewöhnlich ein im Verhältniß schwaches Gedächtniß besitzen. Sie werden nicht im Stande sein, sich alle Dinge, die sie einst mit dem geistigen oder leiblichen Auge schauten, alle Begegnisse, die ihnen gelegentlich zustießen, so deutlich zu vergegenwärtigen, wie sie sie früher erblickt, gehört oder erlebt hatten.

Man könnte die Erinnerungskraft oder das Gedächtniß bei dieser Operation der Thätigkeit unserer Muskeln vergleichen, die Phantasie aber könnte man den Nerv nennen, der die Muskeln erst recht belebte und electrisirte.

Wie das Gedächtniß so wird auch unser Verstand durch die Phantasie befruchtet und gekräftigt und auch er entlehnt Flügel von ihr. Sie wirkt bei allen seinen Operationen mit und dient ihm als Leuchte und Leitstern.

Die Gelehrten haben für ihre Beschäftigungen die Phantasie sehr nöthig und haben davon gewöhnlich weit mehr in ihrem Dienste, als sie selber, die oft große Verächter alles sogenannten „Phantastischen“ sind, wissen und zugeben wollen.

Der Historiker namentlich muß ein Mann von starker Phantasie sein. Denn nur durch sie wird er befähigt, das Dunkel der Zeiten zu durchdringen und sich längst verschollene Ereignisse wieder so deutlich vor die Seele zu bringen, daß er sie mit andern ähnlichen Ereignissen, welche er selber erlebte, vergleichen, daß er sich eine Vorstellung davon verschaffen kann, wie es dabei zuging, und auf diese

Weise befähigt wird, sie treu und lebhaft zu schildern. — Auch die Sprach-, Natur- und Alterthumsforscher, sogar die trocken gescholtenen Mathematiker bedürfen bei ihren Geistes-Operationen und Verrichtungen der Phantasie in hohem Grade.

Menschen, bei denen die Phantasie schwach und der Verstand überwiegend war, haben mit diesem allein in der Regel nichts Großes geleistet. Sie waren allenfalls bloß geeignet, auf der gewohnten und schon ausgeebneten Bahn des Wissens einherzuschreiten und nur für die Alltagsgeschäfte des Lebens und der Wissenschaft zu wirken.

Die Phantasie dagegen hat immer die Gebiete des Wissens erweitert. Sie schwebt dem Fortschritt der Erkenntniß voran, wie Aurorà dem Wagen der Sonne.

Sie bahnt überall die neuen Wege. Die großen Reformatoren der menschlichen Dinge, die genialen Erfinder und Entdecker sind daher stets auch Männer von eben so starker Phantasie als scharfem Verstande gewesen. Ihre Phantasie brachte ihnen geschäftig entlegene, vergangene und zukünftige Dinge herbei, die dann ihr Verstand associirte und verarbeitete, indem er so zu neuen Ideen, Anschauungen und Resultaten hingeführt wurde.

Einen französischen Autor, der ein neues und großartiges Geisteswerk vollendet hatte, fragte ein Freund, wie er so etwas nur zu Stande gebracht, wie er eine so schwierige Aufgabe so vollständig und so befriedigend habe behandeln, entwickeln und lösen können. — „En y pensant toujours“ (indem ich stets daran dachte,

indem sich meine Phantasie beständig mit meinem Gegenstande beschäftigte), antwortete der Befragte und verrieth mit diesen zwei Worten seinem bewundernden Freunde, der ihn hoffentlich zu verstehen fähig war, das Hauptgeheimniß aller unserer Erfolge auf dem Gebiete der Forschung und der geistigen Thätigkeit. Denn es ist wunderbar, wie viel fehlendes Talent und Genie bloß durch eine innige und aufrichtige Hingebung an den Gegenstand, durch eine fortgesetzte Beschäftigung unserer Einbildungskraft mit ihm ersetzt werden kann. Es ist, als wenn dabei in den Wahrheiten, denen wir nachsuchen und die wir aussprechen und ausbauen, aus den Räthseln, die wir lösen wollen, gewisse in ihnen selber schlummernde Naturkräfte erwachten und uns aus ihnen hülfreich und selbstthätig entgegenkämen, wie aus den Eiern dem brütenden Vogel.

Wie die Vögel in der Brütezeit einen dichteren Federpelz erlangen, wie dann ihre Blutwärme sich steigert, wie ihre Nerven, ihr Gehör, ihre Augen thätiger und empfindlicher werden, wie sogar ein kühner Muth sich bei ihnen einstellt, so gerathen auch die Menschen, deren Phantasie mit einer Schöpfung beschäftigt ist, in Bezug auf diese in einen außerordentlichen Zustand und leisten dann „en y pensant toujours“ — mehr als gewöhnlich. Sie lassen nichts außer Acht, was ihre Sache fördern könnte, und haben für sie und für Alles, was zu ihr gehört, eine erhöhte Empfänglichkeit. Schon am Abend sind sie viel weiter, als wie sie am Morgen waren. Ja auch die Nacht ist ihnen diensam. Denn selbst im stillen Traume scheint ihr angeregter Geist, ihre Phantasie fort zu arbeiten

und zu „brüten“. Auch am Morgen finden sie sich daher ein gut Stück weiter, als sie am Abend waren.

Jener geduldigen, allmählich wirkenden, phantasievollen Brüte-Action weichen zuletzt wie dem Tropfenfall die härtesten Steine, und es gestalten und entwirren sich vor dem Geiste am Ende die schwierigsten Probleme.

Wie mit unseren Verstandes-Operationen, so steht endlich die Phantasie auch mit unserm Herzen in einem sehr intimen Verhältnisse. Sie empfängt von ihm ihre Impulse und ihre Energie, und umgekehrt giebt sie den Empfindungen des Herzens ihre zarte Ausbildung oder weckt sie wohl auch erst.

Ein Mensch ohne Phantasie wird die Erzählung von einem traurigen Ereignisse selbst bei sonst gutgeartetem Herzen ohne viel Theilnahme und Rührung anhören, nicht weil er herzlos ist, sondern weil ihn seine schwache oder träge Einbildungskraft die Dinge nicht lebhaft vor die Seele zu führen und so seinem Herzen zur Theilnahme und Rührung Gelegenheit zu geben vermag. Die Phantasie versetzt uns an Ort und Stelle, mediam in rem, und läßt uns das Unglück gleichsam mit anschauen und mit erleben. Sie bewirkt es, daß wir uns in die Lage des Dulders oder Märtyrers, von dem man uns berichtet, oder des armen Kranken oder Bettlers, der uns sein Leid klagt, hineindenken und so seine Noth gleichsam mitempfinden.

Da demnach die Phantasie sowohl bei den Verstandes- als auch bei den Herzensangelegenheiten so förderlich und wohlthuend zu wirken vermag, so kann sie uns denn auch bei alltäglichen Begegnissen des Lebens, die doch fast alle ent-

weder unter die eine oder unter die andere Kategorie fallen, eine äußerst willkommene Freundin und Begleiterin werden. Sie ist geeignet, Alles um uns her wie die Sonne zu vergolden und mit leuchtendem Scheine zu umgeben.

Alle Persönlichkeiten und Charaktere, die willkommenen wie die widerwärtigen, sowie alle Dinge und Ereignisse, die glücklichen wie die ärgerlichen, werden uns besonders interessant, wenn wir sie mit Hülfe der Phantasie zum Gegenstande einer künstlerischen Darstellung oder einer eingehenden Untersuchung machen.

Das Schöne wird dadurch noch schöner herausgeschmückt, und selbst das an und für sich Mißfällige gewinnt dabei einen eigenthümlichen Reiz, wenn eine Muse ihm die Toilette macht. —

Was im Leben uns verdrießt,
Man im Bilde gern genießt.

Die phantasievollen Künstler, Dichter und Schriftsteller besitzen daher in Feder, Meißel und Pinsel ganz wundervolle Instrumente, wahre Zaubermittel, sowohl um sich den Reiz des schönen Lebens noch zu erhöhen, als auch die Unannehmlichkeiten, selbst das Unglück, das sie betrifft, erträglicher, ja wohl die Leiden zu einer Quelle des Genusses zu machen. Die Dichter besingen ihren Liebesschmerz oder anderes Weh und fühlen es unter den Tönen der Lyra schwinden. Einem Horaz begegnet ein unangenehmer und lästiger Schwätzer, der ihn mit läppischen Erzählungen, mit thörichten Einfällen und überflüssigen Fragen fast zu Tode peinigen will. Aber Horaz erinnert sich rechtzeitig seines Griffels, faßt den Narren ins Auge,

besingt und portraitirt ihn in unsterblichen Versen, und sein Aerger endigt mit Heiterkeit und Lachen.

Die Musensöhne vermögen so, wo nicht mit Allem, doch mit Vielem, was ihnen feindlich naht, zu verfahren, es mit ihrer Feder und ihrem Pinsel anzugreifen und ihm wie mit einer chirurgischen Zange den Stachel oder Giftzahn zu nehmen.

Unsere Literatur und unsere Kunstgallerien verdanken viele ihrer werthvollsten Productionen gerade der poetischen, phantastischen und erlaubten Rache, welche die Dichter in Wort und Farbe an ihren Feinden oder an ihrem Schicksale übten, Productionen, die ihre Urheber einst ebenso beglückten, wie sie uns Beschauer jetzt erfreuen.

Hat es doch auch Aerzte gegeben, die ein körperliches Leiden an sich selber mit glühendem wissenschaftlichen Forschungsgeiste beobachteten, und es sich dadurch vielfach erträglicher machten, indem sie auf diese Weise gewissermaßen die Wege der Natur in sich selber bewunderten.

Wer sich etwas von dieser Objectivität, von dieser Beschaulichkeit, die insbesondere den Dichtern und Forschern angeboren ist, und derzufolge ihnen Alles, was ihnen auf ihrem Lebenswege begegnet, als ein Schauspiel, als ein Phänomen, als ein Thema für die Thätigkeit ihrer Einbildungskraft und künstlerischen Schöpfungsgabe erscheint, anzueignen trachtet, dem wird auf der Stelle das Anstößige bloß komisch, das Häßliche merkwürdig, das Aergerliche interessant, das Schmerzliche lehrreich werden.

Der Menschengeist hat eine Freude an der Täuschung und an den Spielen und Producten der Phantasie. Dafür

giebt es keinen stärkeren Beleg, als die Erscheinung, daß die fingirten Charaktere der Dichter in der Welt fast zu eben so viel Berühmtheit, Ansehen und Einfluß gelangt sind, wie die lebendigen und starken Helden, welche in der Geschichte selbst auf die Bühne traten.

Wer war Hercules? wer Oedipus? oder wer Pan und seine holden Najaden und Nymphen? Wer waren alle die sagenhaften Heroen und Götter der Mythe? Was anders, als von der Phantasie der griechischen Hirten, Schifffahrer und Dichter herausgeschmückte, völlig poetische Individuen, gewissermaßen nur Phantome? Und doch haben die Menschen diesen ihren eigenen schattenhaften Creaturen geopfert, wie den Göttern, haben Trost und Freude von ihnen zu empfangen sich eingebildet, haben Furcht und Schrecken vor ihnen empfunden, wie vor ihren mächtigen Königen und Gewalthabern, als wären sie lebendig und reell gewesen, wie diese.

Der alte gute blinde, aber phantasievolle Homer beschäftigte sich in seinen müßigen Stunden mit der Ausschmückung und Schilderung seines vielduldenden Odysseus. Und wie allgemein bekannt, wie angesehen und vielgelobt ist dieser Phantasieheld des Homers unter den Menschen geworden, nachdem sie angefangen haben, seine bloß ganz poetische Biographie zu memoriren und durch Schrift und Druck aufs Papier zu bringen und zu vervielfältigen. Wie viele Tausende sind darnach mit ihm durch die Wogen gestreift, von Insel zu Insel gefahren, haben mit ihm geduldet, gekämpft und triumphiret. Kaum ist das, was Sesostris oder Alexander Großes verrichteten, die Märsche

in entfernten Landen, die sie ausführten, die glanz- und geräuschvollen Schlachten, die sie lieferten, die Satzungen und Staaten, die sie gründeten, den Menschen im Allgemeinen so bekannt und geläufig, als jeder kleinste Umstand in dem nur fingirten Leben des edlen Laërtiaden. Jeder Gebildete weiß es genau, was derselbe der fabelhaften Nausicaa oder Circe ins Ohr flüsterte, als er auf ihrer Zauber-Insel erschien, oder was er am Hofe des märchenhaften Königs der Phäaken verrichtete, oder die Gespräche, die er, in die Heimath zurückgekehrt, am Heerdesfeuer mit seinem trauten Rinderhirten und Stallmeister führte.

Wer in Spanien kennt, um ein anderes Beispiel zu nehmen, die Großthaten Alfonso's des Prächtigen, Peter's des Starken oder Jacob's des Gerechten? — Nur Wenige, welche die alte Geschichte ihres Vaterlandes speciell studirt haben. Aber die ganze spanische Nation, ja die gesammte civilisirte Welt ist vertraut mit dem Don Quixote und seinem Sancho Pansa, romanhaften Persönlichkeiten, mit denen einst die Träume eines armen Dichters im Gefängnisse beschäftigt waren.

Die Geschichte mit ihrer ganzen Fülle wunderbarer Begebenheiten genügt, wie es scheint, den phantastischen Menschenkindern nicht. Sie erscheint ihnen nackt, prosaisch und kalt wie die Wahrheit, die bei ihnen überall der Poesie weichen muß. So viele mannigfaltige Charaktere die Geschichte auch erzeugte, so hat die Phantasie doch immer eine noch größere Menge romantischer Heroen daneben gestellt. Rechnet man alle schönen Götter der Griechen, alle Heiligen der christlichen Legenden, alle Figuren in den arabischen Märchen,

und alle Helden der Romane, Novellen, Erzählungen und Dramen unserer und früherer Tage, die bei uns berühmt geworden sind, zusammen, so erscheint die Geschichte an der Seite der luxuriösen, üppigen und mächtigen Phantasie fast arm.

Ist diesem Allen nach die Phantasie eine Leuchte des Verstandes, der Nerv des Gedächtnisses, ein Schleifstein des Gefühls, eine der vornehmsten Quellen unseres Lebens-Genusses und Glückes, und ist sie demnach eine der köstlichsten Eigenschaften und Anlagen unserer Seele, so ist sie zugleich doch auch eine der gefährlichsten. Sie ist nur köstlich, wenn sie im Dienste der übrigen bleibt, oder, um es besser auszudrücken, wenn sie mit ihnen in schönem Ebenmaß und in harmonischer Entwickelung ihrer Energie steht.

So wie sie allen unseren Seelenkräften zu ihrer Vervollkommnung und Verfeinerung als Beigabe und Beihülfe, gleichsam als Gewürz nöthig ist, und im Verein mit ihnen das Erfreulichste bewirkt, so wird sie, wenn sie überwiegt, oft sehr schädlich und unheilvoll.

Sie ist einer Schlingpflanze vergleichbar, die eines Baumes bedarf, um schön zu erscheinen und ihn zu schmücken. Allein stehend, verwildert sie leicht, wie die wuchernden Schlingpflanzen.

Phantasie-Menschen, ich meine Leute von übermäßig lebhafter Phantasie, sind geneigt, schon bei der Aufnahme und Wahrnehmung der Dinge verkehrt zu verfahren. Sie statten dieselben in ihrer Einbildung mit andern Farben und Formen aus, als dieselben von Natur besitzen. Sie

nehmen daher von vornherein falsche Eindrücke auf. Ebenso fangen sie bald hinterdrein an, mit ihren Erinnerungen zu spielen und sich die Dinge herrlicher oder schlimmer auszumalen, als sie sind oder waren. Auch setzt ihre ungeduldige Phantasie den Dingen vieles hinzu oder verwirrt oder vervollständigt sie nach ihrer Weise. Daher „Phantasie-Menschen" oft nicht das geringste Ereigniß, die unbedeutendste Geschichte so natürlich und einfach vortragen oder wiedergeben können, wie sie sich wirklich ereignete, so daß man Mühe hat, sie bei der strengen und nüchternen Wahrheit zu halten.

Eine üppige, ungezügelte und abspringende Phantasie wird auch schnell von einem Gegenstande zum andern übergehen, leicht das eine mit dem andern verwechseln und den Dingen nicht Zeit lassen, sich bestimmt und fest dem Geiste einzuprägen. Daher es bei den Phantasie-Menschen häufig schlecht um ihre Gedächtniß-Angelegenheiten und um ihre Kenntnisse steht. Sie wissen am Ende ihre Träume und Einbildungen nicht mehr von der Wirklichkeit und Wahrheit zu unterscheiden. Und sie vermischen das Erlebte mit dem bloß im Geiste Geschauten.

Auch bei dem Verhältniß der Phantasie zum Herzen ist es am schönsten, wenn beide Seelenkräfte von Haus aus mit einander in harmonischem Gleichgewichte stehen. Nur dann wird das Herz die Phantasie erwärmen und diese das Gefühl beleben und steigern.

Die, bei denen das Mitgefühl wärmer, die Phantasie hingegen lahmer ist, werden mehr durch das Nahetretende — durch das Traurige, das sie vor Augen haben, — durch wirk-

liche Leiden gerührt werden. Dagegen die, bei denen die Phantasie das Uebergewicht hat, mehr durch das Entfernte oder selbst nur durch erdachte und imaginäre Trauer-Ereignisse ergriffen werden.

Die Phantasie-Menschen — worunter, ich wiederhole es, ich die verstehe, bei denen die Phantasie die Oberhand hat — werden den Weltschwung empfinden, sie werden mit den großen Landes-Calamitäten sympathisiren und sich häufig mit der Hungersnoth oder dem Kriege und den ihn begleitenden Unfällen in entfernten Reichen beschäftigen. Sie werden von einer Vorstellung, einem Schauspiel, von einer melancholischen Lectüre zu Thränen gerührt werden, während wirkliche Unglücksfälle sie oft unergriffen lassen. In der Regel pflegen sie im Allgemeinen nicht sehr herzlich, gemüthvoll und warmfühlend zu sein.

Ja, es giebt Einige, bei denen das Herz in der Phantasie der Art aufgegangen und so zu sagen verflüchtigt ist, daß, während ihre aufgeregte Einbildungskraft sie beständig mit traurigen und schmerzlichen Vorstellungen, mit schreckhaften oder rührenden Bildern, mit Furcht und Sorgen um ihre Lieben oder ihre Mitmenschen erfüllt, sie selbst doch am Ende wenig tiefes Mitgefühl und Schmerz verrathen, wenn das gefürchtete Unglück wirklich eintritt.

Poetische Gemüther von sehr lebhafter Phantasie, bei denen nicht das Herz, sondern der Intellect vorwiegt, zeigen sich bei reellen Verlusten weit weniger ergriffen, als bei fingirten Schmerzen. Bei den Trennungen von den Ihrigen oder beim Hinscheiden ihrer Freunde bleiben sie oft in seltsamer Weise unbewegt, während bei der Lectüre einer

Poesie oder bei Betrachtung eines ergreifenden Bildes ihre Thränen in Fülle fließen. Dieselben Leute, die im Schauspiel schluchzen, erweisen sich im wirklichen Leben oft unempfänglich, weil die Rührungen bei ihnen nicht vom Herzen und Blute, sondern vom Kopfe und der Phantasie ausgehen. —

Wenn sie ausartet oder gänzlich das Uebergewicht erhält, leidet die Phantasie an zahlreichen Krankheiten und kann uns dann in das größte Unglück bringen.

Sie wird uns besonders gefährlich, wenn sie sich statt mit dem Verstande, mit unsern Leidenschaften verbündet. Dann schafft sie eine solche Menge von Gebilden, führt so viele Vorstellungen herbei, daß der Verstand irre bei der Wahl wird und daß es ihm geht wie Göthe's Zauberlehrling, der die mächtig angeschwollenen und heraufgerufenen Gewässer nicht mehr bemeistern kann. Menschen von überlebhaft aufgeregter Phantasie sind daher auch meistens wankelmüthig und schwankend in ihren Entschlüssen. Sehr gewöhnlich sind sie auch furchtsam. Denn ihre Einbildungskraft dient ihnen als Mikroskop, welches das Kleine groß erscheinen läßt und die Gefahren und Schrecken eines Ereignisses in den mannigfaltigsten Phasen zeigt, wohingegen die Phantasielosen sich in der Regel nüchtern, entschlossen, muthig und kühn zu zeigen pflegen.

Die krankhaft aufgeregte Phantasie dient uns dann nicht mehr als Pegasus, den wir reiten, sondern sie selber jagt und hetzt uns umgekehrt wie den Jäger in der wilden Jagd. Da verwandelt sich dann die holde Freundin Phantasie, unsere Wohlthäterin, wohl ganz und gar in einen

Plagegeist. Man möchte sie dem Feuer vergleichen, von dem unser Schiller singt, daß es wohlthätig sei, so lange der Mensch es bewacht, daß es aber verheerend und zerstörend auftritt, wenn die Tochter der Natur einhergeht auf ihrer eigenen Spur.

Hat demnach die Phantasie bei allen ihren erfreulichen Eigenschaften doch auch ihre großen Gefahren und sogar ihre häßlichen und peinlichen Krankheiten, so besitzt sie ebenso auch bei aller ihrer vielgelobten Zauberkraft ihre offenbare Schwäche und, wenn ich mich so ausdrücken darf, ihre große irdische Hinfälligkeit. Und mit dieser Bemerkung komme ich denn nun auf den Punkt, auf den ich hier den Leser vorzugsweise ein wenig aufmerksam zu machen die Absicht habe.

In der That und mit Recht zwar kann man die Phantasie eine wunderbare Künstlerin nennen, denn sie vollbringt Dinge, die weit über die Gränzen des nüchternen und prosaischen Verstandes hinausgehen. Dennoch aber hat sie auch selbst wieder ihre bestimmten Gränzen. Viele übersehen dies, gehen, indem sie von einer „zauberischen" und „schöpferischen" Phantasie reden, damit einen großen Schritt zu weit und legen der Phantasie eine Kraft bei, welche sie als ein Kind oder eine Schwester des schwachen Menschengeistes nicht besitzt.

Es ist der Phantasie bei uns ein wenig so ergangen, wie manchem Heroen. Herkules z. B. that viel. Aber Fama und Sage haben ihm hinterdrein noch weit mehr aufgebürdet, als er je gethan hat, und haben am Ende einen Gott aus ihm gemacht, was er nie gewesen ist.

Man mag wohl behaupten, daß wir im Allgemeinen geneigt sind, uns eine zu hohe Idee von den sogenannten Zaubereien der viel gepriesenen Phantasie zu machen, und daß wir sie durchweg für eine Schöpferin nehmen, welcher auf dem Gebiete der Ideen oder der Einbildungen so zu sagen nichts unmöglich ist. Das aber ist nun eben grundverkehrt, und eine schärfere Untersuchung dieser unserer Seelenkraft möchte wohl zu dem Resultate führen, daß gerade umgekehrt eine charakteristische Eigenschaft der menschlichen Phantasie darin besteht, daß sie zwar das Gegebene zu schmücken, zu erleuchten und zu verherrlichen, dagegen aber nichts Neues zu schaffen und zu erzeugen weiß.

Es ist eben der wesentliche Unterschied zwischen dem Menschen und der Gottheit, daß jener nicht wie diese schöpferisch ist. Aus dem Geiste des Schöpfers ist diese große schöne Welt mit ihren tausendfältigen Erscheinungen und herrlichen Gebilden, mit ihren zahllosen Creaturen, Thieren, Pflanzen und Blumen hervorgegangen. Und die Phantasie des Menschen ist nicht im Stande gewesen, auch nur ein Tütelchen noch dazu zu erfinden. Sie vermag nur die Dinge, die ihr in der Natur und im Leben geboten werden, etwas anders, oft sehr kunst- und effectvoll, zu ordnen, verschiedentlich zu combiniren, versteckte Qualitäten an ihnen auszuspüren. Sie arbeitet und modellirt nur an den Stoffen, welche die Sinne ihr überlieferten. Sie ist in der Hauptsache nichts als ein ruminirendes Wesen.

Mit den sieben Farben des Regenbogens und ihren

mannigfaltigen Nüancen und Abstufungen hat die Natur die Dinge geschmückt. Es ist unserer Phantasie nicht möglich, sich noch eine andere Farbe vorzustellen, als die auf Erden gegebene. Ja selbst diese vermag sie nur durch Erfahrung, durch die Vermittlung der Sinne in sich aufzunehmen.

Dem Blindgebornen geht alle Empfindung des Effectes der Farben ab, und man kann sie ihm auf keine Weise, wäre er auch mit der lebhaftesten Phantasie begabt, faßlich machen. Des Blinden Phantasie arbeitet nur mit den Vorstellungen, die sie durch das Ohr empfing, und er vermag sich den Charakter der Farben, ihre Zartheit oder ihren blendenden Glanz allenfalls nur durch eine Vergleichung mit den Tönen einigermaßen nahe zu bringen, sowie auf der andern Seite der Taubgeborne von den Tönen nie eine Vorstellung erhält, und allenfalls nur strebt, durch eine Vergleichung mit den Farben sich eine Idee von jenen zu verschaffen. Ihm ist das ganze Leben eine stumme, lautlose Pantomine, sowie die Natur seinem Leidensgefährten, dem Blinden, höchstens als ein farbloser und dabei noch sehr unvollständiger Kupferstich erscheint.

Es hat arme Geschöpfe gegeben, die sowohl blind als taub geboren waren, und deren Phantasie kann sich mit den Dingen und ihren Eigenschaften nur soweit beschäftigen, als sie dieselben durch den Tastsinn, den Geschmack und das Gefühl wahrnehmen können.

Wären endlich auch diese Sinne bei einem Wesen verfinstert und abgetödtet, so wäre der Einbildungskraft desselben jegliche Nahrung völlig abgeschnitten, und sie würde

in ihm vollkommen regungslos und todt sein, was dann hinlänglich beweisen würde, daß sie aus sich selber nichts schaffen kann.

Aber auch wer aller seiner Sinne mächtig war, wessen Einbildungskraft auf allen Wegen, die der menschlichen Seele offen stehen, genährt und gekräftigt wurde, auch dieser ist nicht im Stande gewesen, sich ein einziges der zahllosen hübschen Gebilde, an denen die Natur so reich ist, zu ersinnen. Viele dieser Naturproducte, z. B. einige Gewächse sind äußerst einfach, und dennoch kam nie ein Mensch darauf, nicht einmal simple Grashalme sich vorzustellen, bevor er sie nicht mit seinen leiblichen Augen geschaut hatte. Vergebens würde seine Phantasie sich anstrengen, etwas Schöneres zu componiren, als was sich in unsern Rosen oder Lilien ihr darbietet. Sollte es etwa in fernen unbekannten Ländern noch reizendere Kinder der Flora geben, als die genannten, so kann nur die Natur sie ersonnen haben. Kein europäischer Naturforscher, Künstler oder Dichter wird sie uns im Voraus darstellen oder ausmalen. Er vermag nur die existirenden aufzufinden, zu entdecken und nachzubilden.

Jedes der aus den neuen Welten zu uns gekommenen Pflanzen-Produkte hat uns überrascht, wie etwas völlig Neues. Nie war es Jemandem gelungen, eine ähnliche Blätterstellung, Kelchbildung und Färbung in seiner Phantasie zu construiren. Die sogenannten „Phantasie-Blumen“, von denen man viel reden hört, verdienen diesen Namen eigentlich nicht. Es sind nur aus der Natur genommene Blumenthemas, die der Mensch zu seinen Zwecken ein

wenig modificirte und umwandelte. Strenge genommen, giebt es keine Phantasie-Blumen.

Nicht anders ist es auf dem Gebiete des Hörbaren mit den „überirdischen" oder „himmlischen" Tönen oder mit der sogenannten Sphärenmusik der Dichter. Welche Musik auch die Poeten darunter verstehen mögen, sie kann nicht viel anders tönen, als unsere irdischen Concerte, und die Vorstellungen dazu müssen sie von unsern Geigen und Schalmeien oder von der menschlichen Stimme empfangen haben. Es giebt für das Ohr und die Phantasie der Menschen keine himmlischeren Töne, als die, welche in unserer irdischen Atmosphäre und aus den Kehlen der uns geschenkten Nachtigallen erklingen.

Man bewundert mit Recht einen Cuvier, der es vermochte, durch Ueberlegung und mit dem Beistande seiner Kenntniß der übrigen Naturgeschöpfe, deren Bau und Lebensgesetze er beobachtete, aus einem einzigen kleinen, ihm gebliebenen Knochen die Gestalt und den Gliederbau des Thieres, dem derselbe angehörte, zu errathen, ja wohl den ganzen Körperbau eines solchen Thieres bis auf Schwanz und Zähne in Gedanken zu bestimmen und zu reconstruiren. Nichtsdestoweniger mußte man selbst dem kenntnißreichen und phantasievollen Cuvier wenigstens ein Stück Knochen dazu geben. Aus dem Nichts wäre auch er nicht im Stande gewesen, den Organismus irgend eines ihm noch nicht vorgekommenen Wesens zu gestalten oder zu bestimmen.

So wunderlich und unsäglich mannigfaltig die lebenden Geschöpfe sind, so sind sie doch alle ein Produkt der schöpferischen und unerschöpflichen Phantasie der Natur. Der

Mensch hat keines zu fingiren vermocht. Die vielen phantastischen oder fabelhaften Thiere, welche in unseren Mythen und Märchen eine Rolle spielen, die Greifen, die Drachen, die Centauren, die Sphinxe, die Meerweiber ꝛc. sind eben so wenig wie die eben erwähnten sogenannten Phantasie-Blumen neue Schöpfungen, wirkliche Phantasie-Thiere, die den Namen verdienten. Sie haben sich in der Einbildungskraft der Völker nur nach in der Natur vorhandenen Vorbildern gestaltet. Alles, was jene dabei vermochte, war eine bunte, nicht selten sehr unnatürliche Combinirung der gegebenen Elemente. Sie hing einem menschlichen Torso einen Fischschwanz an, oder sie gab einem Löwenkörper den Kopf und Schnabel eines Raubvogels, oder dem Pferde die Schwinge des Adlers, dem Krokodill oder der Schlange die Flügel der Fledermaus, und alle diese zusammengestückten sogenannten Phantasie-Thiere hätten nie wirklich leben und existiren können.

Weder auf dem Gebiete des Schönen, noch auch nur auf dem des Schreckhaften, mit dem sie sich doch ihrer furchtsamen Natur nach so gerne beschäftigt, ist unserer Phantasie irgend etwas Neues gelungen. So viel Mühe sich auch unsere Höllen-Breughels und ihre Genossen gegeben haben, für ihre malerischen Darstellungen eine Schreckgestalt zu erfinden, so hat ihnen doch nichts anders glücken wollen, als allerlei Figuren von Thieren auf barocke Weise zusammenzustoppeln, und sie haben damit sogar nicht selten einen mehr lächerlichen als furchtbaren Effect erzielt.

Also auch nicht einmal im Häßlichen haben wir mit unserer Phantasie über die Natur hinausgekonnt. Selbst

in unseren Träumen sehen wir nichts in anderer Weise Liebliches oder Gräßliches, als was die Sinne uns schon zuvor vorgeführt hatten. Und sogar für unsere Hölle haben uns wieder die Eulen, die Fledermäuse, die Schlangen und andere auf Erden in den Wäldern und Sümpfen existirende Ungethüme dienen müssen.

Vor allen Dingen aber sind wir mit unseren Paradiesen nicht über die Natur und das Leben hinausgekommen. — Alle Völker, selbst die, denen man die glühendste Phantasie zuschreibt, haben ihr Eden nur nach den Erfahrungen, die sie auf Erden machten, nach den Freuden und Genüssen, die ihnen hier zu Theil wurden, einrichten können. Sie ließen dabei bloß das weg, was sie hienieden als ein Uebel betrachteten, benahmen aber bei Lichte besehen eben dadurch ihren als idealisch gepriesenen Paradiesen häufig den rechten Reiz, indem gerade jene Uebel — wenigstens viele von ihnen — die Hauptquelle der Empfindung des Glückes und der Freude und mit diesen so verwachsen sind, daß sie sich kaum davon gesondert denken lassen, so daß die vielgelobte sogenannte schöpferische Phantasie dann in ihren Idealen eigentlich noch etwas weniger Vollkommenes schuf, als was schon in dieser Welt in Wirklichkeit uns geboten war. Keines der paradiesischen Phantasiegebilde hält vor der Kritik rechten Stand. Es sind schöne oder oft vielmehr nur gleißnerische Illusionen, mit denen sich der unglückliche Mensch gern beschäftigt, die man aber nicht zu nahe untersuchen darf.

Auch können wir uns mit der größten Anstrengung unserer Einbildungskraft in keiner Weise eine Vorstellung

von den Wesen und von den Zuständen auf anderen Planeten machen. Wir sind der beschränkten Art unserer Phantasie gemäß gezwungen, jene Welten alle nach der Weise unserer Erde zu bevölkern. Wir kennen durch Erfahrung kein vollkommneres Geschöpf als den Menschen, und unsere Phantasie ist nicht im Stande, sich ein schöneres zu bilden. Sie bekleidet die Engel, alle „höheren Wesen", die Gottheit selbst mit der menschlichen Gestalt, und vermag sie sich nur unter dieser zu versinnbildlichen.

Ja sogar die menschlichen Individuen und die unzählig vielen Varietäten in ihrem körperlichen und geistigen Wesen kann unser Geist sich nicht anders, besser oder schlechter, erhabener, idealischer oder charakteristischer vorstellen, als er sie im Leben gefunden, beobachtet und erkannt hat.

Die Natur erzeugt unter der Menschheit tagtäglich tausend und aber tausend neue Physiognomien sowohl als Charaktere, die alle wesentlich und scharf von einander verschieden, deren Züge und Eigenschaften bei jedem in seiner Weise besonders gemischt, und von denen doch jedes mit sich selber vollkommen in Einklang ist.

Es ist aber noch keinem Künstler oder Dichter geglückt, ein menschliches Antlitz oder einen Charakter zu erfinden und ohne Beobachtung des Lebens in seinen Elementen so richtig zu mischen, daß man sagen könnte, es sei eine vollkommen neu geschaffene Gesichtsbildung oder ein noch nie dagewesener Charakter aus seinem Gehirn hervorgegangen.

Beide, Künstler und Dichter, müssen immer ins Leben

greifen, die Natur beobachten und sich nahe zu ihr halten. Sogar ein Raphael fand die Modelle zu seinen Madonnen nicht in seinen Träumen, sondern auf den Märkten der italienischen Städte.

Einem Portrait nach dem Leben sieht man sogleich seine Wahrheit und Naturtreue an. Sogar wenn man das Original nicht kannte, glaubt man deutlich zu fühlen, daß es ähnlich sein müsse, wohingegen man einem sogenannten idealen Kopfe, bei dem der Künstler die Natur nicht so geschickt zu Rathe zog, wie er es hätte thun sollen, alsbald eine gewisse Unwahrheit oder Charakterlosigkeit anmerkt.

Alle tüchtigen Lehrer der Kunst sind daher auch besonders eifrig dabei, ihre Schüler immer wieder und wieder auf die Natur aufmerksam zu machen, sie von dem Vorurtheil, dem sie sich so gerne hingeben, daß ihre Phantasie schöpferisch sei, zu befreien, und sie auf das Wenige, was sie bei der sogenannten Idealisirung der Wirklichkeit thun können, hinzuweisen und darauf zu beschränken.

Dasselbe thun sie nicht blos in Beziehung auf das menschliche Angesicht, sondern auch in Hinsicht auf die vorzugsweise sogenannten Naturgegenstände, auf alle die Dinge z. B., die zum Ressort der Landschaftsmalerei gehören. Auch die Phantasie des Landschaftsmalers kann keine schöneren und idealischeren Formen produciren, als die sind, welche die Natur ihm lieferte. Sogar solchen kleinen, unbedeutenden, scheinbar zufälligen und willkürlichen Dingen, wie es z. B. die Physiognomie der Felsen und Steine der Landschaft, ihre phantastischen Figuren, Brüche, Risse, Ecken,

Vorsprünge und Klüftungen sind, sieht man es an, wenn sie nicht aus der Natur geschöpft und portraitirt wurden, und wenn der Maler sich bei ihrer Darstellung seiner Phantasie überließ.

Das Allermerkwürdigste ist, daß der Landschaftsmaler auch bei der Gruppirung seiner landschaftlichen Gegenstände, ich meine bei der Art und Weise, wie er die Elemente seines Kunstwerks, die Bäume, die Felsen, die Katarakten, die fernen Berggipfel zu einem schönen Ganzen und zu einem großen Effekte zusammenstellt und untereinander verwebt, so wenig Neues bewirken und Selbsterfundenes geben kann und darf.

Auch dabei zeigt sich seine Phantasie schwach, ja zuweilen ganz verkehrt, und er kann auch dabei nichts besseres thun, als ihr zu entsagen und sich vorzugsweise wiederum der Beobachtung und Belauschung der Natur hinzugeben.

Die berühmtesten und eifrigsten aller Landschaftsmaler, ein Claude Lorrain, ein Poussin, haben durch ihre sogenannten heroischen und Phantasie-Landschaften nur deswegen so viel Beifall gefunden, weil sie in denselben und namentlich auch in der Art und Weise der Composition und der Gruppirung der landschaftlichen Elemente so viel tiefes Studium und Erkenntniß der Natur an den Tag legten. Und dazu war noch dasjenige seiner Gemälde, auf welches Claude Lorrain selbst den meisten Werth legte, nicht etwa eine seiner von Anderen vielgelobten sogenannten „Phantasie-Landschaften“, sondern vielmehr nur die Abbildung oder Portraitirung eines kleinen italienischen Wäldchens, nämlich der berühmten „Villa Madonna“ bei Rom.

Nicht besser als den Malern ergeht es den Dichtern. Auch die Charaktere, welche diese, wie man sich fälschlich ausdrückt, „schaffen", die Empfindungen, die sie besingen, die Intriguen und Geschichten, welche sie, wie man sagt, erfanden, sind im Ganzen um so weniger werth, je ferner sie dem Leben stehen und je mehr der Autor sie aus seiner eigenen Imagination schöpfte.

Daher auch die angehenden Poeten von den besten Kennern und Meistern ebenso wie die Künstler stets vorzugsweise auf die Natur und das Leben hingewiesen werden. Göthe verlangt so zu sagen, daß jedes lyrische Gedicht ein Gelegenheitsgedicht sein, d. h. daß der Dichter sich immer nur an seine Erlebnisse halten solle.

Er vermag kein Gefühl, keine Leidenschaft zu fingiren. Will er sie nachdrücklich darstellen, so muß er sie bei Anderen beobachtet, am besten aber in der eigenen Brust gespürt haben. Göthe, Petrarca, Moliere waren große Gelegenheitsdichter, talent- und schwungvolle, geniale Trovadores, d. h. Finder und nicht Erfinder. Homer wurde nicht etwa wegen einer gewissen schöpferischen Kraft seiner Phantasie der gepriesene Nationaldichter der Hellenen, sondern weil er das griechische Leben und die Weise und den Charakter der griechischen Helden so gut aufzufassen, wiederzugeben und abzuportraitiren verstand. Shakespeare schöpfte alle Figuren und Charaktere seiner Dramen aus der Geschichte und dem Leben. Seine mächtige Phantasie diente ihm wohl dazu, das Gemeine und Unwesentliche davon abzustreifen, das Ideale und den Kern darin zu erkennen, nicht aber dazu, einen neuen Charakter zu ersinnen.

Und auch dabei ist wieder das Merkwürdigste, daß wie den Landschaftsmalern die Gruppirung, so auch den Dichtern, z. B. den Dramatikern, Erzählern und Romanschreibern, die Composition, die Intrigue, die Verschlingung des Knotens ihrer Geschichten so wenig gelingen will, wenn sie sich bloß ihrer Phantasie überlassen und nicht auch hiebei das Leben und seinen Gang beachten und zu Rathe ziehen wollen.

Eine recht interessante, pikante und komische Geschichte, bloß eine lustige Anekdote aus dem Nichts zu erfinden, ist vielleicht noch Niemandem gelungen. Die effectvollsten sind alle dem Leben und dem Gange der Ereignisse entnommen, und denen, welche es nicht sind, merkt man bald eine gewisse Lahmheit und Charakterlosigkeit an, wie jenen fingirten Portraits.

Allerdings können und müssen die Erzähler und Dichter dabei, wie bei allen Kunsterzeugnissen etwas nachhelfen und — was man nennt — idealisiren. Das Leben liefert solche Sachen so zu sagen nur roh, wie die rohen Edelsteine, und die Kunst muß das Schleifen, Feilen, Fassen und Einrahmen übernehmen.

Blickt man auf die Produkte unserer Literaturen, so wird man daher dort auch in dieser Beziehung einen auffallenden Mangel an neuen Stoffen oder „Geschichten“ entdecken. Iphigenie auf Tauris, Oedipus, Medea und die andern nicht sehr zahlreichen Themas der Dramen des Euripides hatten schon vor ihm auch Sophokles und Aeschylus behandelt, und auch diese hatten die Geschichten nicht erfunden, sondern wieder von andern Vorgängern entlehnt,

die sie ihrerseits einer Volkssage oder Tradition entnommen hatten, welche Sage oder Tradition wiederum dann allerursprünglichst durch irgend ein vergessenes Ereigniß begründet, d. h. aus der Natur oder dem Leben geschöpft und hervorgegangen war.

Auch Shakespeare hat so wie nach dem, was ich schon sagte, die Charaktere und Personen, ebenso auch die Geschichten, die seinen Tragödien zum Grunde liegen, die Intriguen seiner Dramen nicht selbst erdacht. Eine eingehende kritische Untersuchung hat vielmehr ganz bestimmt ergeben, daß bei keinem einzigen der Dramen, die auf seinen Namen gehen, die Erfindung ihm angehöre. Sie waren schon alle vor dem phantasievollen Shakespeare von Anderen bearbeitet. „Als jenes große Genie", bemerkt in dieser Hinsicht sehr wahr ein trefflicher Aesthetiker, „seinen kleinen Ort Stratford upon Avon verließ und nach London an die Bühne kam, da gab es dort eine große Menge von Theaterstücken aller Zeiten und Autoren, welche man handschriftlich besaß, die Erzählung von der Eroberung Trojas, vom Tode des Julius Cäsar, andere Geschichten aus dem Plutarch, die man abwechselnd auf die Bühne brachte und deren das Publikum niemals müde wurde. Dazu ein ganzes Brett voll alter englischer Geschichten, von den Chronikern von Bruce und König Arthur an herab bis auf die königlichen Richards und Henrys, die man mit Begierde anhörte, endlich eine Reihe jammervoller Tragödien, lustiger italienischer Erzählungen und spanischer Abenteuer, welche alle Lehrjungen in London auswendig wußten. Diese ganze Masse von vorhandenen Themas war längst von einem

jeden Schauspieler mit mehr oder weniger Geschick bearbeitet worden, und das beschmutzte, zerrissene, vielfach corrigirte Manuscript hatte der Souffleur in Händen. Viele aufleuchtende Genies hatten daran ein wenig nach ihrer Weise geändert, zugesetzt und erweitert. Wer sie zuerst in Gang gebracht hat, läßt sich unmöglich bestimmen." Nun kommt ein Shakespeare darüber — der zwar kein Schöpfer ist, wie das Niemand ist, — der solche schöne Geschichten nicht erfinden kann, — der aber doch eine sehr glühende, d. h. eine sehr eingehende, eine stark reproductive Phantasie besitzt, — er bemächtigt sich aller jener Stoffe und behandelt sie nach seiner genialen Weise.

Aehnlich wie es hier mit den Stoffen, Geschichten und dramatischen Intriguen des Shakespeare ging, ist es mit den Geschichten und Stoffen aller Literaturen gegangen.

Ueberall finden wir jenes „alte beschmutzte, zerrissene, viel copirte und corrigirte Manuscript", von dem Niemand weiß, woher es ursprünglich datirt, in den Händen der Dichter, die daran nur hie und da ändern und mehren, daher sie auch mit Recht von den Römern Autoren (auctores, Mehrer, von augere, vermehren) genannt wurden.

Die in dem Decamerone enthaltenen Geschichten, welche auf den Namen des Boccaccio gehen, sind keineswegs Ausgeburten der Phantasie dieses merkwürdigen Menschen. Es sind vielmehr größten Theils italienische Stadtgeschichten, die sich wirklich einmal ereigneten und die Boccaccio nur höchst anmuthig wiedergab. Zum Theil sind es auch nach seiner Weise façonnirte Erzählungen, welche er der französischen Sammlung Contes et fabliaux entnahm, und die ihrer-

seits selbst nichts waren als ausgeschmückte Wiedererzählungen wirklicher alter Begebenheiten und Lebens-Ereignisse.

Aehnlich ist es mit den sogenannten Fabeln des Aesop — oder auch mit den Geschichten des Cid — oder mit den Sagenkreisen von König Arthur oder Karl den Großen oder den Nibelungen. Von keinem dieser Stoffe kann man nachweisen, daß ein Dichter sie ersonnen hätte. Dieselben sind ihnen vielmehr so zu sagen nur in die Hände gewachsen. Sie haben sich wie Naturgebilde aus dem Leben der Völker hervorgestaltet und sind Jahrhunderte lang von Feder zu Feder, von Kopf zu Kopf gegangen, indem jede Feder, jeder Kopf sie nur ein wenig anders, und einige unter ihnen sehr gut und glücklich auffaßten, modificirten, façonnirten und bearbeiteten.

Auch von den so anmuthig verschlungenen Erzählungen der Tausend und eine Nacht hat man bisher noch keinen Erfinder entdecken können. Sie gehen wie ein allmählich anwachsender Strom durch das Leben der orientalischen Völker. Sie haben ihre versteckten Quellen in den Gebirgsthälern Indiens und sind von da aus, eine Menge Nebenströme in sich aufnehmend, durch Persien und Arabien geflossen bis nach Egypten hin, von wo sie nach Europa gelangten.

Daß sie keine Produkte oder „Ausgeburten" der sogenannten schöpferischen Phantasie, sondern etwas viel Tüchtigeres, nämlich Nachbildungen nach der Wirklichkeit sind, geht schon daraus hervor, daß sich in ihnen das Leben der orientalischen Völker, ihre Denkweise und die Art, wie sich die Dinge und Lebensverhältnisse bei ihnen zu gestalten pflegen, so treu abspiegeln.

So haben denn, wie Homer, wie Shakespeare, wie Boccaccio, wie Chaucer, wie die Sänger der Nibelungen und der Tausend und eine Nacht, überhaupt alle tüchtige Dichter land- und volksthümliche, d. h. aus dem Leben geschöpfte Ueberlieferungen unter ihren Füßen gehabt, auf denen sie weiter arbeiteten. Ihren sogenannten Original-Geschichten, die sie selbst erfunden, aus ihrer Phantasie geschöpft zu haben vorgeben, sieht man es meist nur zu deutlich an, daß sie jenes Bodens entbehren, daß sie daher der Schönheit ebenso ermangeln, wie der Wahrheit, die beide nicht von einander getrennt werden können.

Das Leben gestaltet, krystallisirt, verflicht die Begebenheiten unter jedem Volke an jedem Orte der Welt je nach seinem speciellen Charakter auf andere Weise. Es giebt Geschichten, von denen man sagen kann, daß sie in ihren Elementen, in ihrem Gange, in ihrer Intrigue ächt griechisch, oder ächt französisch, oder ächt italienisch, oder ächt deutsch seien. Je mehr eine Geschichte oder Poesie den Localcharakter des Ortes, wo sie gewachsen ist, zeigt, desto pikanter ist sie. Und solche Compositionen können die Dichter eben so wenig aus ihrer Phantasie oder aus der Luft greifen, wie die Volks- oder Localcharaktere selbst, eben so wenig wie die Maler die schönen und wahren Physiognomien oder die charakteristischen Landschaftsbilder, eben so wenig wie Naturforscher neue Blumen oder Thiere, oder wie die Menschen überhaupt andere Farben, Formen oder Töne, als diejenigen sind, in welchen diese irdische schöne Welt ihnen eingekleidet erscheint.

Zur Physiognomik der menschlichen Stimme.

Der Mensch ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, charakteristisch und symbolisch von Kopf bis zu Fuß. In dem Ausdrucke seines Gesichts, in der Bildung seines ganzen Körpers, in seinem Mienen- und Geberdenspiel, in Gang, Manieren und Bewegungen, ja in der Handschrift, kurz in allen Aeußerungen seines Wesens verräth sich dem Auge ein Stück seines Innern, seiner Sinnesart, seiner Gefühls- und Denkweise. Wie sollte sich dies vor allen Dingen nicht auch dem Ohr in den Eigenthümlichkeiten seines Stimmorgans offenbaren!

Die menschliche Stimme tönt hauptsächlich in Folge der weiten, durch einen großen Theil des Körpers gehenden Verzweigung der Stimmnerven, so wunderbar aus der Tiefe der Brust, dem Sitze unserer Seele hervor,

„Es strömen ihre Wellen
Aus nie entdeckten Quellen."

Sie leidet und verkümmert wie das Herz in einem engen Brustkasten, — in einem weiten bildet sie sich schöner, größer und voller aus, wie auch das Herz selbst. Eine Menge unserer edelsten Organe, der Bau und die Beschaffenheit

der Lunge, des Brustcanals oder der Kehle, des ganzen Respirations-Apparats, ferner die Zunge, die Nasen- und die Mundhöhle, auch die Zähne und Lippen, und am Ende die Eigenthümlichkeit und Spannung des ganzen Nerven- und Muskelsystems, sind von bedeutendem Einfluß auf sie und ihre Modulation.

Durch die Stimme theilt sich die Seele vorzugsweise sehr unmittelbar und eindringlich mit. Ein Laut der Stimme, ein Ausruf ist die dem Menschen natürlichste Aeußerung seiner Gefühle und Affekte, seiner schmerzlichen und freudigen Erregungen. Sie vermittelt den Austausch der Gedanken, und durch den Gesang ist sie das Organ der höchsten Begeisterung und der zartesten Empfindungen. Es ist beinahe so, als hätte nicht der Leib, sondern der Geist selber gesprochen.

In der That wäre es höchst wunderlich, wenn die Stimme, die so vielfach ein Erzeugniß unseres ganzen Organismus ist, die so beständig den Empfindungen, Ideen, Leidenschaften und Affekten als Medium dient, nicht eine bleibende Färbung von diesen fortwährend durch sie abfließenden Seelen-Aeußerungen angenommen, wenn sie nicht den Herrn, dem sie dient — den Geist — abspiegelte, wenn sie nicht, auch ganz abgesehen von den artikulirten Worten oder den Noten und Gesangtönen, die man ihr gleichsam wie Waaren mit an Bord gab, ihre eigene ausdrucksvolle Physiognomie für sich haben sollte. In wie innigem Zusammenhange die Stimme mit dem Wesen und Charakter alles Lebendigen steht, lehrt uns schon ein Blick auf die

gesammte Natur außer uns, und auf das, was wir in ihr vorgehen sehen.

Dort kann man zunächst im Allgemeinen bemerken, daß überhaupt nur die höher organisirten Geschöpfe, die meisten Säugethiere und Vögel mit einer Stimme begabt sind. Nicht nur die Pflanzen, sondern auch fast alle niedrigen Thiere, die Fische, die Amphibien, die Insekten, deren Summen und Zirpen etwa wie das Blättergesäusel nur „Geräusch", aber keine Stimme ist, sind stumm. Schon dies beweist uns, wie viel die Stimme mit dem Geiste und dem Seelenleben zu thun hat.

Bei einer Untersuchung der Stimme jedes einzelnen der stimmbegabten Geschöpfe werden wir die Beschaffenheit derselben meistens mit seiner Natur, mit seinem Charakter, mit der Gestalt und Symbolik seiner ganzen Erscheinung in hohem Grade in Harmonie finden. Ich kann hier diese Untersuchung nicht anstellen, und noch weniger erschöpfen. Aber einige Beispiele werden genügen, um das Gesagte zu beweisen.

Das Brüllen des Löwen, das dem Donner ähnelt, ist ein höchst imponirender Ausdruck der Kraft und des muthvollen Sinnes dieses Königs der Thiere. Die Idee eines Löwen, der zart wie eine Nachtigall sänge, scheint so widersinnig und so komisch, daß sie Shakespeare einmal benutzt hat, um das Publikum in seinem Sommernachtstraum herzlich lachen zu machen. Unter allen Thieren ist nur der Löwe allein mit jenem großartig rollenden Kehltone begabt, wie auch nur er allein die Majestät der ganzen Erscheinung und die großmüthige Sinnesart besitzt,

die ihn bei allen Völkern zum Sinnbilde der Stärke und Herrschaft gemacht hat.

Das Brummen des Bären ist nicht weniger charakteristisch. Es ist tief und rauh, wie die Farbe und Haare seines Pelzes. Es gleicht dem Klange der Baßgeige, wie denn der plumpe und derbe Bär selber in Gang und Figur die wandelnde Baßgeige des Waldes vorzustellen scheint. Es ist, obwohl wild und schreckhaft, doch nicht so imponirend, wie das Gebrüll des Löwen, wie denn Petz selbst, obwohl ein wilder Gesell, eben nichts sehr Imponirendes und Feuriges, dagegen viel Phlegma und brummige Insichgekehrtheit besitzt.

Das fistulirende Miauen unserer kleinen Katzen, die Schärfe und Spitzigkeit ihrer Falsettstimme, das Abschweifende und Gewundene darin giebt dem Ohre dieselbe Vorstellung von dem gewandten, schmiegsamen und nicht eben als treuherzig gepriesenen Charakter dieser Thiere, die das Auge in ihrem rundlichen Körper und ihren feinen, leisen, lauernden und schleichenden Bewegungen und Umrissen ausgesprochen findet. — Man vergleiche nur dies halbunterdrückte Miauen mit dem hellen, offenen Bellen und Kläffen unserer treuen Hauswächter, der Hunde. Die Contraste in der Stimme oder Sprache beider so verschiedener Thiergattungen correspondiren offenbar mit den Contrasten, welche in ihrem übrigen Charakter hervortreten.

Auch das einfache und einförmige, volltönende, langgezogene und leidenschaftslose Blöcken der Rinder, das wir unter Umständen nicht ungern vernehmen, entspricht ganz und gar dem behäbigen, phlegmatischen und, ich möchte

sagen, biederen Charakter unserer friedlichen Wiederkäuer. Man könnte kaum ein anderes Geschöpf finden, zu dem dieses derbe Blöcken und Brüllen so gut paßte, wie zu den breiten Mäulern, dem gutmüthigen Blicke und dem geduldigen, langsamen Wesen unserer Ochsen, und findet man ausnahmsweise einmal etwas Aehnliches bei einem der übrigen Thiere, wie es z. B. beim sogenannten Brüllfrosche oder auch beim Brüllaffen sich zuträgt, so erstaunt man über diese wunderliche Laune der Natur, die allerdings nie ganz und ausnahmslos bei der Regel bleibt.

Das schmetternde Wiehern der Pferde bildet zu dem Blöcken der Rinder einen eben so frappanten Gegensatz, wie das Miauen der Katze zu dem Gekläff des Hundes, und vergleicht man den Seelencharakter beider Thiergattungen, so erhält man eine dazu passende Parallele. Denn jenes helle, trompetenartige, freudige Wiehern scheint ein nicht minder zweifelhafter Ausdruck der Kampflust, der Munterkeit und des Thatendranges der edlen Rosse zu sein, als es die oben geschilderte Sprache der Rinder für deren Phlegma war.

Auch in der Vogelwelt können wir uns die den gefiederten Geschöpfen eigenen Stimmen und Töne kaum anders ausgetheilt denken, als wie sie es sind, und vermöchten sie mit keinen Vögeln in Verbindung zu setzen als mit denen, welchen die Natur sie verliehen hat. Der feine und gefällige Gesang der kleinen Singvögel, ihr Zwitschern und Pfeifen ist ein sehr bestimmter Ausdruck ihrer behenden Zierlichkeit. Es ist so charakteristisch, daß ein Taubstummer sich solche feine, hohe, zwitschernde und

sanftflötende Töne gewiß nicht anders, als unter dem Bilde eines flatternden, zierlich gefiederten Vögelchens vorstellen kann, sowie umgekehrt ein Blinder sich unwillkürlich nach dem Laute dieser Töne die Figur der kleinen Sänger ausmalen wird. Gezwitscher und ein Elephant, oder Gebrüll und ein Hase wird beiden als ein nicht vereinbarer Widerspruch erscheinen.

Das triumphirende, durchdringende Krähen unserer Hähne, welches ein wenig an das Wiehern der Pferde erinnert, harmonirt wieder wie dieses mit dem kampflustigen und selbstbewußten Wesen des eingebildeten, auf dem Hühnerhofe dominirenden Vogels und steht wie seine Gesinnung in auffallendem Contraste mit dem wirthschaftlichen, durch die Nase tönenden Geplapper und Gekakel der Hausfrau Henne, bildet aber freilich einen noch frappanteren Gegensatz zu dem dummen und überlauten Geschnatter der einfältigen Gänse und der vorlauten Enten.

Das unheimliche Geheul der scheuen, meuchelmörderischen und melancholischen Nachtvögel, der Uhu's oder Schuhu's und der übrigen Eulen, ist von den Menschen so bezeichnend gefunden, daß fast alle Völker die Benennung dieser Vogelgattung von ihrem charakteristischen Gekreische entnommen haben, als wenn darin ihr ganzes Wesen am besten ausgesprochen wäre.

Wie fast bei allen Thieren, wenn sie von Affekten und Leidenschaften bewegt werden, die Stimme sich auf ganz wunderbare und charakteristische Weise wandeln, steigern, schärfen oder sonst sehr mannigfaltig modificiren kann, das wird denen nicht entgangen sein, welche Gelegenheit

gehabt haben, einen Tiger im Zorn, ein Pferd im Kampfe, einen Hirsch zur Zeit der Brunst, ein spielendes Bärenjunge in seinem Neste, ein Mäusestimmchen im Käfig, einen Hund im Sterben, einen Schwan bei seinem letzten Seufzer, eine Nachtigall beim Nesterbau oder andere Vögel bei ihren Lock- und Angstrufen zu belauschen und zu beobachten. Bei solchen und anderen Veranlassungen klingen zuweilen Töne aus der Thierwelt hervor, die ungemein ergreifend, äußerst rührend sind, und die mächtig in Ohr und Herz dringen und es uns deutlich genug zum Bewußtsein bringen, in wie hohem Grade die Stimme überall in der lebendigen Schöpfung eine Verrätherin der Seelenzustände ist.

Gehen wir nun von den Thieren zum Menschen über, so offenbart sich denn auch bei ihm das Charakteristische der Stimme auf gar vielfältige Weise; zunächst in dem Unterschiede der beiden Geschlechter, — alsdann bei den verschiedenen Altersstufen. — Etwas spiegelt sich auch von dem Wesen jedes Individuums eben so deutlich in der Physiognomie seiner Stimme, wie in der seines Antlitzes und seines ganzen übrigen Habitus ab. — Und endlich haben auch die Familien, Classen und Stände der Menschen und die Völker und Racen ihr eigenthümliches und bezeichnendes Organ.

Unter diesen Rubriken mag ich das, was ich über diesen Gegenstand hier zu sagen habe, einigermaßen übersichtlich zusammenordnen.

Daß die Stimme sehr charaktervoll und für das innere Wesen bezeichnend sei, bewährt sich vor allen Dingen

auffallend in dem Unterschiede der beiden Geschlechter. Dem rauheren, kräftigeren Manne ist wie den durch Stärke und Muth hervorragenden Thieren in der Schöpfung auch die rauhere, vollere, tiefertönende Stimme zu Theil geworden.

Den milden, sanften, anmuthigen, leutseligen Frauen dagegen hat die Natur, wie den zierlichen Singvögeln, ein zartes, fein-flötendes und gefälliges Stimmorgan gegeben.

Die Stimme der Frau ist, in Uebereinstimmung mit ihrem Wesen, schwächer, lieblicher, biegsamer, geschmeidiger, weicher, schmeichlerischer als die des Mannes. Sie ist gleich dem Silber und Golde der feinsten Ausspinnung und der anmuthigsten Verzierungen fähig. Doch hat sie auf der andern Seite im Großen und Ganzen genommen im Vergleich zu der des Mannes etwas Eintöniges. Die Stimmen aller Frauen gleichen sich weit mehr unter einander, wie denn auch unter den Gemüths- und Charakter-Anlagen der Frauen keine so auffallende Verschiedenheit existirt, wie unter denen der Männer. Der Mann leistet in den meisten Dingen das höchste, im Bösen wie im Guten. Er wird ganz thierisch und brutal, und er erhebt sich zur innigsten Poesie und Vergeistigung. Zwischen beiden liegen eine Menge von Stufen. Und auf jeder Stufe entwickeln die Männer eine weit stärker prononcirte Individualität, einen viel selbständigeren und eigeneren Charakter. Die Haupteigenschaften, durch welche das schöne Geschlecht ausgezeichnet ist, lassen sich leichter herzählen. Und die Frauen besitzen dieselben auch alle in mehr oder weniger gleich hohem Grade und in nicht so abweichenden Mischungen. Die Frauen

sind wie schöne Blumen von derselben Gattung und nur von verschiedenen Spielarten. Die Männer sind in ihrem Bau so verschieden wie die Bäume. Man könnte das Wesen jener auch einer anmuthigen Hügellandschaft mit rundlichen Contouren vergleichen, während diese dann ein Hochgebirge vorstellen, in welchem alle denkbaren Zufälligkeiten und Gestaltungen des Terrains vorkommen.

Daß dem so sei, zeigt sich unter andern besonders auffallend, wenn man die Nationen, ihre Typen und Charaktere unter einander vergleicht. Die charakteristischen nationalen Verschiedenheiten treten bei den Männern frappanter hervor, als bei den Frauen. Auch die Stände, Classen-Eintheilungen und Rangstufen und ihre Unterscheidungsmerkmale werden weit mehr durch die Männer, als durch die Frauen bestimmt und aufrecht erhalten. Ein heldenmüthiger Ritter und ein kümmerlicher Pfahlbürger des Mittelalters sind viel weiter von einander verschieden, als eine schöne Königin und eine schöne Schäferin. Die Geschäfte, die Pflichten, die Neigungen und Stellungen der überall vielfach abhängigen Frauen sind in allen Classen und Rangstufen viel gleichartiger. Schon dies, ihre große Abhängigkeit bringt sie mehr auf dasselbe Niveau. Die Freiheit und Selbständigkeit befördert beim Manne seine Mannigfaltigkeit. Da das Herz der Frauen durch zarte Empfindungen, durch Sanftmuth, durch Wohlwollen, durch Frömmigkeit und Hingebung und ihr Aeußeres durch Grazie und Anmuth ausgezeichnet ist, so wirkt auch dies einem sehr prononcirten Charakterausdruck entgegen. Ihr Wesen ist gleichsam aus lauter zarten Farbentönen gewebt,

ohne die schroffen Contraste, die sich in der Seele und Physiognomie des energischen Mannes offenbaren. Das Schöne und Idealische schließt überall gewissermaßen das Charakteristische aus.

Die Physiognomik hat es daher auch immer vornehmlich mit den Männern zu thun, von denen sie ihre Beispiele nimmt und ihre Wahrheiten deducirt. Die sogenannten „Charakterköpfe" der Maler sind fast alle aus der Männerwelt, und nach den Männern macht der Künstler seine Hauptstudien. Die Züge der Männer sind aufrichtiger, faßlicher, darstellbarer. Die zarter angelegten Frauen sind schwerer zu erkennen, zu analysiren und zu classificiren. Daher ist auch die Geistesanlage wie die Körperbildung der Frau viel früher fertig, als die des langsam reifenden Mannes. Schnell entfaltet sich die Schönheit und das Antlitz der Jungfrau. Die Physiognomie des Mannes geht durch eine viel längere Stufenleiter von Phasen. Als Knabe hat er oft den Reiz und die weiche Grazie des Mädchens. Als bärtiger Mann nimmt sein Gesicht ein ganz verschiedenes Gepräge an. Er hält sich lange, bis in sein fünfzigstes Jahr und länger, auf der Höhe seiner Kraft und Schönheit. Selbst als Greis noch mit silbernen Locken kann er imposant sein.

In Uebereinstimmung mit diesem Allen ist, sage ich, auch die Stimme der Männer mannigfaltiger als die der Frauen. Sie zeigt weit mehr Nüancen und Varietäten als diese. Sie hat eine längere Skala. Die Frauenstimmen sind verschieden wie Glockentöne. Die Männerstimmen sind verschieden wie die der Instrumente eines Orchesters. Daher

wird es auch den Männern nicht schwer, die Frauenstimme nachzuahmen, während es den Frauen fast unmöglich ist, in den Baß der Männer zu verfallen. Die Alten konnten deßhalb auch auf ihrem Theater die Frauen-Rollen durch Männer geben lassen. Umgekehrt aber Männer-Rollen durch Frauen besetzen zu lassen, wäre ihnen wohl unmöglich gewesen. Es zeigt sich dies unter andern auch hinlänglich beim Chorgesang der Männer, der im Vergleich mit dem Chorgesang der Frauen viel reicher und voller ist. Es zeigt sich ebenso bei der Sprechstimme. Die Eigenthümlichkeiten des Accents und des Tons der verschiedenen Dialecte und Sprachen treten bei den Männern viel bestimmter und schroffer hervor als bei den Frauen, und ebenso die Eigenthümlichkeiten der Stimmen der Individuen. Man denke nur an die Bühne, wo den Männern so weit mannigfaltigere Charakterrollen und Charakterstimmen zufallen, als den Frauen. Das Schaurige und Schreckhafte der Geisterstimme, das Erhabene und Imposante der Heldenstimme, das Komische und Kreischende der Policinellstimme und so vieles Andere wird alles dem männlichen Organe zu Theil. Zum Komischen und Burlesken namentlich ist das liebliche Frauenorgan sehr wenig zu gebrauchen. Weibliche Bajazzos hat es nirgends gegeben. Auch überall da, wo es bloß auf außerordentliche Entwickelung von Kraft ankommt, muß die weibliche Stimme natürlich der männlichen weichen, z. B. wenn die Alpen-Bewohner mit einem lauten freudigen „Juchzer“ das Echo der Felsen und Thäler erwecken, oder wenn ein Stentor vor Troja mit einer Stimme, die, wie Homer sagt, der von 50 Män-

nern gleichkommt, die Griechen zum Kampfe anfeuern soll.

Der Parallelismus zwischen Stimmorgan und Gemüthsanlage der beiden Geschlechter im Ganzen genommen offenbart sich auch innerhalb der Gränzen jedes Geschlechtes wieder. Es giebt Männer, welche die männliche Baßstimme besonders voll, kräftig und tieftönend besitzen, und meistens ist dies ein Beweis einer besonders stark in ihnen ausgebildeten Männlichkeit überhaupt. Der Mann, der das tiefste, gewaltigste und dröhnendste Wort aussprach, was vielleicht je ausgesprochen worden ist, war zugleich auch ein tüchtiger, kräftiger und gefürchteter Haudegen. Jener Römer nämlich, der, als einer der größten italienischen Bassisten auf der Bühne einen schwierigen, ungemein tiefen Baßtriller zur Bewunderung des Publikums kraftvoll ausgeführt hatte, in noch um eine Terz tiefern und noch kräftigeren Baß „Bravo!" rief und dadurch das ganze römische Publikum in die munterste Laune versetzte, den armen Bassisten auf lange Zeit lahm legte und ihm seinen Ruf verdarb.

Andere Männer dagegen sind wiederum mit einem zarttönenden, schwächlichen und mehr weiblichen Organe begabt, und in der Regel wird man dies bei ihnen als einen Beweis dafür betrachten können, daß auch ihre Gemüthsanlage der weiblichen ähnlich sei.

Ebenso finden sich umgekehrt Frauen, denen der seelenvolle und empfindungsreiche Ausdruck und Klang des Frauenorgans in besonders vollem Maße eigen ist, während Andere bei aller Zierlichkeit ihrer äußeren Erscheinung

uns zuweilen durch eine rauhe, harte, tiefe, gebrochene und der männlichen etwas ähnliche Stimme fast erschrecken. Die Frauen mit einem solchen männlichen Organe wird man in der Regel kecker, entschlossener, und dabei eckiger und etwas weniger empfindsam und leutselig finden, als die mit der bei ihnen sonst so gewöhnlichen flötenden, melodischen und einnehmenden Frauenstimme. Bei entarteten Weibern vermag das Organ gar zu einem unglaublich tiefen Grade von Klanglosigkeit, von schneidender Schärfe und Härte, in welchem sich die Gemeinheit fast noch mehr als in den Gesichtszügen ausspricht, herabzusinken.

Freilich macht die Natur auch hier nicht selten Ausnahmen und gefällt sich, obgleich sie für gewöhnlich eine Regel befolgt, darin, dann und wann ein anscheinend contrastirendes Aeußere und Innere zusammenzuknüpfen. Namentlich hat es zuweilen Männer gegeben, die, trotz des heldenmüthigen Anscheins in ihrem Aeußern, durchaus nicht heroischer gewesen sind, als ein Falstaff. Und ein feinstimmiger, knabenhafter David hat nicht selten einen bärtigen Goliath trotz seiner Bärenstimme an Energie und Mannhaftigkeit übertroffen. Ich habe schon gesagt, daß es auch in der Thierwelt neben dem brüllenden Löwen Brüllaffen und Brüllfrösche giebt. Man darf von der Physiognomik oder der Kunst, aus dem Aeußern das Innere zu deuten, nicht verlangen, daß sie so strenge Aussprüche thue, wie etwa die Mathematik. Trotz der unsicheren Umrisse aber, die sie zieht, und trotz der vielen Ausnahmen, die sie zulassen muß, steckt doch ein Kern unläugbarer Wahrheit in ihr.

Wie bei den beiden Geschlechtern, so zeigt sich auch auf den verschiedenen Stufen des Lebensalters in der Art, wie sie das Organ beeinflussen, eine gewisse Uebereinstimmung mit der Weise, wie sie das gesammte Wesen des Menschen bedingen und gestalten.

Die Säuglinge wimmern, lallen und winseln fast wie die Jungen der Thiere, mit denen sie anfänglich in Bezug auf die Entwickelung ihres Geistes und Gemüths auf beinahe gleicher Stufe stehen. Auch die schon aus der Wiege hervorgetretenen Kinder haben — darin noch etwas den lärmigen Thieren gleich — durchweg noch lange kleine, durchdringende Trompetenstimmen. „Schreit doch nicht so!" ist eine der Ermahnungen, zu welcher sich Aeltern und Lehrer bei Kindern besonders häufig veranlaßt sehen. Diese helle, laute, schreierische Stimme und Sprechweise der Kleinen entspricht der Lebhaftigkeit ihrer Affekte. Sie reden nicht in Folge von Ueberlegung, sondern in Folge von lauter sie plötzlich und heftig ergreifenden Impulsen. Erst mit fortschreitendem Alter wird das Organ runder, minder scharf, zugleich charaktervoller, sowie sich ihr ganzes übriges Wesen mehr ausbildet, beruhigt und abrundet.

Knaben und Mädchen zeigen in dem ersten Lebensviertel wie in ihren Neigungen und Seelenanlagen, so auch in ihren Organen keine so große Verschiedenheit wie später. Erst mit der bestimmten Entwickelung der Eigenthümlichkeiten ihres Wesens, erst wenn es heißt: „vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe", da treten auch die geschlechtlichen Verschiedenheiten ihres Organs hervor. So lange der Charakter der Knaben noch nicht recht fest steht, so lange

ist auch ihre Stimme schwankend und sie schweift aus kindischen Tönen in männliche über. Erst beim ganz ausgebildeten jungen Manne wird auch die Stimme ganz sicher, volltönend und kräftig.

Auch bei der heranwachsenden Jungfrau geht mit ihrer Reife eine charakteristische Verwandlung in der Stimme vor, wenngleich keine so große, wie beim Jünglinge. Sie nimmt merklich an Fülle, Metall, Stärke und Rundung und auch etwas an Tiefe zu. Auch läßt sich darnach wieder die Jungfrau von der verheiratheten Frau und von der, welche Mutter wurde, an einer Modification ihrer Stimme unterscheiden, wie denn überhaupt das Organ mit allen geschlechtlichen Vorgängen und Erscheinungen in ungemein innigem und wunderbarem Connexe steht.

Im Ganzen ist während des ersten Lebensviertels die Stimme von Jahr zu Jahr so verschieden, daß sich darnach das Lebensalter fast eben so genau bestimmen läßt, wie nach der Länge des Körpers und anderen Merkmalen. Ist der Mensch auf der Höhe seiner psychischen und physischen Entwickelung angelangt, so modificirt sich die Physiognomie seiner Stimme vielleicht nicht mehr so schnell wie die des Antlitzes und des übrigen Organismus, so daß es leichter ist, nach diesem als nach dem Klange seines Organs das Alter eines Menschen zu taxiren. Daß aber doch auch schon im 30., 40. und 50. Lebensjahre, wo wir alle Eigenthümlichkeiten unserer körperlichen Physiognomie wie unseres Charakters am bestimmtesten ausgeprägt haben, solche Wandlungen und Abstufungen der Stimme existiren, beweist unter andern der Umstand, daß darauf eingeübte

Blinde das Lebensalter eines mit ihnen redenden Menschen bloß nach dem Klange seiner Stimme ziemlich richtig abzuschätzen vermögen.

Im hohen Greisenalter vermischen sich wieder mehr oder weniger sowohl die psychischen und physiognomischen Unterschiede der Geschlechter, als die des individuellen Charakters, die sich im Laufe des Lebens festgesetzt hatten, so wie in anderer Beziehung, so auch namentlich in Bezug auf die Stimme.

Die Züge aller Menschen, der Männer und der Frauen, der Sanguiniker und der Phlegmatiker, der Gerechten und der Ungerechten, haben in ihrem 80. Jahre mehr mit einander gemein, als in ihrem 40. Sie scheinen dann fast wie in der Wiege wieder alle nach einem und demselben Typus geformt. Sie leiden alle an derselben Magerkeit und Schlaffheit der Muskeln. Selbst die runden Wangen der Lebenslustigen fallen ein. Ihre Antlitze werden von demselben Netze von Falten und Runzeln überzogen. Die Augen, sogar die glänzendsten, verlieren ihr Feuer. Das blonde wie das schwarze Haar bleicht ab zu weißem Schnee. Da die Zähne verschwinden, so schrumpfen die Lippen, die schwellenden, üppigen, wie die mageren und dünnen, in gleicher Weise zusammen, und ihr Charakteristisches stumpft sich ab. Selbst der Thor und sogar der Verbrecher bekommen im Alter einen Anstrich von Ehrwürdigkeit. Die Frau büßt etwas an ihrer Zartheit und Anmuth, der Mann an seinem kräftigen und markigen Ausdruck ein. Wie jene im hohen Alter ein wenig männlicher, dieser etwas schwächlicher aussieht und ist, so wird

dabei auch die Stimme der Frau halb männlich und rauh, verliert ihr klangvolles Metall und das Melodische. Die des Mannes dagegen wird unsicherer, schwächer, der der Frau ähnlicher und büßt ihren dröhnenden männlichen Baßton ein. Und ebenso verwischen sich denn auch im hohen Alter alle anderen charakteristischen Unterschiede der Organe, ihre Schärfe, ihre Wärme, ihre Anmuth und Kraft und ihr ganzes im mittleren Lebensalter so eigenthümliches und vielsagendes Gepräge.

Im Zusammenhange mit diesen Einflüssen des Lebensalters auf die Stimme stehen denn auch diejenigen Einwirkungen, welche vorübergehende Schwäche und Krankheit auf sie haben. Abgesehen davon, daß die Stimme ihre eigenen, an ihr selbst oder an ihren wichtigsten Organen haftenden Leiden hat, wird sie auch vorzugsweise von den Krankheiten des ganzen Organismus oder irgend eines Theils desselben getroffen. Der vollkommene Zustand unserer Gesundheit offenbart sich außer in dem Antlitze (in unseren Wangen, Lippen und Augen) fast nirgends deutlicher, als in der hellen Frische und Energie unserer Stimme. So wie der Körper leidet, an welchem Uebel es auch immerhin sei, so drückt es sich alsbald im Klange der Stimme ganz besonders wahrnehmbar aus. Bei fast jeder Krankheit, auch wenn sich sonst nichts an uns ändert, wenn sie vielleicht noch nicht einmal den muntern Ausdruck des Gesichts (nach welchem wir, um uns von dem Wohlbefinden unserer Freunde zu überzeugen, doch so gewöhnlich blicken) afficirt, wird die Stimme schlaff, lahm, matt und verhüllt, erhält einen klagenden oder hohlen Ton. Wie Jemand sich

befinde, merken wir schnell an der Weise, wie seine Rede tönt. Die wechselnde Physiognomie der Stimme dient uns daher zum Barometer und zum klaren Spiegelbilde für den Wechsel in dem Gesammtbefinden eines Menschen, und wir freuen uns sogleich bei einem Reconvalescenten, wenn wir gewahren, daß seine Stimme an Energie und Volltönigkeit zugenommen habe. Die Aerzte haben eine Menge bestimmt charakterisirter Tonarten der Stimme, der Heiserkeiten und anderer Affectionen des Organs entdeckt, welche ihnen als Anzeichen eben so bestimmt charakterisirter Uebel dienen und für die sie viele technische Benennungen festgesetzt haben.

Wie dem Gesagten nach die beiden Geschlechter — die verschiedenen Altersstufen — und zahllose Arten von Körperschwächen und Krankheiten ihre charakteristischen und im Allgemeinen bestimmt ausgeprägten Stimm-Physiognomien besitzen, so ist denn ferner auch bei jedem einzelnen Individuum je nach der Persönlichkeit eines Jeden seine Stimme ganz ebenso charakteristisch gebildet wie seine Gesichtszüge, und wie die seiner Gemüthsanlage es sind, und es giebt auch darin, wunderbar genug, so zahllose feine und doch von der Natur ganz scharf gezeichnete Nüancen, wie es Menschen giebt. So viele Millionen von Seelen auch schon wie der Sand am Meere über den Globus verstreut wurden, so ist doch jedem sein eigenes persönliches Gesicht und — seine eigene individuelle Stimme zu Theil geworden. Auch in ihrer ganzen übrigen Persönlichkeit ist zwar ein eigenthümlicher Ausdruck in gewissem Grade vorhanden; allein derselbe ist unseren Sinnen nicht im entferntesten so

deutlich wahrnehmbar, bei weitem nicht so frappant, wie in dem Angesichte und — in der Stimme.

Man erkennt dies sogleich, wenn man selbst aus einem großen Haufen die bekannten Stimmen seiner Freunde, auch ohne sie zu sehen, auf der Stelle heraushört. Ja die Physiognomie der Stimme scheint zuweilen noch bestimmter, schärfer und individueller ausgeprägt, als die der Gesichtszüge. Zwillinge, die sich in ihrer äußeren Erscheinung oft so vollkommen gleichen wie ein Ei dem andern, sind dann doch am Ende noch in ihrem Stimmorgane verschieden, und wenn sonst an nichts, so kann man sie an ihrem Sprachtone unterscheiden. Auch hat es sich oft ereignet, daß man längst vergessene Menschen, wenn man ihnen wieder begegnete, nicht an ihren Gesichtszügen, sofort aber an ihrer Stimme wieder erkannte.

Fragt man aber nach der charakteristischen Bedeutung oder Symbolik der individuellen Stimmen der Menschen, so kann man zunächst bemerken, daß es darin etwas Festes und Bleibendes und auch etwas Wandelbares giebt. Wie nämlich in unserm Angesichte gewisse unveränderliche Umrisse und Grundlinien, die Gesichtsbildung und die Gesichtszüge vorhanden sind, so haben wir auch in unserer Stimme einen gewissen ihr angebornen Grundton, den wir selten ganz ablegen und verläugnen können. Wie aber unser Angesicht, mag es schön oder häßlich sein, mag es von der Natur diese oder jene Form und Zeichnung besitzen, bei unseren in Aktion gesetzten Affekten und Seelenregungen durch das Mienen- und Geberdenspiel, entweder absichtlich oder unabsichtlich einen sehr veränderten Ausdruck gewinnt,

so kann auch unsere Stimme, wie immer sie auch von Haus aus tönen mag, durch Einwirkung unserer Affekte, durch Kunst und Erziehung ebenfalls, in mannigfaltiger Weise in ihrem Ausdruck modificirt werden. Man könnte dies das Mienenspiel der Stimme nennen. Und man muß überall, wo von der Beurtheilung der Physiognomie der Stimme der Individuen die Rede ist, das, was ihnen in dieser Beziehung angeboren ist, von dem, was sie aus ihren Stimmen machen, unterscheiden.

Nach dem Anblicke des Angesichts giebt es fast nichts, was uns bei den verschiedenen Individuen, denen wir begegnen, so sehr anzuziehen oder abzustoßen vermöchte, als das ihnen von der Natur verliehene Organ. Manche, die uns bis dahin gleichgültig ließen, gewinnen alsbald unsere Zuneigung, wenn wir den seelenvollen Ton ihrer Stimme vernehmen, und Andere, deren äußeres Wesen uns anzog, verlieren etwas von unserer Sympathie, sobald sie den Mund aufthun. Es ist, als wenn wir in den Tönen, die das Instrument von sich giebt, erst recht seinen Bau und den Geist, der in ihm wohnt, erkennten. Der Sprachton eines Menschen scheint der Form und den Geberden seines Angesichts erst die rechte Deutung zu geben. Dieses verhält sich zu jenem gleichsam wie der gedruckte Text eines Buches zu den mündlichen Erläuterungen eines geistreichen Kenners.

Darum sagte auch Sokrates zu einem jungen Manne, den man ihm vorstellte: „Sprich, mein Lieber, damit ich dich schaue!“ Sokrates dachte dabei wohl nicht bloß an die Worte und Gedanken, die der Jüngling äußern würde,

sondern ohne Zweifel vor allen Dingen auch an den Klang und Wohllaut seines Organs.

In gewissem Grade ist sogar der Inhalt der Gedanken und Empfindungen, die wir äußern, Nebensache. Der innige, warme, oder aber der kalte und theilnahmlose Ton, mit dem wir sie vorbringen, die durch das Ganze als Grundfarbe sich hinziehende Bruststimme ist es hauptsächlich, was den auf ihr so zu sagen brodirten Ideen und Aeußerungen erst ihr rechtes Verhältniß, ihre Bedeutung und ihren Aus- und Nachdruck giebt. Und die Franzosen haben daher in dieser Beziehung ihr berühmtes Sprichwort in Schwung gebracht, daß es der Ton sei, der die Musik mache; „que c'est le ton, qui fait la musique."

Ein angenehm und volltönendes, klangreiches und klares, warmes und edles Organ verräth eine wohlwollende, gesunde, warm fühlende, noble und redliche Seele. Man sollte da sagen: Mens sana — et vox sana! — in corpore sano. Es giebt unter den Menschen wahre Engelsstimmen, von denen man behaupten möchte, daß sie unmöglich täuschen könnten. Die Liebe hat daher zu unserem Herzen eben so oft durch die schöne bezaubernde Stimme, die uns als der Hauptbeweis einer schönen Seele, als ein prophetischer Ton gleichsam, aus der Tiefe der Brust hervorzugehen schien, Eingang gefunden, als durch die reizende Form. Auf der andern Seite giebt es so flache, platte und indifferente Stimmen, daß sie mehr als alles Andere ein unzweifelhaftes Anzeichen eines flachen, platten und indifferenten Herzens zu sein und allen Adel und alle Tiefe des Gemüths zu verneinen scheinen. Die Ueberzeugung

wenigstens steht sogleich bei ihrer Wahrnehmung in uns fest, daß es aus der Brust eines Sokrates, eines Plato oder eines Achilles oder Alexanders so nicht hervortönen könnte.

Auch vermag uns nichts so in Furcht zu setzen und im Innersten der Seele zu erschrecken, wie die Menschenstimme. Selbst das dirus vultus tyranni (der wilde Blick des erzürnten Tyrannen) ist lahm und wirkungslos, wenn nicht der grollende Ton der Stimme hinzukommt. Das wüthende Kriegsgeschrei der Indianer ist weit entsetzlicher als ihre verzerrten Mienen. Das schrecklichste der Schrecken ist der Mensch in seinem Wahn, in seinem Angesichte — und vor allen Dingen in seiner leidenschaftlich erregten Stimme. Ein Weheruf, ein Todesröcheln, ein hohle und gespenstische Grabesstimme, dies Alles wirkt durch das Ohr noch viel ergreifender auf die Seele, als die diesen Dingen entsprechenden Geberden und Erscheinungen durch das Auge. Daher sind auch die, welche Andere zum Tode führten, oft mehr darauf bedacht gewesen, das herz- und ohrenzerschneidende Stöhnen, Aechzen und das Wehegeschrei, als den schmerzlichen Gesichtsausdruck ihrer Opfer, den Zuschauern durch Trommeln, Musik oder dergleichen zu verbergen, und haben dabei ähnlich verfahren, wie die Kureten, die mit ihren Schildern an der Wiege des Säuglings Jupiter Geräusch machten, um das Winseln und Jammern des Kleinen zu übertäuben, wie sich denn auch viele Menschen bei einem schrecklichen Vorfall vor allen Dingen die Ohren verstopfen, während ihre Augen schon leichter etwas Furchtbares ertragen, unter andern

auch mit viel mehr Gleichmuth den Blitz sehen, als den Donner hören.

Wo das Gesicht uns täuscht, da dient uns die Stimme nicht selten als Compaß. Ja meistens ist dieser Compaß zuverlässiger. Denn obwohl geschickte Schauspieler in Verstellung Außerordentliches geleistet haben, und obwohl auch wir Andere im gemeinen Leben gar mancherlei Tonarten anzustimmen wissen, so ist es doch jedenfalls schwerer, die Stimme zu beherrschen, zu verhüllen oder willkürlich zu modificiren, als die Gesichtsmienen und Geberden. Ein warmer, liebevoller Ton der Stimme läßt sich viel weniger leicht erkünsteln, als ein freundliches Antlitz. Die Züge des letzteren haben wir wie eine wohl eingerichtete Theaterdecoration weit mehr an den Schnüren einiger weniger unserm Willen unterworfener Muskeln, an denen Augen, Mund, Lippen, Wangen, Kinn und Stirn hangen. Bei der Bildung der Stimme sprechen eine Menge innerer Prozesse und Erregungen mit, die gar nicht unter dem Einflusse unseres Willens stehen. Wenn Einer schon längst seine Thränen trocknete und sein betrübtes Gesicht Anstands halber bereits wieder in die gewöhnlichen Falten des Alltags-Ausdrucks legte, so verräth doch noch der heisere, hohle, melancholische und bebende Klang der Stimme die Trauer oder den tiefen Schmerz, von dem sein Inneres erschüttert ist. Und wir erkennen bei den Trauernden die Wahrhaftigkeit und Innigkeit ihrer Empfindung vorzugsweise an einer solchen rührenden Beifärbung ihrer Stimme, die sie sich mit Kunst kaum geben können.

Bei einer plötzlichen Aufwallung wird Mancher im

Mienenspiel, welches er beherrscht, noch nichts davon ausdrücken, während ein veränderter Anschlag seiner krampfhaft bewegten Stimme -- wenn ihn plötzlich etwas ergriff und bewegte — uns schnell das nahende Ungewitter verkündet.

Oft wagen die Augen, die Zunge und die Lippen noch nicht zu sprechen, während der ganz unwillkürlich milde und liebevolle Ton der Stimme, der unmittelbar aus der Brust kommt, der im Schmelztiegel des Herzens erweicht wurde, dem Aufmerksamen unsere Gesinnung sogleich offenbart. So bleibt auch wohl ein gescholtenes Kind, dem wir versichern, daß wir böse sind, bei unsern finsteren und grollenden Mienen doch ziemlich getrost, weil es uns nicht so gut gelingen will, der Stimme den echten Klang des Zornes zu geben, wie dem Gesichte den Schein und Anstrich davon, und das Kind denkt wohl für sich: „Ich höre schon, Väterchen meint es so schlimm nicht." Die Menschen mögen zu uns sagen, was sie wollen, und mögen dabei aussehen, wie sie wollen. Es ist das Nebensache. Aber der durch die Rede hinhauchende Grundton ihrer Stimme ist das, woran wir uns halten. War dieser ein lieblicher und wohlwollender, so gehen wir getröstet von dannen. War er mißtönend, ungemüthlich oder kühl, so war alle Süßigkeit der Phrasen und Mienen ohne Arzenei: C'est le ton, qui fait la musique.

Selbst die geschicktesten Schauspieler, die durch die Drapirung ihrer Mienen und mit Hülfe anderer Künste ihr Gesicht wohl so verändern, daß wir sie nicht wieder erkennen, vermögen es doch kaum, den Grundton ihrer Stimme völlig zu verläugnen. Welche Rolle auch ein

Emil Devrient übernehmen mag, sobald er, sei es als „Hamlet", sei es als „komischer Engländer", den Mund aufthut, so wissen wir sogleich, daß wir Emil Devrient hören. Auf dieser Schwierigkeit die Stimme zu verstellen beruht unter andern auch ein lustiges Kinderspiel, bei dem die Mitspielenden nur ein Wort, z. B. das Wörtchen „Piep" aussprechen müssen. Selbst dieses kleine Wörtchen kann kaum jemand anders sagen, als wie er es seiner Eigenthümlichkeit nach sagen muß, und von den mit ihm vertrauten Bekannten wird er fast jedesmal dabei ertappt. Nur den wunderbaren Bauchrednern, so scheint es, gelingt es zuweilen vollständig, die ihnen angeborene Stimme zu verhüllen oder gänzlich umzuschmelzen.

So schwierig es diesem Allen nach ist, die Stimme zu beherrschen und sie anders tönen zu lassen, als unsere natürlichen Anlagen und die Affekte, die uns beherrschen, sie tönen haben wollen, so hindert dies doch nicht, daß wir Menschen aus sehr verschiedenen Tonarten, die uns von Haus aus nicht natürlich sind, zu reden den Versuch machen.

Manche haben sich durch Erziehung und Gewöhnung und in Folge ihres Strebens nach Höflichkeit und Artigkeit einen gewissen süßlichen, flötenden Sprechton künstlich zu eigen gemacht, auf dem sie gleichsam spielen, wie auf einem Instrumente, wie dies Shakespeare z. B. von seinem glatten Hofmann Polonius sagt. Bei solchen ereignet es sich denn wohl, daß sie bei heftigem Affekte plötzlich „das Instrument" bei Seite legen und ganz andere Laute anschlagen, die uns dann wohl als angemessene Naturlaute klingen

und uns veranlassen, unserem Freunde etwas näher ins Auge zu blicken. Bei Vielen ist jene süßliche, hohe Tonart nicht angenommen, sondern sie kommt ganz natürlich aus ihrem gefälligen, freundlichen und sanftgestimmten Wesen hervor.

Andere haben sich eine mehr oder weniger weinerliche Stimme angeeignet. Sie wollen sentimental, theilnehmend und mitleidsvoll erscheinen, und tragen fast Alles, was sie zu sagen haben, selbst gleichgültige und gewöhnliche Dinge, mit einer gewissen rührenden und erhöhten Stimme vor. Bei Manchen ist die Stimme wie das Gefühl mehr oder weniger fingirt. Bei Anderen ist es ihr sentimentalisches und gefühlvolles Herz, das sich naturgemäß darin ausspricht.

Viele umgekehrt lieben den Bramarbas zu spielen und statt wie die Weinerlichen, Höflichen und Sentimentalen die Stimme in die höheren Regionen zu versetzen, bleiben sie mit derselben beständig so zu sagen auf dem Grunde, geben ihr eine größere Rauhigkeit, Tiefe und Mannhaftigkeit als nöthig ist, und dem, der es anhört, scheint es, als wenn bei ihnen immer ein kleines Unwetter im Hintergrunde drohe. Bei Einigen, die gerade keine natürlichen Helden sind, ist es rein angenommen, angekünstelt und angewöhnt. Bei Anderen ist es ihre phlegmatische oder sehr ruhige Natur, die sich wie in ihren stets unveränderlichen und durch ein lebhaftes Mienenspiel wenig bewegten Gesichtszügen, ebenso auch durch eine beständig einförmige und nicht anders als dumpf tönende oder affektlose Stimme zu erkennen giebt. Solche ruhige o d e r phlegmatische Gemüther äußern sogar ihren Enthusiasmus oder ihre Heiter-

keit so zu sagen in einer gedämpften Weise, während vielleicht die Stimme des Sanguinikers dabei wie ein Eichhörnchen im Baum die ganze Tonleiter vom Gipfel bis zur Wurzel durchhüpft.

Seelenruhe, Gut- und Gleichmüthigkeit sind deswegen ganz und gar im Wesen der tiefern Baßtöne begründet, da sie sich nur gemach hervorbringen lassen und aus lauter langsamen Schwingungen bestehen. Die hohen Stimmtöne schwingen schneller, man kann mit ihnen rascher sprechen und wechseln; daher wir auch bei heftigen Affekten, wo unseren Gefühlen und Erregungen plötzlich Luft gemacht werden soll, gemeiniglich in den Diskant übergehen, während wir bei eintretender Beruhigung wieder in den tiefen andante schwingenden Baß zurückfallen. Wenn Jemand beständig in einem hohen und schreierischen Stimmton redet, so wird dies daher ein Zeichen entweder seines lebhaften Temperaments oder auch seines Strebens, sich hervorzuthun, sein. Wie in den Gesangchören und Orchestern, so fallen auch im Gespräche und im Umgange den Sopran-, Diskant- und Tenorstimmen die Hauptrollen zu, den Bässen dagegen nur die Begleitung. Ein tiefer und dabei etwas gedämpfter Sprachton ist meistens ein Ausdruck der Bescheidenheit, während laute, gellende, kreischende oder schallende Trompetenstimmen die der Bescheidenheit entgegengesetzte Geistes-Disposition anzeigen.

Die Nase oder Nasenhöhle spielt eine ganz besonders merkwürdige Rolle in der Charakterisirung der Physiognomie der Stimme, und man könnte über die Nasaltöne ein eigenes Capitel schreiben. Bei manchen Menschen verkriecht

sich die Stimme so zu sagen zur Hälfte in die Nase. Sie haben einen beständig näselnden Ton. Derselbe ist gewöhnlich ein Zeichen von nicht sehr lebhaftem Gefühl, der Ausdruck einer gewissen Fahrlässigkeit und Gleichgültigkeit. Wir sprechen daher auch selten durch die Nase, vielmehr tief aus der Brust, wenn wir etwas Schönes oder Sentimentales, wohl aber, wenn wir etwas Spitziges oder Bitteres sagen wollen, oder wenn wir „die Nase zu rümpfen" geneigt sind. Namentlich aber dienen die Nasaltöne zur Erhöhung des komischen Ausdrucks in unserer Rede. Alle unsere Komiker, Satyriker, Bajazzos und Policinellos sprechen stark durch die Nase. Es ist dies ein Factum; wie es aber zusammenhängt und wie es zu erklären ist, vermag ich nicht deutlich zu sagen.

Das Verbleiben bei derselben Tonart der Stimme wird gewöhnlich als ein Zeichen eines festen, gleichmäßigen und treuen Charakters genommen werden können. Bei dem edlen und tüchtigen Manne wird selbst im Zorn oder im höchsten Affekte die Stimme noch wohlgefällig, edel, sonor und sittlich moderirt erscheinen, während sie bei leidenschaftlichen, gefährlichen oder gemeinen Charakteren oder gar bei den völlig undisciplinirten und grundsatzlosen Wilden dann wohl in eine zügellose und fast thierische Wildheit ausartet. Bei gewaltigen Aufregungen zeigt sich so etwas besonders frappant. Aber auch das bloße gelegentliche Ueberschnappen der Stimme, das häufige Herausfallen aus dem Ton im alltäglichen Umgange ist meist als ein Zeichen eines wankelmüthigen, unfesten und unzuverlässigen Sinnes anzunehmen. Wenn Jemand bei einem Vortrage oder im

Gespräche plötzlich, sei es auch nur für einen Augenblick, in eine Tonart übergeht, die mit der von ihm angeschlagenen stark contrastirt, z. B. aus der sentimentalen oder gefühlvollen in die gleichgültige, aus der sanften oder begütigenden in die zornige, oder aus dem bittenden Ton in den despotischen und befehlenden, so mag uns dieser eine Mißton in der angestimmten Musik oft auf der Stelle aufmerksam machen und als ein Verräther einer versteckten Gesinnung erscheinen. Man mag von diesem Herausfallen aus dem Ton, von diesem Verwerfen der Stimme ungefähr dasselbe gelten lassen, was Kant von dem Verwerfen des Blickes bemerkt, indem er sagt: „Wenn Jemand, z. B. ein Schulknabe oder ein Verbrecher, der sonst nicht schielt, bei seinem Berichte sich plötzlich auf die Nasenspitze sieht und so — schielt, so ist das, was er erzählt, jeder Zeit nicht wahr.“ Durch solches Verwerfen des Blicks oder Ueberschnappen des Stimmtons hat sich bei Verhören dem aufmerksamen Richter oder Schulmeister schon mancher Schuldige enthüllt. Allerdings ist auch dabei die Auslegekunst schwierig. Die Zeichen der Stimme wie des Auges und sogar das gewöhnlich als so entscheidend angenommene Erröthen sind nicht untrüglich. Kant setzt daher auch gleich warnend hinzu: „daß man ja nicht den gebrechlichen Augenzustand eines Schielenden dahin zählen dürfe, welcher der treueste Mensch von der Welt sein könne.“ Es giebt ebenso doppelstimmige Menschen, die häufig aus dem Ton fallen oder mit der Stimme überschnappen, nicht weil sie wankelmüthig oder unwahr sind, sondern bloß in Folge einer Unvollkommenheit ihrer Stimmorgane. Manche Personen

z. B. scheinen nie so recht zu einer vollständigen Consolidirung ihres Männerbasses gekommen zu sein, und ihr ganzes Leben hindurch, wie in ihren ersten Jünglingsjahren mit ihrer Stimme aus dem Baß in die Fistel, aus dem männlichen in den weiblichen, oder aus einem ruhigen in einen gesteigerten oder grellenden Ton zu verfallen, oder überzuschlagen. Man will auch bemerkt haben, daß die, welche auf einem Ohre taub sind, zu einem Ueberschnappen oder einer Ungleichmäßigkeit in der Stimme neigen. Solche mögen natürlich, wie die von Haus aus Schielenden, die zuverlässigsten und solidesten Menschen von der Welt sein.

Wer sich und Andere beobachtet hat, der wird wohl am Ende sogar gefunden haben, daß wir alle fast beständig in mehr oder weniger verschiedenen Sprechweisen und Tonarten reden, und daß wir je nach Umständen gar mannigfaltige Stimmen anschlagen. Wenn wir als Richter in Amt und Würden sitzen, wenn wir als Militair-Chefs ein Regiment commandiren, wenn wir Untergebenen etwas befehlen, wenn wir mit Niedriger- oder auch mit Höherstehenden reden, so ist in allen diesen Fällen nicht nur, was wir sagen und wie wir unsere Ausdrücke und Phrasen formuliren, sondern auch der Klang und Grundton unserer Stimme ganz anders, als wenn wir mit unseren intimen Freunden und Lieben sprechen.

Man könnte fast sagen, wir haben dabei oft, ohne es uns selber bewußt zu sein, so viele Stimmregister wie eine Orgel, und ziehen von denselben bald dieses bald jenes an. Der Soldat rapportirt seinem Hauptmann in einem Tone, der außerordentlich verschieden ist von dem, in welchem

er mit seinen Cameraden scherzt und plaudert. Der Dorf-Schulmeister scheint ebenso sein ganz apartes Organ für seine Strafpredigten zu haben, wie auch seine Schüler für das Aufsagen ihrer auswendig gelernten Lieder, die in der Schulstube sehr viel anders klingen, als wenn sie sie draußen im Freien für sich hertrillern. Die armen leibeigenen Bauern in Liefland und Curland und auch in andern Gegenden haben, wenn sie mit ihren gestrengen Leibherren reden, eine ganz besonders klägliche, weinerliche, wimmernde, hochtönende und verschüchterte Stimme, die sie sogleich umstimmen, wenn sie sich zu ihres Gleichen wenden. So haben wir auch alle im Leben mit Diesem einen mehr oder weniger freien, vertraulichen, zärtlichen, gemüthlichen oder liebevollen, mit Jenem einen mehr oder weniger ehrerbietigen, gedämpften oder kühlen Ton der Stimme. Ja man könnte fast aus dem Klange der Stimme, den wir im Zwiegespräche anschlagen, sogleich heraushören, ob der Angeredete unser intimer Freund oder ein uns völlig Fremder ist, oder in welchem Grade der Vertraulichkeit und in welchem Liebesverhältniß wir zu ihm stehen. Mit unseren Busenfreunden reden wir z. B. meist nur in einem ganz niedrigen, murmelnden Ton, fast als wenn wir uns mit uns selbst unterhielten. Bei fremden Gästen, besonders wenn sie höher oder uns doch ferner stehen, greifen wir alsbald eine Quinte höher.

Fein gebildete und gewandte Hofleute haben die Register, die ihrer Stimme zu Gebote stehen, sehr zart ausgebildet und wissen damit je nach Umständen so umsichtig zu wirthschaften und abzuwechseln, wie ein Apotheker mit

seinen Medicamenten; wohingegen man bei rohen, einfachen, ehrlichen, bäurischen Leuten bemerken kann, daß sie alles ohne Veränderung der Stimme in demselben gesenkten und gedämpften Tone von sich geben, mag es sein, daß sie uns etwas Trauriges oder Lustiges mitzutheilen haben, oder daß sie uns einen trockenen Bescheid geben oder uns etwas Artiges und Schmeichelhaftes sagen wollen.

Bei denjenigen Menschen, die viel durch die Stimme wirken, wie z. B. bei Rednern, Schauspielern, Predigern setzt sich wohl eine gewisse Physiognomie der Stimme der Art fest, daß sie dieselbe nicht nur da, wo sie ihr Redneramt verwalten, blicken oder hören lassen, sondern auch auf die Conversation des Alltagslebens übertragen.

Den Schauspielern bleibt leicht von der Bühne her nicht nur in ihrem ganzen Wesen, in ihrer Denk- und Sprech*weise*, sondern auch in ihrem Sprech*tone*, in dem Klange ihrer Stimme ein gewisser hochgefärbter und pathetischer Ton eigen, der dann im gewöhnlichen Leben, wo er nicht an seinem Platze ist, zuweilen hohl und unnatürlich erscheint. Die Redner von Profession tragen ebenfalls mitunter einen gewissen oratorischen und feierlichen Ton in ihre alltäglichen Gespräche über, die einer solchen Feierlichkeit nicht immer bedürfen. Die stets lispelnden und flüsternden Hofleute erkennt man auch größtentheils außerhalb ihrer Hofzirkel an ihren sammtenen, süßflötenden und holdseligen Organen. Die Soldaten, Matrosen, Fuhrleute, Kutscher oder andere, die gegen Stürme und Unwetter zu sprechen und zu kämpfen haben, verrathen sich eben so gut durch ihre rauh gewordene, zuweilen außer-

ordentlich verwitterte Stimme, wie durch ihre gleichfalls verwitterten, faltigen und narbigen Gesichtszüge. Man vernimmt unter ihnen zuweilen so rauhe, schnarrende, klappernde, borstige Sprechtöne, daß sie eine ganze in ihnen concentrirte Geschichte von Regen, Wind, schlechtem Wetter und von Anstrengungen und Leiden aller Art zu offenbaren scheinen.

Bei genauer Nachforschung könnte man am Ende wohl für jeden Stand, jede Classe und jede Beschäftigung ihr eigenes bestimmtes Organ herauslauschen, z. B. für die Schneider ein anderes als für die Schmiede, für die Schafhirten ein anderes als für die Ochsentreiber, oder auch für die Weintrinker ein anderes als für die Biertrinker, welchen letzteren man ja eine so zu sagen sprichwörtlich gewordene „Bierstimme" zuschreibt.

Merkwürdig ist es — und dies mag ich noch zum Schluß dieses Capitels hinzufügen — daß der Charakter der Singstimme der Menschen von der Physiognomie ihrer Sprechstimme oft nicht wenig verschieden zu sein scheint, und daß man nicht immer einen Schluß von der einen auf die andere machen darf. Es giebt Menschen mit einem äußerst angenehmen, vollklingenden, melodischen Sprechorgan, die dennoch, und obgleich es ihnen auch an der nöthigen Feinheit des Gehörs nicht fehlt, keine ausgezeichneten Sänger geworden sind. Umgekehrt begegnet man Sängern, Bassisten, Tenoristen, die in ihrem gefühlvollen, schwungreichen Gesange uns entzücken und rühren, dagegen, wenn sie zur Rede übergehen, durch ihr Sprechorgan uns nicht in gleich angenehmer Weise überraschen. Aus Diesem, das für

den Umgang und das tägliche Leben geschaffen ist, macht man viel sicherere Schlüsse auf den Charakter als aus jenem, welches uns für schöne Empfindungen gegeben wurde, denen wir uns in Momenten der Begeisterung und des Enthusiasmus überlassen und bei denen wir mit Hülfe der Phantasie so zu sagen in eine Art von Verzückung gerathen, bei welcher unsere Stimme gleichsam Feiertagskleider anzieht und nicht mehr die gewöhnliche charakteristische Alltags=stimme bleibt. Daher auch nach dem, was ich oben sagte, Sokrates den jungen Mann, dessen Seele er durch die Stimme erkennen wollte, nicht zum Singen, sondern bloß zum Sprechen aufforderte.

Wie unter den verschiedenen Classen, Charakteren, Ständen und Beschäftigungen der Menschen, so haben sich denn endlich auch unter den durch gemeinsame Abstammung Verbundenen gewisse charakteristische Organe festgesetzt. Die Physiognomie der menschlichen Stimme ist in gewissem Grade eben so erblich, wie die des Antlitzes und über=haupt die ganze übrige Beschaffenheit des Leibes und Geistes.

Diese Erblichkeit der Stimme hat man im gemeinen Leben zu gewahren häufig Gelegenheit. Es zeigt sich da zunächst, daß es Familien=Organe giebt. In manchen Familien haben alle Geschwister, Kinder, Enkel, Väter, Großväter nicht nur dieselbe Art zu empfinden, zu denken und sich auszudrücken, sondern auch dieselben Eigenheiten, Mängel oder Vorzüge des Organs. So individuell sie auch reden, so hört man doch einen gewissen Grundton der Familie deutlich durchklingen.

Hierauf beruht (zum Theil wenigstens — andern Theils freilich wohl auch auf klimatischen Einflüssen —) die Erscheinung, daß auch die großen Gruppen, in welche die Menschen nach Racen und Völkerstämmen zerfallen, nicht nur abweichende Sprachen und Dialecte, sondern auch einen eben so charakteristischen Unterschied in dem Klange und Grundton, mit dem sie ihre Sprachen und Dialecte reden, besondere charakteristische Sprechtöne und Stimmorgane besitzen.

Das, was die Franzosen „timbre“ nennen, ist bei allen Nationen und ihren Stämmen und Zweigen auffallend verschieden. Die Russen z. B. haben einen gewissen rauhen, lauten, vollklingenden, brummenden timbre, der von dem Sprechtone mehrerer von ihnen unterjochten Völker, z. B. der matt, platt und fast weibisch redenden Letten abweicht und der sie sogleich, wo sie erscheinen, als die Gebieter oder die herrschende Race in ihrem von hundert Völkern bewohnten Lande kennzeichnet.

Wie die Russen, so haben auch die Franzosen, die Spanier, die Italiener, die Engländer eben so gut wie ihre besondere National-Physiognomie, so auch ihr volksthümliches timbre. Und wer sie ein wenig beobachtet hat, vermag auch, ohne selbst ihre Sprache zu verstehen, sogleich vermittelst des von diesem fremdartigen Ton frappirten Ohrs über ihre Nationalität zu entscheiden. Ich kannte einen jungen Herrn, der nicht ein Wort Russisch verstand und doch, da er ein feines Gehör und ein gewandtes Schauspielertalent besaß, im Stande war, den oben beschriebenen Sprachton der Russen so treffend nachzuahmen, daß, wenn

er es that, man glauben mußte, es würde in einiger Entfernung wirklich Russisch conversirt.

Diese Sprachton-Nüancen der Racen und Völker sind, sage ich, theilweise eine natürliche Folge der Verschiedenheit ihrer Leibesconstitution. Wie bei allen Nationen der ganze Körperbau, die Muskelspannung, die Nervenstimmung sehr verschieden sind, so werden natürlich auch ihre Sprechorgane, ihre Brust, ihre Stimmritze, ihre Nasen- und Mundhöhle, Zunge und Zähne ganz eigenthümlich ausgebildet sein und daher, wie verschieden gebaute Instrumente, ganz verschiedenartig klingen und tönen müssen. Sie können daher dergleichen auch so wenig ablegen oder abändern, wie ihren innern Organismus. Wohl Vielen ist es wie dem berühmten Philosophen Theophrast, einem Eingebornen der Insel Lesbos, gegangen, der in Athen, wo er über ein halbes Jahrhundert lang den reinen attischen Dialect im Schreiben und Sprechen sich eingeübt, dennoch in seinem 90. Jahre noch den Verdruß hatte, von einem attischen Marktweibe, von dem er etwas einkaufte, sogleich bloß an dem timbre seiner Sprache, an seinem Accente, seiner Stimme als ein Fremdling erkannt zu werden. Häufig sind die Beispiele in der Geschichte, daß, wenn es bei politischen Parteiungen und Verfolgungen darauf ankam, den Fremden von dem Eingebornen zu unterscheiden, man auf das Mittel verfiel, den Sprachton, den Accent oder timbre zu prüfen, da die Züge des Gesichts und alle andere nationalen Merkmale nicht so untrüglich und scharf schienen als dieses.

Viel merkwürdiger aber ist es noch, daß die Stimmen

der Völker nicht nur überhaupt verschieden, sondern daß sie dabei auch für den Geist und das charakteristische Wesen der Völker bezeichnend sind. Die Dänen und Schweden sprechen zwei sehr verwandte Sprachen mit einem ganz verschiedenen timbre, jene mit einem schlanken, platten, metalllosen Ton, diese aus voller Brust mit klangreicher, fast musikalischer Stimme. Die verschiedenen National-Charaktere der sanguinischen, ritterlichen, poetischen Bergbewohner Schwedens und der mehr intelligenten, gewandten und witzigen Dänen giebt sich schon darin nicht undeutlich zu vernehmen.

Die Engländer und die Nord-Amerikaner reden beide die englische Sprache, aber beide mit einem ganz verschiedenen Sprechtone. Die Engländer haben in dem ihrigen mehr Klang und Farbe; der der Nord-Amerikaner ist dagegen viel eintöniger, flacher, abgeschliffener und so zu sagen verwitterter, mit einem gewissen nachlässigen Nebenlaute durch die Nase, den die Engländer „Nasal twang“ nennen. Dieser timbre der amerikanischen Sprechstimme oder der „Nasal twang“ ist den Engländern so auffallend und meist so unangenehm, wie die natürlichen Charakter-Eigenthümlichkeiten der Yankees, die sich ihrem Ohre darin zu offenbaren scheinen.

In Italien ist die „Bocca Romana“, der volllautende Sprachton und die sonore, imposante Stimme der Bewohner Roms berühmt und bewundert. Es mag darin vielleicht noch ein Nachhall des alten, kräftigen, männlichen Römergeistes zu finden sein.

In Deutschland hat das Organ der Berliner eben so

gut wie ihr Charakter etwas Spitziges, Scharfes, Trockenes. Wie sehr contrastirt damit die grobe derbe Stimme des Westphälingers oder auch des Anwohners der Donau, und ebenso das ihr ansprechende gemüthvolle und naive Wesen des Oberbaiers oder Oestreichers. Und in wie großem Gegensatze zu beiden steht wieder der bewegliche, hohe und weiche Laut des Mundes der regsamen und geschmeidigen Sachsen! —

Doch lassen sich allerdings solche Dinge leichter herausfühlen und herauslauschen, als trotz ihres frappanten und unverkennbaren Hervortretens mit Worten beschreiben und darstellen. Der, welcher über Gegenstände des Ohres etwas mittheilt, sollte sich eigentlich immer mit einem geschickten Schauspieler verbinden, der den Vortrag mit frappanten Beispielen und Belegen illustrirte und dadurch die aufgestellten Behauptungen erst recht verständlich und eindringlich machte. Da mir hier ein solcher Gehülfe leider abgeht, da ich mich vor dem Leser auf ein sehr schwieriges und schlüpfriges Terrain hinausgewagt habe, auf dem man fast nur Seifenblasen oder Schmetterlinge (zuweilen bloße Nachtfalter) hascht, die zwar mitunter, so lange sie vor uns in der Luft schweben, ihre sehr bestimmten und sehr anziehenden Formen haben, die aber dann beim Einfangen und Einpökeln in der Salzlauge der Sprache nur allzuviel leiden — und da man dazu auch nicht vergessen darf, daß zuweilen äußerst wenig — bloß eine geringfügige Erkältung oder ein Schnupfen — dazu gehört, um alle die von mir mehr angedeuteten als geschilderten Nüancen des Stimmorgans der Menschen vollkommen zu

maskiren und zu verwischen, — daß fast alle Heisere oder Verschnupfte, sie mögen Engländer oder Türken, Phlegmatiker oder Sanguiniker, Hofleute oder Bauern sein, auf gleiche Weise rauh und unmelodisch krächzen, und ferner, daß nur ein wenig Nervenschwäche hinreicht, um sogar völlige Aphonie (Stimmlosigkeit) eintreten zu lassen und die gesammte „Physiognomie" der Stimme mit einem Hauch wegzublasen, oder wie ein Kartenhaus zusammenzuwerfen, so mag es hier bei den über ein so zartes und zerstörbares Symbol des menschlichen Geistes vorgebrachten Bemerkungen sein Bewenden haben.

Ueber die Physiognomik des menschlichen Torso.

Von allen äußern Dingen, die sich in der Natur unserer Betrachtung darbieten, ist wohl keines, das derselben mehr werth ist, als das kleine Bild, welches sich in dem engen Rahmen des menschlichen Antlitzes darstellt.

Wenn der Mensch selber und sein Geist die Krone der Schöpfung sind, so ist sein Antlitz, in dem sich dieser Geist dem Auge am deutlichsten offenbart, das größte Meisterstück der Natur.

Wie der Mensch selber daher das würdigste Thema des Nachdenkens und der Speculationen der Philosophen, so ist sein Antlitz, dessen Auffassung und Darstellung der vornehmste Gegenstand für die Thätigkeit der Maler und Künstler. — Mit der Lehre seiner Proportionen, der Zerlegung seiner Elemente, der Uebung in der Nachahmung seiner wunderbar verschlungenen Conturen und Züge beginnt aller Unterricht in der bildenden Kunst; und ein Praxiteles und ein Raphael haben für ihre Studien und Inspirationen keinen höhern Gegenstand auf Erden zu finden vermocht.

Es ist in dem menschlichen Angesichte so zu sagen

Alles in nuce zusammengefaßt und äußerlich angedeutet, was im Innern schlummert. Alle Seelen=Eigenschaften leuchten aus ihm hervor. Der Adel der Gesinnung findet in ihm seinen stärksten Ausdruck. Es strahlt die größte Güte wieder. Nichts auf Erden kann uns so erfreuen und beglücken, wie ein liebes, gutes menschliches Antlitz. Weder ein Sonnenstrahl noch eine freundliche Landschaft lacht uns so tief ins Herz hinein, wie z. B. das Angesicht eines muntern, heitern, unschuldigen, engelgleichen Kindes, oder wie die Züge einer tugendhaften, edlen, blühenden und schönen Jungfrau.

Nichts unter der Sonne aber ist auf der andern Seite auch so voll Schrecken, wie die menschliche Physiognomie, z. B. das dirus vultus tyranni, der wilde Blick eines erzürnten Tyrannen, oder die dräuenden Augen eines Mörders oder Feindes. Auch viehische Dummheit ist in keinem Thiere so stark ausgeprägt, wie in dem Angesichte der blöd= und irrsinnigen Menschen. — Das Schrecklichste der Schrecken ist der Mensch in seinem Wahn und — in seinen leidenschaftlich erregten Blicken und Mienen.

Wie für den ganzen physischen Zustand, so ist die Physiognomie unseres Antlitzes auch das Spiegelbild für die Wechsel in unserem physischen Wohlbefinden. Wenn der Körper leidet, an welchem Uebel es immerhin sei, giebt es sich alsbald in den Gesichtszügen zu erkennen.

Bei jeder Krankheit, auch wenn sie sonst noch nichts an uns ändert, z. B. bei bloßem Zahnschmerz, wo das übrige Muskel= und Nervenwerk nicht affizirt ist, werden die Züge des Angesichts schlaff, das Mienenspiel lahm, die

Augen matt, die Lippen farblos, die Wangen bleich, der ganze Ausdruck schmerzvoll und leidverrathend.

Diesem Allen zufolge giebt es daher auch nichts um uns her, was wir Alle mit mehr Eifer und Begierde beobachten, erspähen, beurtheilen, kritisiren oder bewundern, als die Physiognomien der Menschen. Jedem Begegnenden, jedem Fremden, jeder neuen Bekanntschaft blicken wir ins Angesicht, ihre freundlichen oder feindlichen Gesinnungen, ihren Werth oder Unwerth nach dem Ausdruck zu bemessen. Auch die lieben Unsrigen fassen wir jeden Morgen wieder ins Auge, um uns aus ihren Gesichtszügen, wie aus einem beständig benutzten Barometer, von ihrer guten Stimmung, von ihrem Wohlsein und ihrer liebevollen Gesinnung zu überzeugen.

Und dem Allen nach denken wir denn auch, wenn von der Physiognomie des Menschen die Rede ist, vor allen Dingen und zunächst fast ausschließlich an das Haupt, den Sitz des Geistes, und vergessen dabei nicht selten der Beschaffenheit und des Ausdrucks des Restes unserer leiblichen Hülle, obwohl schon das alte Sprichwort: „mens sana in corpore sano“ (eine gesunde Seele in einem wohlgebildeten Körper) uns daran erinnern könnte, daß auch (ganz abgesehen vom Haupte und Antlitze) in dem bloßen Torso des Menschen viel Physiognomie und sehr viel Charakteristisches stecken müsse.

Die Seele bereitet sich den Leib wie die Schnecke ihr Haus. Wenn die Wurzel unseres Lebens, die Seele gesund, wohl proportionirt und edel ist, so wird auch der Leib, den sie bewohnt und den sie gleichsam wie ihr Gewand anzieht,

in Harmonie damit, edel, wohlproportionirt und gesund sein. Den Engeln geben wir nicht nur ein engelhaftes Antlitz; wir können sie auch im Uebrigen nicht anders als mit einem vollkommenen Gliederbau bekleidet uns denken und darstellen. Und bei den Teufeln thun wir das Umgekehrte.

Wir mögen daher hier einmal die vielbeachtete und schon so oft besprochene Physiognomie des menschlichen Antlitzes unberücksichtigt lassen und unsere Aufmerksamkeit der Untersuchung zuwenden, wie auch die äußere Erscheinung des menschlichen Gliederbaues, der Gestalt, der Haltung, des Gangs und der Form der Hände und Füße einen Schluß auf das Innere gestattet.

Wie viel Charakteristisches, wie viel Physiognomie in der Figur und Körperbeschaffenheit alles Lebendigen überhaupt stecke, spricht sich im Allgemeinen schon bei den Thieren aus. Man könnte die ganze Thierwelt durchgehen und würde dabei finden, daß sie alle vom Faulthier bis zum Adler, von der Schildkröte bis zum Hirsche in den Umrissen ihrer Gestalt und ihres Gliederbaues die Eigenschaften ihres innern Wesens deutlich genug ausdrücken. Der geschmeidige und hinterlistige Charakter der Katzen z. B. redet nicht bloß aus ihren grauen, blitzenden, falschen, lauernden Augen, ihrem rundlichen Kopfe und den tückischen Zügen ihres Angesichts, sondern auch aus ihrem ganzen übrigen Körperbau und seiner schlanken, biegsamen und abgerundeten Formung. Sie verrathen ihre geschmeidige Katzennatur so zu sagen über den ganzen Leib hin.

Dasselbe bewährt sich auch beim phlegmatischen Rinde.

Nicht blos sein breitmäuliges, gutmüthiges Angesicht, auch sein ganzes grobes, derbes und etwas ungewandtes Knochengerüst verräth die Eigenschaften und Anlagen seines innern Charakters. Der Leib eines Löwen mit dem Kopfe eines Ochsen würde eine Verbindung ganz disharmonischer und widersprechender Dinge zu sein scheinen.

Ja von den Thieren könnte man sagen, daß sie ihre Eigenthümlichkeiten sogar vorzugsweise in ihrem Körperbau ausgedrückt, und in verhältnißmäßig geringerem Grade in Haupt und Antlitz. Es giebt Thiere, wie z. B. die Schlangen, die nur äußerst wenig Antlitz haben, während ihr übriger Leib vom Kopf bis zum Schwanz ein frappanter Ausdruck ihres Wesens und Charakters ist. Man hat daher auch wohl den ganzen Körper gewisser Thiere als das versinnlichende Symbol irgend einer Seeleneigenschaft, z. B. eben den Schlangenleib als das Symbol der List und Gewandtheit adoptirt.

Man untersucht daher auch bei den Thieren, wenn man ihrem Wohlbefinden, ihren Krankheiten, oder ihren Tugenden und Untugenden oder ihrer Racen-Aechtheit nachforschen will, weit mehr ihren ganzen Körperbau, während man dem Menschen wie gesagt vorzugsweise ins Auge blickt oder den Kopf betastet, da bei ihm, dem geistigeren und höher stehenden Wesen, sich dies Alles in der Knospe oder Blüthe seines Organismus, in seinem Angesichte und Haupte, deutlicher und bestimmter an den Tag legt.

Beim Menschen zeigt sich die psychologische und physiognomische Bedeutsamkeit des Gliederbaues von vornherein besonders auffallend in dem Unterschiede des Körper-

Habitus der beiden Geschlechter. Bei der Frau athmet die ganze Büste und Statue Anmuth, Grazie, weiche Zartheit und Rundung wie ihr Gemüth. Bei dem Manne ist ebenso die seinem Geiste eigene Kraft, Energie und Charakter-Ueberlegenheit wie in seinem Antlitze, so auch in seinem übrigen Körperbau ausgedrückt. Seine breiten Schultern, sein stärkerer Nacken, seine steifere Rückensäule, seine derbere Faust, sind in dieser Hinsicht gleich besonders bezeichnend.

Dasselbe würde auch alsbald aus einer eingehenden Untersuchung der verschiedenen Altersstufen und aus einer Vergleichung ihrer geistigen und leiblichen Besonderheiten hervorgehen.

Des Kindes zarte Körperhülle, ihre Zerbrechlichkeit und Weichheit entspricht der Empfänglichkeit des kindlichen Gemüths, der Unsicherheit seines Charakters, dem Mangel an festem, entschiedenem Gepräge seines Geistes. Erst wenn der ganze Leib des Menschen ausgebildet und solide dasteht, wenn die Knochen, Sehnen und Muskeln sich gefestigt und ihren Wachsthum vollendet haben, erst dann hat auch der innere Mensch seine völlige Reife und Stärke erlangt. Im höchsten Alter dagegen schrumpfen beide, Körper und Geist, wieder zusammen und die Formen, Bewegungen und Schritte des Leibes werden unsicher und schwankend wie die Entschlüsse des Herzens.

Dringen wir von diesen sich auf den ersten Blick darbietenden allgemeinen Bemerkungen auf dem betretenen Gebiete weiter vor, so mögen wir zunächst die Länge des entwickelten menschlichen Torso ins Auge fassen.

Schon diese bloße leibliche Länge des Menschen und ihr Verhältniß zu dem dem Menschengeschlechte überhaupt gegebenen Mittelmaße steht in einer intimen, wenngleich vielfach geheimnißvollen und noch wenig untersuchten Verbindung mit den Proportionen und Eigenschaften des Geistes.

Daß eine gewisse Länge und Großartigkeit unserer Figur auf die Geistes- und Charaktergröße von Einfluß und ihr entschieden förderlich ist, scheinen die Zwerge, die sehr tief unter dem gewöhnlichen Maße stehen, zu beweisen. Einem Däumling ist es noch nie gelungen, eine Rolle in der Weltgeschichte zu spielen, wenn auch sein Kopf und Gehirn, wie es bei Zwergen nicht selten der Fall ist, den gewöhnlichen Umfang gehabt hätte.

Da könnte man denn neben dem schon angeführten Adagium mens sana in corpore sano beinahe den allgemeinen Satz aufstellen: „eine kleine Seele in einem kleinen Leibe."

Fast alle unsere Heroen und großen Männer sind Menschen von ziemlich bedeutender Körperlänge gewesen. Der heroischere, stärkere und zugleich längere Mann contrastirt auch in dieser Beziehung wieder mit der kleinen Frau, für die Eisen und Schießpulver nicht erfunden wurden. Und durch die Bank wird man in größeren Figuren auch größeren Muth finden, besonders da die größere Körperkraft auch schon von selbst das Gefühl von Ueberlegenheit und den Muth herbeiführt, während die kleinen oder winzigen Leute schon als solche etwas ängstlich zu sein pflegen. Doch scheint es, daß die Natur, wie überall, so auch in dieser Richtung das Uebermaß wieder nicht begünstigt

hat; denn am Ende hört auch mit der Zunahme der Leibeslänge die Zunahme an Geist, Charaktergröße und Muth auf. Ueberaus lange und riesenhafte Menschen pflegen sich durch beides nicht auszuzeichnen und sind wohl mitunter nur dazu tauglich gefunden worden, in der Leibgarde eines das Soldaten-Puppenspiel liebenden Königs zu figuriren.

Manche Eigenschaften der Seele scheinen hiebei einen andern Weg zu gehen als andere. Großartigkeit der Gesinnung, Tapferkeit, Großmuth wachsen in der Regel sehr lange mit der Länge des Leibes, während Schärfe des Verstandes, Witz, lebhafte Empfänglichkeit und Reizbarkeit der Psyche dagegen wohl früher zurückbleiben. Ja diese nehmen wohl gar in gerade umgekehrter Richtung auf der Skala der menschlichen Körperlänge zu, so daß die Kleinen häufig um so gescheidter und pfiffiger sind, je kleiner sie bleiben, während in ungemein länglichen Gestalten wohl der Kopf schwächer, wenn auch das Herz weiter ist. Allen Menschen von 6 und mehr Fuß Länge wohnt entschieden eine gewisse Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit bei, obwohl zugleich auch ein gewisser Mangel an Reizbarkeit des Geistes.

Dies sind lauter Dinge, die von Physiologen, Psychologen im Ganzen noch wenig beachtet und die — obgleich allerdings Aristoteles und Kant gelegentlich von den Beziehungen der Leibeslänge zur Geistesgröße und zur Beschaffenheit des Gemüths reden — in ihren Grundursachen noch kaum untersucht sind. Wahrscheinlich hängt die ganze Erscheinung mit der Entwickelung des Rückenmarks zusammen, das eine Verlängerung des Gehirns ist und das sich nicht

zu lang dehnen darf, sich vielmehr etwas concentrirt halten muß, um nicht nach dem allgemeinen Gesetze, wonach sich alle Kraft in zunehmendem Abstande von ihrem Centrum abschwächt, an Energie zu verlieren.

Auch in der Thierwelt sehen wir ja dasselbe Gesetz gelten; auch da ist das Kleine durchweg mehr mit Pfiffigkeit, das Große mehr mit Größe und Sanftmuth ausgestattet. Kleine Hunde sind durchweg bissiger als große. Der colossale Elephant hat etwas Gutmüthiges in Ausdruck und Charakter.

Dasselbe Gesetz mag man, wie bei den Individuen, auch bei den Racen erkennen. Die kleineren Franzosen zeigen den langgestreckten Engländern gegenüber viel geistige Regsamkeit, Gewandtheit und Schärfe. Ueberhaupt alle kleineren romanischen Nationen haben dieselben Eigenschaften den großen, plumper gebauten und phlegmatischeren gothischen oder germanischen Völkern gegenüber. Das Phlegma wohnt selten in einer kurzen Leibeshülle.

Die Rückenmarksäule, ihre Länge, ihre Entwickelung, ihr normaler Zustand steht in ganz directem Zusammenhange mit dem Gehirne, dessen Quelle sowohl als auch Ausfluß sie ist. Ihre durch Unglücksfälle herbeigeführte Verkürzung oder Verbiegung hat daher auch dieselben Folgen für den Geist, wie wenn sie ursprünglich verkümmert war. Alle durch solche Unglücksfälle in Wachsthum und Entwickelung ihrer Gestalt zurückgebliebenen Individuen zeichnen sich wie die von Haus aus Kleinen mehr durch Schärfe des Verstandes, als durch Großartigkeit des Charakters und Schwung und Gluth der Empfindungen aus.

Die Fortsetzung der Rückenmarksäule und die Vermittelung zwischen Haupt und Torso steckt im Halse und Nacken, der seinerseits wieder als beiden so benachbart und verwandt seine ganz prononcirte Physiognomie hat. Im Allgemeinen gilt ein langer Hals für edler als ein kurzer. Der Schwanenhals der Schönen ist von den Dichtern oft genug besungen. Er gestattet dem Haupte eine freiere, allseitigere und lebhaftere Bewegung, gleich den langstieligen Blumen, die im leisesten Winde nicken und schwanken. Wie viel Grazie und Anschein von Intelligenz gewinnt jener durch seinen langen Hals so berühmte Vogel. Wie großen Anstrich von Einfältigkeit erhält dagegen der Dompfaffe oder Gimpel von seinem kurzen, kleinen, dicken und steifen Halse. Viele besonders reizbare, geistreiche und intelligente Menschen haben sich durch einen dünnen und langen Hals ausgezeichnet. Cäsar, Voltaire, Carl XII., Rousseau waren unter andern sehr langhalsig.

Durch einen vorne breiten und hinten dick angeschwollenen und dabei kurznackigen Hals ist mehr physische Kraft und das Ueberwiegen der Sinnlichkeit gekennzeichnet. Auch bei allen besonders starken Thieren, beim Löwen, beim Stier, liegen starke und dicke Muskeln am Halse und Nacken. Der Mensch bekommt durch Dickhalsigkeit häufig etwas Thierisches. Von den Bildhauern der Alten ist daher auch Herkules, der Repräsentant physischer Kraft, der Ueberwinder der vorgeschichtlichen Ungeheuer, immer kurznackig, Apollo dagegen, der Führer der Musen, auffallend langhalsig dargestellt. Indeß ist dabei auch immer die Stellung und die Proportion des Hinterhauptes zu berück-

sichtigen. Dasselbe ist bei den Thieren gar nicht, bei vielen Menschen wenig entwickelt. Je nachdem es sehr weit rückwärts steht oder, wie es zuweilen geschieht, völlig wegfällt, wobei dann der Nacken vom Hinterkopf herab perpendiculär abschießt, mag der Hals nur dünner oder dicker erscheinen, nicht wirklich sein, und auf diese Weise müßte die Quelle und Ursache der dabei hervortretenden Charakter-Eigenthümlichkeiten weniger in der Gestaltung des Nackens als in der des Hinterhauptes, oder dessen, was man das kleine Gehirn nennt, gesucht werden.

Diese Bemerkungen über das Charakteristische in den Formen unseres Körperbaues mögen hier genügen, um es einigermaßen fühlbar zu machen, daß auch über den ganzen menschlichen Torso, über das ganze Skelett eine mehr oder weniger deutliche Physiognomie gleichsam ausgegossen ist, daß er in allen seinen Theilen das Gepräge des Geistes zur Schau trägt und ein Ausdruck desselben ist.

Wenn wir indeß bei der Betrachtung der Physiognomie des Antlitzes der Untersuchung der festen und bleibenden Gesichtsbildung und der Gesichtszüge noch die des Mienenspiels und der Geberden anzuschließen haben, so müssen wir auch bei der Untersuchung der Physiognomie des Gliederbaues sogleich etwas Aehnliches thun. Auch unsere Gestalt ist in mancher Hinsicht gleichsam nur ein Capital, das die Natur der Seele geliehen hat und daß diese je nach ihrer Eigenthümlichkeit auf sehr verschiedene Weise benutzt, bewirthschaftet und in Action bringt.

Was beim Gesichte das Mienen- und Geberdenspiel ist, das könnte man beim übrigen Körper die Pantomimik

nennen, oder die Art und Weise, wie sich Gedanken, Empfindungen und Charakter — nicht in den Umrissen der angebornen Figur und festen Gestalt, sondern in der Haltung und Bewegung des Körpers ausdrücken und verrathen.

Sowie bei der Beurtheilung des Charakters eines Menschen die Untersuchung der unveränderlichen Züge und Contouren seiner Gesichtsmaske allein nicht genügt, sowie wir da, um ihn besser zu erkennen, ihn auffordern müssen zu reden oder das Gesicht agiren zu lassen, so ist auch bei der Betrachtung des Körperbaues, ehe wir unsere Schlüsse ziehen, die Aufforderung nöthig: Bewege dich, damit ich dich erkenne.

Daß Haltung, Gang, ja jede Action des Menschen, die ganze Pantomimik so viel mit dem Charakter, dem Kopfe und Verstande zu thun hat, hat seine guten und sehr nahe liegenden Gründe.

Von allen unsern Extremitäten gehen zum Gehirn Nerven, die wie electrische Drähte ihre Bewegungen vermitteln. Alle Bewegungen unsers Körpers sind mithin Gehirnfunctionen. Wir unternehmen keine ohne den im Haupte sitzenden Geist und Willen; selbst ihre geringsten Modificationen sind Wirkungen eines Anstoßes von dort.

Da demnach demselben Organ, dem Gehirn, sowohl das Wollen und Denken als auch die Leitung der Glieder obliegt, so prägt der Charakter sich in dem einen wie in dem andern, je nach der Beschaffenheit des Individuums, aus. Einfältigen Menschen stehen Arme und Füße eben so gut im Wege, wie ihre Gedanken und dummen Einfälle. Am Geistreichen spricht jedes Gelenk von seinem Geiste.

Un sot, sagt La Bruyere, ni n'entre, ni ne sort, ni ne s'assied, ni ne se lève, ni ne se tait, ni n'est sur ses jambes comme un homme d'esprit.

Man kann es wiederum zunächst und recht frappant bei den Thieren wahrnehmen, wie der Charakter aus dem Kopfe über den ganzen Körper hinspielt und diesen nicht nur eigenthümlich gestaltet, sondern auch zu damit in Einklang stehender Aktion bringt. Die trägen phlegmatischen Schildkröten, Krokodille und andere Amphibien haben lauter phlegmatische, langsame Bewegungen, welche ihrem so wenig electrischen Gehirn entspringen und sowohl mit ihrem durchaus nicht sanguinischen Temperament als auch mit ihrem schwerfälligen Gliederbau correspondiren. Am Pferde oder am Löwen und Tiger ist dagegen alles wie in ihren Formen, so auch in ihren Bewegungen, Rundung, Gewandtheit und reges Leben ihrem im Gehirn sitzenden energischen und feurigen Charakter gemäß.

Außerordentlich charakteristisch sind die oft sehr feinen und doch sehr bestimmten Verschiedenheiten in der Pantomimik der beiden Geschlechter. Sie sind eben so bezeichnend, wie die oben angedeuteten Anlagen und Umrisse ihrer Gestalt. In Frauenkleidern verräth sich sogleich der ungeduldige, trotzige, ungraziöse Mann durch die Raschheit und das Eckige, das Weitausgreifende und das Lärmende in seinen Bewegungen.

Meistens finden sich Anmuth und Schönheit der Körperform mit der Grazie und Angemessenheit der Aktion bei demselben Individuum vereinigt. Doch vermögen Erziehung und Bildung auf letztere natürlich mehr

zu wirken als auf erstere. Die angeborene Form und Figur können sie nicht bedeutend ändern; die Art und Weise der Geberdung, das ganze Muskel- und Mienenspiel vermögen sie aber wesentlich zu modificiren, zu zügeln, zu veredeln.

Sowie es daher Menschen giebt, deren feste Gesichtsbildung unschön ist, so daß sie durch sich selbst unvortheilhaft auf uns einwirkt, die dabei aber sogleich unser Herz gewinnen, wenn sie zu sprechen beginnen und uns Gelegenheit geben, ihr Mienenspiel zu gewahren, so bricht auch bei einer Persönlichkeit, deren Gestalt vielleicht plump und grob gebildet erschien, wohl gleich ein ganz neuer Geist durch, sobald sie denselben in Aktion setzt und sobald das pantomimische Geberdenspiel beginnt. Man sieht häufig corpulente oder starkknochige und dem Anschein nach unbehülfliche Menschen, die aber, wenn sie sich bewegen, wenn sie gestikuliren, gehen oder tanzen, eine überraschende Grazie und Angemessenheit in ihren Bewegungen offenbaren, welche uns in Erstaunen setzt und von der Harmonie und dem schönen Gleichgewicht ihrer geistigen Anlagen und Zustände, namentlich aber von ihrer Bildung und guten Erziehung Zeugniß ablegt.

Umgekehrt giebt es Andere, die von der Natur mit gefälligen Formen und großen Vorzügen begabt sind, und deren eckige, rauhe, rücksichtslose Bewegungen damit in grellem Widerspruch stehen, uns aber eben recht deutlich den innern eckigen Sinn, der die Statue belebt, offenbaren.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß Gang und Bewegung der Menschen in Energie und Weise so verschieden

sind, wie der Flug der Vögel. Einige sind dabei so hübsch still und leise wie die Eulen, andere so geräuschvoll und störend wie der Auerhahn. Manche haben etwas Spielerisches und Tändelndes in ihrer ganzen Pantomimik, wie im Winde nickende Blumen, oder wie das zitternde Laub der Pappel. Bei vielen sieht man Nachlässigkeit und Gedanken- und Haltungslosigkeit in jedem Schritt ausgeprägt.

Vor allen Dingen ist dabei die Haltung des Halses und Kopfes äußerst beachtenswerth und lehrreich, wie denn überhaupt nach dem, was über den Bau und die Länge des Halses gesagt worden, die ganze Nackenpartie wegen ihres innigen Zusammenhanges mit dem Kopfe von großer physiognomischer Bedeutung ist.

Obwohl den Menschen das aufrechtstehende und zum Himmel emporgerichtete Haupt vor allen mit dem Kopfe zur Erde gekehrten Thieren auszeichnet, und obwohl alle Mütter, Gouvernanten und Erzieher beständig damit beschäftigt sind, ihre Zöglinge durch Aufforderungen „zum Geradehalten" an die Würde des Menschen zu erinnern, so können wir doch auch darin zu weit gehen. Namentlich darf aus der geraden Haltung des Hauptes keine Steifnackigkeit werden. Dies geschieht oft bei eigensinnigen, selbstbewußten und stolzen Gemüthern, die sich Andern und dem Schicksal nicht fügen wollen. Sie scheinen beständig darauf bedacht, sich ein Ansehen von Größe und Würde zu geben, werfen daher bewußt oder unbewußt den Kopf in die Höhe und halten ihn so steif, daß er dem Maste in einem mit geblähten Segeln einherfahrenden Schiffe gleicht.

Schlaff und sich selbst überlassen sollten freilich weder

die Muskeln des Halses, noch die der Hand oder des Fußes sein. Es würde dies ihre jeden Augenblick nöthige Disponibilität behindern. Wir sollen bei ihrer Behandlung vielmehr die Vorschrift beachten, die man den Reitern giebt: daß sie den Zügel nie gänzlich unangespannt lassen, vielmehr, ohne ihn jedoch zu sehr zu strammen, stets ein wenig anziehen müssen. Eine gewisse leise Beweglichkeit des Hauptes, damit wir es nöthigenfalls jeden Augenblick in alle Richtungen bringen können, ist das natürlichste. Diese Beweglichkeit des Kopfes gehört namentlich zu unsern Gesprächen, bei denen eigentlich ein fortwährendes Nicken, Verneigen, Schwingen oder Schwanken desselben stattfindet. Nur sehr stolze Menschen zeigen sich nicht bloß überhaupt mit steifem Nacken und hoch gehobenem Haupte, sondern sie conversiren mit uns auch ohne die gefälligen Schwankungen und Verbeugungen des Kopfes.

In wie hohem Grade Kopfbewegungen zu unsern Gesprächen gehören, kann man an den kleinen chinesischen Figuren lernen, an denen gar nichts beweglich ist als der Kopf, und die dennoch sogleich, wenn man nur diesen in Schwingung bringt, in uns den Eindruck erzeugen, als lebten und *sprächen* sie. Auch die intelligenteren Thiere, z. B. gut geschulte Pferde, werfen zuweilen den Kopf in einer Weise auf und nieder, daß es scheint, als wollten sie etwas Verständiges damit sagen, während umgekehrt bei den dummen Gänsen nichts dummer aussieht, als wenn sie Kopf und Hals so stocksteif in die Luft hinausrecken.

Der Stolz ist mehr oder weniger ein Verwandter der Beschränktheit, und die Anzeichen und Symbole beider sind

daher auch vielfach dieselben. Eine hochfahrende, arrogante und steifnackige Haltung des Hauptes giebt dem Gesichte eben so gut den Anschein von Verstandesschwäche als den von Uebermuth. Man nimmt dies unter andern auch an denjenigen wahr, denen in Folge von Erkältung der Hals ungelenkig und unbeweglich geworden ist. Auch sie gewinnen vorübergehend jenen Anstrich; denn Bewegung und stete Regsamkeit ist nun einmal ein Erforderniß und ein Hauptmerkmal des lebendigen Geistes. Noch höher steigt jener Ausdruck der Einfalt, wenn man den Kopf nicht bloß hoch hält, sondern ihn bedeutend in den Nacken zurück wirft. Man sieht wohl sehr unfähige Schulknaben so mit vorgebogenem Oberkörper und mit tief in den Nacken zurückfallendem Kopfe ihrem Lehrer lauschen, indem sie zugleich dabei Mund und Augen weit öffnen. Auch die Bauern und andere einfache Leute gehen mit derselben Kopfhaltnng, überall hinstaunend und besonders empor gaffend, in den Straßen einer fremden Stadt herum. Es ist dies die Attitude der Verwunderung, — und der Verwunderung geben sich nach dem alten Spruche „nil admirari" ja eben selten die Klugen hin.

Es ist freilich zugleich auch die Attitude des Zorns, des Schmerzes, der Ausgelassenheit, überhaupt aller heftigen leidenschaftlichen Erregung. Bei großem Schmerze werfen wir, wie Laokoon, den Kopf in den Nacken, desgleichen beim Lachen, bei übermäßiger Lustigkeit, im ausgelassenen, tollen Tanze. Dies hat dann aber wieder andere Ursachen. Daß die Bewegung so einfältig aussieht, kommt wohl daher, daß es eben immer unpolitisch ist, die Erde und den

Weg, den wir wandeln, so ganz aus den Augen zu verlieren. Der Gescheidte hält den Kopf gerade aus, um, wie der Mensch es soll, sowohl das Himmlische als das Irdische mit seinem Blicke bestreichen zu können, namentlich aber das letztere, das für den Lebensklugen so wichtig ist.

Ein etwas nach vorn geneigter Kopf ist daher stets ein Merkmal und Ausdruck der Klugheit und des Nachdenkens. Der Weise sucht die seiner Betrachtung werthen Gegenstände nicht in der Ferne, sondern nahe an seinem Wege; auch sieht er nicht gern, wie es beim zurückgeworfenen Kopfe geschieht, zerstreut ins unbestimmte Blaue hinein, vielmehr concentrirt er sich lieber und kehrt bei sich selber ein. Ein leise gesenktes Haupt deutet daher auf Ernst und Beschaulichkeit. Zugleich scheint dabei das Gehirn von der Fülle der Gedanken schwer, und es beugt sich so zu sagen wie eine reife, volle Frucht herab.

Aber allerdings kann diese Schwere des Kopfes auch von andern Ursachen herrühren, von Melancholie, von Trübsinn und Schwermuth. Ein gebeugtes Haupt ist daher auch zugleich das Merkzeichen der Trauer, eines, wenn nicht von heftigem und übermäßigem, acutem Schmerze (denn für diese gilt, wie gesagt, jene gänzlich zurückfallende Kopfhaltung des Laokoon), doch eines von nagendem Kummer und innerem Leiden gequälten Gemüths. Wollte man aus diesen Beobachtungen Vorschriften für das Benehmen ableiten, so müßte man sagen, daß jeder sich hierin wie überall nach beiden Seiten hin vor den Extremen zu hüten habe. Im Ganzen ist aber eine leichte Beugung des Kopfes nach vorne mehr zu empfehlen, als das Gegen-

theil. Sie ist ein Zeichen der Bescheidenheit, der sinnigen Klugheit und der frommen Demuth. Sie ziemt daher auch insbesondere den Frauen. Die Männer dürfen im Allgemeinen ihr Haupt ein wenig höher tragen und es etwas grader und steifer halten. Es entspricht ihrem Charakter, ihrer Mannhaftigkeit und ihrer Selbstzufriedenheit, die man ihnen eher verzeiht.

Man wird daher auch bei allen richtig gedachten und dargestellten idealen Männerstatuen, z. B. beim Apollo von Belvedere, oder beim Hercules, wie unter andern auch bei allen römischen Imperatoren, diese gerade oder perpendiculäre Haltung des Hauptes, sowie umgekehrt bei allen idealen Frauenstatuen, z. B. bei der Venus von Medicis, jene leichte Beugung desselben nach vorne wahrnehmen. Auch bringt beides die Natur im Leben ganz gewöhnlich hervor.

Wenden wir uns jetzt von den Proportionen des Torso und von der Gestalt des Halses und ihren Bewegungen zum Piedestal der menschlichen Statue, so zeigt auch dieses eine mehr oder weniger ausgesprochene und bedeutungsvolle Physiognomie. Seine langgezogene Gestalt ist ein charakteristisches Merkmal des Menschen, der sich über dem Schmutz und Staube des Irdischen erheben und leichten Fußes über alle Hindernisse hinwegschreiten soll. Die menschlichen Beine sind länger als die aller Thiere, wovon man höchstens die Störche und einige ihnen ähnliche Vögel auszunehmen hat, die aber gerade durch ihre Langbeinigkeit in unsern Augen etwas Gravitätisches und, so zu sagen, etwas Menschliches zu erhalten scheinen.

Der Mensch soll straff und gerade, wie die Säule

eines Tempels dastehen. Die Neger und andere niedrigere Racen haben dieses Säulenartige in dem Knochengerüste ihres Piedestals am wenigsten. Dasselbe leidet an einiger Aehnlichkeit mit dem der Thiere. Vielleicht haben die Griechen, indem sie den physiognomischen Ausdruck des Gliederbaues der Thiere beobachteten, mit Rücksicht darauf ihren halbthierischen Waldgöttern, den Faunen, zu dem im Uebrigen menschlichen Körper ein thierisches Fußwerk gegeben. Auch die Christen haben bei ihrer Darstellung des Teufels dies nachgeahmt. Merkwürdig ist es, daß die Geschichte uns mehre Beispiele von bösen Charakteren und Tyrannen geliefert hat, welche hinken, z. B. Richard III., Iwan Wassiliewitsch der Grausame von Rußland, ich glaube auch Attila, auch Tamerlan, jedenfalls bei vielen Völkern „der Böse“. Manche Schauspieler bemühen sich daher bei der Darstellung der Rolle jenes Shakespeare'schen Wütherichs oder des Göthe'schen ebenfalls hinkenden Mephisto, durch die künstliche Fingirung dieses Körperfehlers einen eben so großen Effect zu erzielen, wie durch die Zurechtlegung der Geberden ihres Angesichts.

Die Füße, die im Schmutz und Staube ihre Sclavenarbeit, den ganzen Körper zu tragen, geduldig verrichten, werden häufig übersehen, obwohl auch sie an der Physiognomik oder der Lehre und Kunst, aus der Erscheinung des Aeußern auf das Innere Schlüsse zu ziehen, ihren nicht gering anzuschlagenden Antheil haben.

Es giebt ein Ideal für den menschlichen Fuß, und die Natur vermag in seiner Form, wenn sie ihn diesem Ideale nahe bringt, *sehr* viel Ausdruck von Schönheit,

Grazie und Humanität zu legen. Ein philosophischer Schuhmacher könnte ein Buch über diesen Gegenstand schreiben. Kleine, zierliche Füße sind von vielen Völkern und Individuen als etwas sehr Wünschenswerthes betrachtet worden. Den Adel der Race, oder umgekehrt die plebejische Abkunft wollen einige besonders deutlich an den Füßen erkennen, und unter andern verräth namentlich den Neger vorzugsweise sein langer, breiter, unschöner Plattfuß mit hinten weit herausragenden Hacken.

Diese Plattfüßigkeit, der Mangel der hübsch geschweiften Höhlung unter der Fußsohle, jener lang zurückkriechende Hacken, sowie eine übermäßige Breite in der Gegend der Zehenballen sind die unangenehmsten Züge in der Physiognomie des menschlichen Fußes.

Aber von allen Partien oder Gliedern unseres Körpers hat außer dem Angesichte wohl kein anderes so viel Physiognomie wie die Hand.

„Die Hand ist ein charakteristisches Kennzeichen des Menschen.“ Kein Thier, obgleich bei manchen von ihnen die Feinheit des Geruchs, oder die Schärfe des Auges noch höher steht, als beim Menschen, besitzt eine so schön und so vollkommen gebildete Hand wie er. Ihre Empfindlichkeit ist so zart, und sie gehorcht so augenblicklich jeder Willensäußerung, als wäre sie selbst ein Sitz des Willens. Ihre Bewegungen sind dabei so kräftig, so frei und doch so zierlich, daß es ist, als hause in ihr selbst ein Instinkt. Sie ist auch der einzige Theil unseres Organismus, in welchem der über die ganze Oberfläche des Leibes ausgebreitete Gefühlssinn so fein entwickelt und so zu sagen so

concentrirt ist, daß wir daraus noch einen besonderen Sinn, den Tastsinn gemacht haben.

Der Hauptsitz dieses Sinnes ist die Hand, die demnach neben den Theilen des Angesichts — Auge, Ohr, Nase, Mund — als ein Haupt-Sinnesorgan erscheint, und die daher auch oft, wenn die anderen Sinne ihren Dienst versagen, als Gehülfe an die Stelle derselben tritt oder sie doch unterstützt.

Der Blinde hat in den Fingerspitzen seine Augen. Ja in Beziehung auf die vollkommen richtige Erkennung der Figur und Form der Gegenstände wird das Auge sogar noch von der Hand übertroffen. Wir betasten gerne die zuvor geschauten Dinge hinterdrein und überzeugen uns von ihrer Gestalt dadurch noch sicherer, oder entfernen mancherlei Illusionen und Zweifel, denen uns das Auge überlassen hat.

Wie bei unsern Wahrnehmungen dem Auge, so steht die Hand bei unsern Aeußerungen auch häufig der Zunge und der Stimme bei. Ja sie ersetzt, wenn jene Organe uns ihren Dienst versagen, wohl ganz und gar die Sprache.

Die Wilden, die Taubstummen haben sich eine Hand- und Fingersprache ausgebildet; aber auch die Civilisirten und die Hörenden bedienen sich fortwährend der Hand, um mit ihr dem Ausdruck ihrer Gefühle und Gedanken nachzuhelfen. Sie thun durch sie ihren Abscheu, ihr Erstaunen, ihre Liebe und andere Affecte kund und sie geben auch durch begleitende Handbewegungen ihren Argumentationen und Verstandesschlüssen mehr Aus- und Nachdruck; mit Einem

Worte, sie sprechen vielfach durch die Hände. Für den Redner und für den Schauspieler giebt es daher nach dem Angesichte kein anderes Körperglied, das sie so fleißig zu beachten, zu studiren und zu cultiviren hätten, wie die Hand und die Physiognomie derselben.

Für die vollkommene Ausübung der Künste, für den Musiker, den Maler, den Bildhauer ist nach der schöpferischen Seele nichts so wichtig, als eine schön organisirte Hand. Es scheint oft bei ihnen, auch sogar beim Schriftsteller, als stäke ihre schaffende Kraft, ihr ästhetischer Sinn nicht bloß in ihrem Kopfe, sondern auch — wenigstens ein gutes Theil davon — in der Hand, der wir daher auch häufig Attribute beilegen, welche an sich nur dem Geiste angehören. Wir sprechen von einer plumpen oder feinen, von einer ungeschickten oder gewandten, von einer erfinderischen und schöpferischen Hand, ebenso wie wir von einem groben oder scharfen Verstande oder Kopfe reden.

Wie Geist und Verstand, so stehen auch Herz und Gemüth mit der Hand in inniger Verbindung. Das Ergreifen und Schütteln der Hände ist unter allen Völkern der Erde eines der allgemeinsten Zeichen des Friedens, der Zuneigung und der Freundschaft. Ein leiser oder kräftiger Händedruck folgt überall den zartesten wie den heftigsten Bewegungen des Herzens und dient ihnen zum Ausdruck. Darum ist ja auch neben dem Munde und Angesicht die edle Hand, durch welche Geist und Herz sich so vielfach bethätigen, das einzige Organ, das wir mit Küssen bedecken. Der Handkuß ist fast bei allen Völkern gebräuchlich, der

Fußkuß und die Umarmung der Kniee nur ausnahmsweise zur Bethätigung allertiefster Unterwürfigkeit.

Wie unmittelbar die Blutgefäße der Hand im Herzen wurzeln, das zeigen schon die sprichwörtlichen Redensarten, durch welche wir die Wärme und die Kälte des Herzens mit der Temperatur der Hand in Bewegung setzen; desgleichen die Schmeicheleien, die wir an die von uns gestreichelte und gekoste, „gute, liebe Hand“ uns theurer Personen verschwenden, sowie auf der andern Seite die Scheltworte „harte Hand“ oder „rauhe, eiserne Faust“, deren wir uns bedienen, wenn wir Menschen von widerwärtigem Charakter, von lieblosem und hartem Sinn bezeichnen wollen.

Da diesem Allen nach unsere Hand sich gewissermaßen als ein beseeltes Glied des Leibes darstellt, so wird man es auch natürlich finden, daß sie wie das Haupt in ihrer Entwicklung und Gestaltung von den Eigenschaften des Geistes und der Seele in hohem Grade beeinflußt, und daß sie als ein sehr zartes Organ und so zu sagen als ein Nebenblatt ebenso wie das Angesicht, welches die Hauptblüthe des ganzen Gewächses ist, von den Zuständen des menschlichen Organismus, von seinen Krankheiten, seinen Altersstufen 2c. besonders stark afficirt wird.

Ich möchte in dieser Beziehung gleich an die Portraitmaler erinnern, die es bei ihren Gemälden mit keiner andern Partie der von ihnen darzustellenden Persönlichkeiten so genau nehmen, als wie mit der Hand, deren charaktervolle Portraitirung sie auch für so schwierig halten, daß sie bei der Abschätzung ihrer Kunstproducte einen großen Unterschied machen zwischen einem Brustbilde mit Händen

oder einem ohne Hände, und dabei für diese beinahe den halben Preis des Angesichts ansetzen, während sie den Rest bei weitem nicht so hoch anschlagen. Auch erscheint uns in der That ein Portrait ohne Hände fast wie ein verstümmeltes oder unvollständiges Bild, während, wenn die Hände nur da sind, wir die andere Hälfte des Körpers nicht so sehr vermissen. Desgleichen, wenn ein Mensch die Hände unter die Decke steckt, ist es beinahe, wenn auch nicht ganz so stark, als hätte er sein Gesicht verhüllt.

Die Altersstufen der Menschen drücken sich in der Physiognomie der Hand mit großer Bestimmtheit aus. Bei dem schlummernden Säuglinge in der Wiege rührt uns nächst dem Anblicke seines lächelnden Angesichts nichts so sehr, als der Ausdruck seiner unschuldigen Händchen, ihre zierliche Form, ihre frische, rosige Färbung. Die Fingerchen sind kurz und fleischig, die Haut äußerst zart, die Knochen noch schwach; sie gleichen den Knospen einer Blume.

Mit dem fortschreitenden Leben entwickeln sich diese Knospen auf gar mancherlei Weise. Sie bleiben feiner und zarter bei der Frau, sie werden fester und charaktervoller bei dem Manne. Bei jedem Individuum gestalten sie sich wieder anders. Vom hohen Alter werden sie eben so wie das Angesicht stärker afficirt als andere Organe. Sie bekommen Runzeln wie dieses. Wie die Wangen einfallen, so schwinden auch mit der Zeit die Muskeln unserer Finger.

Krankheit, Schwäche und körperliches Leiden drücken sich sehr merkbar in der Physiognomie der Hände aus. Sie haben ihren gesunden oder kränklichen Teint wie das

Angesicht; und nach dem Ausdruck des Leidens oder des Todes in den Gesichtszügen ist an der menschlichen Gestalt nichts, was uns mehr ergreift, als eine kalte, abgemagerte, leidende Hand. Die Bewegungen, Zuckungen und convulsivischen Verdrehungen der Finger bei phantasirenden Kranken erscheinen uns oft höchst schreckhaft; und umgekehrt kann uns der Anblick der guten, alten, zitternden, hülflosen Hand eines werthen erkrankten Freundes mit ganz besonderer Rührung erfüllen.

Eine der gewöhnlichsten Visionen bei denen, welche zu lebhaften Träumen geneigt sind, ist — neben den schreckhaften Gesichtern, die sie häufig sehen — die Erscheinung einer gespensterhaften Hand, die sie ausgestreckt zu erblicken glauben. Mit den Füßen passirt ihnen ja so etwas nicht.

Wie Alters- und Krankheitszustände, so erkennt man auch Stände und Racen häufig mit fast eben so großer Sicherheit aus der Physiognomie der Hände, wie aus der Gesichtsbildung. Die Hände, die Länge der Finger, ihre Stellung und Proportionen sind bei den verschiedenen Völkern fast so mannigfaltig wie die Schädelformen. Wenn sie auch sonst im Stamm und in der Säule des Körpers nicht so auffallend abweichen, so thun sie es doch merkbar im Charakter dieser Extremitäten, — darin den Bäumen ähnlich, die allerdings auch im Stamm, aber doch vorzugsweise in den Blättern und Blüthen ihre Unterscheidungsmerkmale haben.

Die Hand eines Indianers, selbst die eines Zigeuners läßt sich auf der Stelle von der eines Europäers unterscheiden. Und wenn auch der letzte Rest von Negerfarbe

und Neger-Physiognomie im Antlitze der Mischlinge völlig verwischt scheint, so untersuchen die amerikanischen Sclavenhändler die Hände und sehen in ihnen doch noch die Spuren jenes afrikanischen Blutes deutlich angezeigt.

Die höhern Stände aller Völker der Erde thun sich besonders viel auf eine aristokratische Hand zu gute und erkennen sich daran so schnell, wie am Gepräge des Antlitzes. Auch widmen die „Elegants" in allen Ländern und Reichen neben dem letzteren der Hand vorzügliche Aufmerksamkeit. Sie cultiviren sie mit ganz besonderer Zärtlichkeit, schmücken sie mit Gold und Edelsteinen und machen ihr die sorgfältigste Toilette mit Handspangen, Ringen, Manschetten und andern Zierrathen, die mit den Halskrausen und Diademen des Hauptes correspondiren. Die Hand wird parfümirt, sie wird sogar geschminkt wie die Wangen, und „bien ganté" zu sein, ist ein Hauptaugenmerk unserer Stutzer.

Trotz des üblen Sprichworts „lange Finger haben" ist doch die Länge der Finger ein sehr wesentlicher Theil der Schönheit der menschlichen Hand; die Finger dünken uns weit häufiger zu kurz als zu lang. Durch bedeutende Länge der Finger wird die Hand zu allen feineren Verrichtungen besonders geschickt. Mit kurzen Fingern schreibt, malt, musicirt und tastet man schlecht. Eine langfingerige Hand gewährt daher den Ausdruck der Intelligenz und Kunstfertigkeit.

Die kurzen, dicken und musculösen Finger sind nur bei Verrichtungen, welche viel physische Kraft erfordern, brauchbarer. Auch pflegen alle Menschen, bei denen die

physische Kraft überwiegt, so geartete Finger zu besitzen. Sie sind unter andern dem Boxer wichtig, weil sie, zur geballten Faust verklammert, sich leichter als Hammer gebrauchen lassen. Alle intelligenten Menschen sind mit langfingerigen Händen begabt, und überhaupt halten die höheren und gebildeteren Stände nicht nur viel auf elegante, langgezogene Finger, sondern sie besitzen dieselben häufig von Haus aus.

Je tiefer man auf der Scala der Bildung, der feinen Erziehung und der Regsamkeit des geistigen Lebens hinabsteigt, desto kürzer und plumper werden die Finger. Die Cretins und Blödsinnigen sind allgemein durch sehr dürftige Entwickelung der Tastorgane, durch verkümmerte Finger ausgezeichnet. In ihren kleinen, dicken, stumpfen, wenig beweglichen Fingeransätzen liegt ein sehr schlagender Ausdruck ihrer Geistesschwäche. Auch bei den kleinen Kindern sind die Fingerchen meist noch ziemlich kurz; desgleichen liegen sie bei ihnen noch häufig in der Faust zusammengeballt, wie Blätter in einer Knospe. Fast alle Säuglinge ballen die Hand, und oft muß man ihnen das Händchen erst mit einiger Gewalt öffnen. Wenn sie anfangen, die Hand zu öffnen oder den Zeigefinger lang auszustrecken, so ist dies schon ein Zeichen eines bedeutenden Fortschritts ihrer geistigen Entwickelung. Auch sind bei ihnen die rundlichen Händchen, obwohl sie in ihren unsichern, tappenden Bewegungen durch einen Ausdruck unschuldiger Absichtslosigkeit uns zu rühren vermögen, doch ohne bestimmte charakteristische Physiognomie. Diese bildet sich, wie gesagt, in der Hand wie im Angesichte erst im Laufe der Jahre

mit der Entwickelung der Talente, der Eigenheiten des Temperaments und mit der Häufung der Sorgen, Arbeiten und Geschäfte mehr heraus.

In wie hohem Grade sich die individuellen Besonderheiten oder die Seelenzustände in den Händen aussprechen, davon führen uns die Productionen unserer Maler und Bildhauer eine Menge schlagender Beweise vor Augen. Häufig haben sie die Hände benutzt, um die künstlerischen Effecte und Contraste in ihren Darstellungen bedeutend zu erhöhen.

Das berühmte Bild von Titian, der sogenannte „Zinsgroschen", liefert davon eines der interessantesten Beispiele. Auf demselben ist das geistige, milde, treue, geduldige Angesicht des Erlösers mit der verschmitzten, grobsinnlichen, hartnäckigen Larve des Pharisäers in beredten Gegensatz gebracht. In eben so scharfem Contraste stehen nun aber auf diesem Bilde die Hände beider Figuren, die sich das Streitobject, den Zinsgroschen, darreichen oder empfangen. In der bräunlichen, fleischigen, plump- und kurzfingerigen, starkknochigen und kneifzangenartigen Hand des Pharisäers, die Einen fast an die Tatze eines Thieres erinnert, glaubt man dieselben Geistes- und Charakter-Eigenschaften ausgeprägt zu sehen, die sich in seinem Gesichte abspiegeln, während die zarte, fein und edel gebildete, vertrauensvoll und geduldig ausgestreckte Hand, die das Geld empfängt, mit ihren eleganten, länglichen Fingern zu keinem andern Gesichte gehören konnte, als zu dem des Erlösers.

Auf einem Gemälde von Rembrandt, welches unter

dem Namen „der grimmige Simson“ oder „der Herzog Adolf von Geldern“ bekannt ist, spielt eine äußerst charakteristische Hand eine sehr hervorragende physiognomische Rolle. Der arme, halbblinde Herzog von Geldern steckt auf diesem Gemälde sein zitterndes, greises Haupt aus einem Fenster des Gefängnisses und scheint seinen grausamen Sohn Adolph um Erbarmen anzuflehen. Dieser aber hält dem ehrwürdigen Antlitze des alten Vaters seine geballte Faust, die den Mittelpunkt des Gemäldes einnimmt und hell beleuchtet ist, entgegen. Dieselbe ist anzuschauen wie ein fast fingerloser, unartikulirter Fleisch- und Knochenklumpen und paßt vortrefflich zu den verbissenen Zähnen, zusammengekniffenen Lippen, zum ganzen Ausdruck von Härte in der wilden Physiognomie des grimmigen und unnatürlichen Sohnes. Wer diese Hand des Rembrandt’schen „Herzogs von Geldern“ einmal gesehen hat, vergißt sie nicht wieder.

Bei der berühmten Statue des seinen Rausch ausschlafenden Fauns in der Glyptothek zu München ist die entkräftete Hand mit angeschwollenen Adern und mit den schlaffen, abgespannten, thatenlosen Fingern, die wie welke Blätter am Körper herabfallen, besonders bezeichnend, und mag ebenfalls als ein ferneres Beispiel angeführt werden, welch’ große Effecte ein Künstler durch eine richtige Behandlung der menschlichen Hand und ihrer Physiognomie zu erzielen vermag.

In der schönen, hochpoetischen Skizzenreihe, die unser trefflicher Maler Schwind zur Illustrirung des reizenden Mährchens von den sieben Raben für den Großherzog von Weimar componirt hat, finden sich neben den

vielen schönen sprechenden Köpfen und Gesichtern eben so viele charakteristische und physiognomiereiche Hände, denen der sinnige Künstler besondere Sorgfalt gewidmet hat: die armen, Mitleid erweckenden, gebundenen Hände der schönen Gefangenen, der Heldin der Dichtung, — die ausgespreizten Hände der erschreckten Zuschauer, — der warnende Zeigefinger der guten, sorgsamen Fee, — die verlangenden Hände der erlösten Brüder, — die sanfte, freundliche Hand des liebenden Gatten. So könnte man fast jedes richtig gemalte Bild eines tüchtigen Malers durchgehen und würde darin sicher reiches Material für das Studium der Physiognomie der menschlichen Hand entdecken.

Weil das Auge so sehr vielsagend ist, sind Freunde und Verehrer oder Verliebte wohl auf die Idee gekommen, bloß das Auge der ihnen theuren Menschen portraitiren zu lassen und ein solches Augenbild in ihr Sanctuarium zu hängen. Namentlich ist oder war doch in Spanien die Sitte, gemalte Freundesaugen zu verschenken und zu bewahren so gewöhnlich, wie bei uns früher das Schenken von Silhouetten und jetzt von Photographien. Aehnliches hat man nun auch wohl mit der Hand gethan. Man hat die Hände geliebter Personen in Gyps modelliren oder von geschickten Künstlern in Marmor genau abconterfeien lassen und hat sie als besonders werthvolle Angedenken an die Lieben aufbewahrt. Und wenn ich die stille, aber ausdrucksvolle Sprache, welche die Hände zu uns reden, recht erwäge, wenn ich bedenke, wie oft wir die Hand eines Menschen in der unsern gedrückt, wie oft wir sie geliebkost und ihre treue Umarmung empfunden, in wie hohem Grade

wir sie mit der Person selbst identificirt haben, so muß ich mich nur wundern, daß die Sitte, Handportraits Verstorbener anfertigen zu lassen und aufzubewahren, nicht noch viel allgemeiner geworden ist.

Wäre die Hand nicht so charakteristisch, wären die ihr eingeprägten Züge nicht so bezeichnend, so wäre man sicher auch nicht auf die Idee der Chiromantie oder der Kunst, aus den Zügen und Linien der Hand den Genius und das Fatum eines Menschen zu erkennen, verfallen. Für die seelen- und instinctlosen Füße, Arme, Schultern rc. hat man nichts ähnliches erdacht.

Die allerzarteste Offenbarung des Geistes durch die Hand geschieht aber durch die Handschrift, aus der man ebenfalls mit nicht geringer Berechtigung auf Charakter und Geistesbeschaffenheit geschlossen hat. Chiromantie und Autographik sind für die Hand ungefähr dasselbe, was Kranioskopie und Phrenologie für das Haupt sind. Und schon der Umstand, daß der Hand sich zwei solche Künste oder Disciplinen angehängt haben, beweist, wie bedeutungsvoll ihre Physiognomik ist.

Wie die genannten Disciplinen vorzugsweise auf das Wesen der Hand gebaut sind, so giebt es übrigens auch ganze Partien der Aesthetik (die Theorie der Pantomimik, der Schauspielkunst, die Lehre vom Tanze, von der Gesticulation und Declamation), die sich mit der Art und Weise der Bewegung oder Action aller Glieder unserer leiblichen Hülle beschäftigen, und man mag daraus erkennen, wie weit und groß das von uns hier betretene Feld ist. Es ist indeß bei allen Untersuchungen dieser Art — mit dieser

Bemerkung will ich unsere Betrachtung schließen — ein unvermeidlicher Uebelstand, daß sie, indem sie die Gegenstände anatomiren und jeden für sich allein in Betracht ziehen wollen, der Natur einen großen Zwang anthun und ihre Theile aus dem Zusammenhange bringen, während die Natur selbst stets das Ganze auf einmal giebt. Nur in der Summe alles dessen, was in Gesicht, Mienen, Geberden, Gliederbau, Fuß und Hand, in Benehmen, Haltung, Gang, Action, Gesticulation und Handschrift aus dem Menschen spricht, erkennen wir sein Wesen und seinen Charakter, die ganze ästhetische Bedeutung seiner äußern Gestalt und Erscheinung, oder, um Alles mit Einem Wort zu bezeichnen, die ausdrucksvolle Beredtsamkeit seiner leiblichen Hülle, des Torso, wie aller Extremitäten, in denen dieser auseinander geht.

Ueber die Bedeutung der Thierwelt für den Menschen.

Einleitung.

Wer den Gegenstand noch keiner eingehenden Untersuchung gewürdigt hat, dem wird es auf den ersten Blick vielleicht etwas verwunderlich und paradox erscheinen, wenn ich behaupte, daß die Cultur des „Herrn der Welt" nur mit Beihülfe der unvernünftigen und blinden Creatur, welche ihm der Schöpfer zu Genossen und Gesellschaftern auf diesem von beiden gemeinsam bewohnten Wandelstern gab, zu Stande kam, daß unsere ganze menschliche Civilisation auf der Thierwelt gleichsam wie auf ihrer Grundbasis ruht, oder auch auf ihr wie ein Schiff im Meere schwimmt, daß wir ohne diese stupiden Schafe und Rinder, die wir mit nicht viel mehr Mitleid schlachten, wie wir Bäume fällen, ohne diese widerspenstigen Kameele und Büffel, die wir wie Maschinen in unser Sclavenjoch spannen, ja nicht einmal ohne die flüchtigen Vögel und Fische und selbst nicht ohne die ungebändigten und blutdürstigen Löwen und Bären und andere wilden Fleischfresser, die wir niederschießen, wo wir ihnen begegnen, zu der Höhe der Humanität gelangt

wären, auf der wir uns befinden, — ja daß überhaupt die ganze Existenz und das Fortbestehen der Menschheit von Anfang herein nur durch die Thiere gesichert wurde.

Unsere politischen Historiker lassen sich selten zur Betrachtung der vier behuften Pferdebeine, auf denen der Centaur der Cultur sich bewegt, oder des Fischschwanzes und der Flossen, mit deren Beihülfe die denkende Menschen-Nereide schwimmt, herab. Sie sind so sehr mit dem Menschen selber und dem, was er für sich ersann und verrichtete, beschäftigt, daß sie der Thiere und der Thaten, die sie für das große Werk vollbrachten, kaum erwähnen. Lieber noch leiten sie die Cultur vom Prometheus und anderen Gottheiten ab, die das Feuer vom Himmel holten. —

Und unsere Naturforscher wiederum (namentlich die der Neuzeit) sind so gewöhnlich ganz in die Thiere ausschließlich vertieft, mit der Erforschung ihres wunderbaren Körperbaues und der Bestimmung ihrer Racen, Classen, Geschlechter und Species beschäftigt, daß auch bei ihnen von den Beziehungen der Thiere zur Menschheit und von ihren Verdiensten um sie auffallend selten die Rede ist.

Und was endlich das große Publikum betrifft, so könnte man sagen, daß es den Dienst der Thiere, seiner Sclaven, hinnimmt, ohne eben viel darüber zu philosophiren. Die höheren Classen kommen meistens nur durch den Papagei, den sie im Bauer füttern, oder durch ihr Schooßhündchen, mit dem sie tändeln, mit der Thierwelt in Berührung, ohne ihr näher ins Auge zu blicken. Unsere eleganten Damen tragen ihre Straußenfedern und Kaschimirshawls

mit soviel Selbstbefriedigung zur Schau, als wären sie ihnen wie ihre eigenen schönen Locken auf ihrem Scheitel gewachsen, und erinnern sich dabei kaum der Wüstenvögel und der Bergschafe, denen sie jenen Putz verdanken, sowie der gemeine Mann seinen Karrengaul anspannt und treibt, so lange er sich noch rühren kann, ohne weiter darüber zu grübeln, inwiefern er in diesem seinem edlen Pferde oder in seiner milchenden Kuh einen der wesentlichsten Factoren der Gestaltung der menschlichen Gesellschaft und der Bildung des Nationalcharakters besitze.

Wer auf einem Gipfel steht, vergißt nur zu leicht, was er von Stufe zu Stufe klimmend unter und hinter sich zurückgelassen hat. So vergißt es die moderne Menschheit auf der Höhe der Civilisation, daß sie ohne den Beistand der Ein- und Zweihufer, der Feder- und Wollenträger nie zu den jetzt erreichten Zielen gelangt wäre. Daran uns hier zu erinnern und an unseren, culturgeschichtlichen Fragen gewidmeten, Winterabenden den Einfluß der Thiere auf die Menschheit etwas näher zu untersuchen, wird aus vielen Gründen kein unnützes Beginnen sein. Wir werden durch eine solche Betrachtung vielfach das Mitleiden und die Theilnahme für unsere gemeiniglich so hart behandelten Mitgeschöpfe wecken; wir werden die Weisheit mancher Veranstaltungen in der Schöpfung erkennen oder doch errathen lernen und im Stande sein, manche versteckte Wahrheit über den Menschen und seine Bildung an den Tag zu bringen.

Schon ein nur flüchtiger Ueberblick der verschiedenen Theile der Welt im Ganzen und Großen stellt gleich das lehrreiche Factum heraus, daß überall in den Gegenden

der Erde, wo das Thierreich dürftig und armselig war, auch die menschliche Cultur auf niedriger Stufe blieb, während überall mit der Fülle und dem Reichthum der Fauna auch jene sich frühzeitiger rege, kräftiger und blühender erwies. Das Paradies für die Geschlechter der Thiere wie des für den Menschen lag in Asien, zu dessen Centrallandschaften die Stammbäume aller edelsten und nützlichsten Geschöpfe als ihrer Urheimath hinaufweisen. Dort in Asien, wo der Mensch sich so reichlich von Geflügel und Vierfüßern aller Art umgeben sah, wo auch Noah in seiner Arche von jedem ein Pärlein rettete, finden wir mitten in dem Thierparadiese gleichfalls die Wurzeln der ältesten und edelsten Culturvölker der Welt. Ebenso haben wir in Afrika nirgends eine üppigere Fauna als in den Nil-Ländern, die zugleich auch die reichste und frühzeitigste Cultur besaßen und in denen die größten Thierfreunde, die Egypter, die zugleich die civilisirtesten Afrikaner waren, wohnten. Europa war ursprünglich arm an Thieren, und es war auch, wie unsere Pfahlbauten uns neuerdings gelehrt haben, Jahrtausende lang von barbarischen, armseligen Fischervölkern bewohnt, bis von Asien her die Schafe, die Pferde und andere edlere Thiergattungen und mit ihnen intelligentere Hirten und Ackerbauer, fortgeschrittenere Racen und eine höhere Cultur einwanderten.

Viel ärmer an Thieren aller Art als die alte Welt sind ursprünglich die beiden großen amerikanischen Continente gewesen. Pferde, Rinder und Schafe haben daselbst gänzlich gefehlt; die Rolle des kräftigen Elephanten und des unverwüstlichen Kameels vertreten dort die zwerghaften

Tapire und das schwächliche Llama. Selbst die reißenden Thiere der Neuen Welt, ihre Löwen und Tiger, sind minder großartig, nicht so imposant und königlich, wie ihre Brüder auf der andern Seite des Oceans. Neben dieser Herabstimmung in der Thierwelt sehen wir auch eine mit ihr parallele Herabstimmung in der ihr beigefügten Menschheit, eine Menge sehr roher Völkerstämme, und nur wenige zu einer Art von Halbcultur gelangter Nationen und Staaten.

Unvergleichlich viel niedriger noch als Amerika, sowohl in Bezug auf den Reichthum und die Entwickelung seiner Fauna, als auch in Bezug auf die moralischen Zustände seiner menschlichen Bewohner, steht der fünfte Erdtheil da, Australien, das Land der duftlosen Blumen und der niedrigen Beutel- und Nagethiere, die Heimath der Fledermäuse und Flederhunde, der sonst alle höheren, kräftigeren und nützlicheren Geschöpfe fehlen, wo Vögel das einzige Wild und ein paar große Katzen die einzigen natürlichen Feinde sind, gegen die man seinen Muth zusammenzunehmen hat. Der Peruaner, der doch das Llama in seinem Dienste hatte, und selbst der wilde Canadier, der doch seinen Witz und seine Kraft im Kampfe mit Bären und Büffeln übte, erscheinen noch als Wesen viel höherer Art, neben den so äußerst armseligen, von Geist so ohnmächtigen, ganz stupiden, nicht einmal der Neugier fähigen Neuholländern, die in ihrem thierarmen Vaterlande selbst höchst thierisch leben.

Einige australische Länder, z. B. die ziemlich große Insel Neu-Caledonien, hat, wie es scheint, der Mensch bei

seiner ersten Ankunft gänzlich ohne Thiere (einige Fische, Insecten und Vögel etwa ausgenommen) gefunden. Und hier sind denn die Bewohner demzufolge aus völligem Mangel an solider Fleischnahrung auf die allerniedrigste Stufe der Barbarei zum Kannibalismus herabgesunken. Erst durch Einführung einiger eßbarer Thiergattungen, namentlich der Schweine, die man ihnen so zu sagen als Culturwächter beigab, hat man die Neu-Caledonier und ihre Nachbaren in neuerer Zeit wenigstens wieder so hoch heben können, daß sie der abscheulichsten aller barbarischen Unsitten, der Menschenfresserei, entsagten.

Ein lehrreiches Seitenstück zu diesen Neu-Caledoniern liefert die Culturgeschichte der Neu-Seeländer. Das Land dieser australischen Insulaner war ehemals mit einer großen Vogelgattung (Moah) reichlich versehen. Die Moahjagd lieferte ihnen in dem goldenen Zeitalter Neu-Seeland's hinreichende Nahrung. Später starb dieses Vogelgeschlecht aus und die Neu-Seeländer fielen in Folge dessen und in Folge der eingetretenen Hungersnoth und Dürftigkeit auf die tiefe Stufe verwilderter Kannibalen, auf der wir Europäer sie angetroffen haben.

Ein solcher vorläufiger und flüchtiger Ueberblick der Welttheile, ihrer Faunen und Culturen allein, sage ich, reicht schon hin, um sogleich auf die große Bedeutsamkeit des uns vorliegenden Themas ein helles Licht zu werfen und uns von vornherein ahnen zu lassen, auf wie breiter Grundlage die Cultur des Menschen mit dem Thierreiche verwachsen ist und in wie hohem Grade sowohl direct als indirect alle menschlichen Angelegenheiten durch das von

Gott ihm beigegebene Thier leben, gefördert oder beeinflußt worden sind.

Wollen wir nun dem Gegenstande näher treten, unser Thema in seine Elemente auflösen und diese in einer gewissen Ordnung an uns vorübergehen lassen, so mag unsere Betrachtung dabei etwa diesen Gang verfolgen: Zunächst tragen manche Thiere in ihren Knochen und Muskeln einige Nahrungsstoffe mit sich herum, die dem hungrigen Menschen wunderbar mundeten, und ferner besitzen viele in ihrer Haut und Behaarung oder sonstigen Bekleidung verschiedene andere Stoffe, die dem nackten Adamskinde zu eigner Bekleidung ungemein geeignet erscheinen mußten, und hieraus entwickelte sich die außerordentlich große Bedeutung, welche die Thiere für die Ernährungsweise der Völker, sowie für ihre Toilette und Bekleidung haben.

Der Werth, den die Thiere allein hierdurch in den Augen des Menschen bekommen, bewog ihn, sie zu verfolgen und sich so mit ihnen über die verschiedenen Partieen seiner Heimath zu verbreiten. Hierbei waren ihm manche andere Erdgeschöpfe, die er sich dienstbar machte, durch ihre Kraft und Energie noch weiter behülflich, so daß er am Ende mit ihrer Hülfe von dem ganzen Erdkreise und allen seinen Partien Besitz ergriff.

Als ein auf diese Weise aus verschiedenen Gründen äußerst werthvolles Besitzthum wurden die Thiere selbst häufig ein Gegenstand des Streites unter den Menschen und gewannen daher vielfach Einfluß auf die äußere Politik der Völker, auf Krieg und Frieden.

Da sie sehr verschiedene Weisen der Benutzung möglich

und sehr mannigfaltige Arten der Jagd oder Verpflegung nöthig machten, und da sie dabei auch selbst ein so äußerst verschiedenartiges Naturell besaßen, so wirkten sie daher auch auf die innere Politik, auf die Verfassung, die Sitten und die moralischen Zustände der Menschen, die sich mit ihnen associirten, sehr verschiedenartig zurück. Die Löwenjagd bildete ganz andere Menschen, als der Fischfang, und Reitervölker wichen in Sitte und Verfassung sehr von den Schaf- und Rinderhirten und von den Ackerbauern ab.

Die Thiere bieten auch der Poesie, der Kunst und Wissenschaft eine sehr wichtige Seite dar. Als mit schönen Farben und Formen geschmückte Geschöpfe, als mit vielen merkwürdigen, dem Menschen versagten Eigenschaften, Talenten und Instinkten begabte Wesen sind sie häufig von unsern Künstlern und Dichtern benutzt, besungen, ja sogar vergöttert worden und ihre wissenschaftliche Untersuchung hat endlich den Menschen in der vornehmsten aller Wissenschaften, in der Selbsterkenntniß, vorzugsweise gefördert.

Diesem nach mag ich Alles, was ich über den vorliegenden Gegenstand zu sagen habe, unter folgenden Rubriken abhandeln:

1) Von den Thieren in Küche und Keller.

2) Von den Thieren bei der Toilette und Bekleidung der Menschen.

3) Wie die Thiere auf die Ausbreitung der Völker über den Erdboden, auf Verkehr, Handel und Entdeckung neuer Länder eingewirkt haben.

4) Ueber die Thiere in der Politik und ihre Einwirkung auf Staatsverfassung und sociale Zustände.

5) Moralischer Einfluß der Thiere.

6) Ueber die Rolle, welche die Thiere in der Poesie und Kunst spielen.

Endlich 7) Ueber den Einfluß der Thiere auf religiöse Anschauungen der Völker, auf Philosophie und Wissenschaft.

I. Von den Thieren in Küche und Keller.

Allerdings trägt auch das Reich der unorganischen Stoffe das Seinige zur Erhaltung der lebenden Organismen bei. Licht, Luft, Wasser, mineralische Salze bedarf jedes lebendige Erdenwesen zu seiner Ernährung. Manche Thiere verschlucken Sand und Steine zur Belebung ihres Verdauungs-Prozesses. Auch haben Menschen zuweilen Erden- und andere todte Stoffe zu sich genommen, um ihren Magen zu füllen. In Südamerika hat Humboldt bekanntlich Völker gefunden, bei denen das Verspeisen von Ton und Erde zur Gewohnheit geworden ist. Kalk und andere mineralische Substanzen hat man in manchen Ländern aus Wohlgeschmack zu kauen gelernt oder auch als Gewürz gebraucht, sowie denn sehr viele Mineralien, namentlich allerlei Metalle, als Medicin beständig von uns verspeist werden.

Allein die meisten unorganischen Stoffe können von den lebenden Wesen nicht assimilirt oder in Fleisch und Blut verwandelt werden. Um für diese genießbar zu sein,

müssen jene zuvor von den Pflanzen verarbeitet und umgestaltet und durch sie den Thieren und Menschen mundgerecht gemacht werden. Es giebt eine Menge Thiere, die nur auf Pflanzenkost angewiesen sind. Ihre aus diesem Alimentations-Prozesse entstehenden fleischigen, muskel- und fettreichen Organismen enthalten ebenso wie die Pflanzen die Stoffe in sich, die zur Unterhaltung des Lebens in anderen Organismen und zur Erzeugung der verschiedenen Theile derselben geeignet sind. Damit diese Pflanzenfresser sich aber nicht allzu sehr vermehren und am Ende alle Pflanzen auf Erden vernichten und somit schließlich sich selbst die Existenz unmöglich machen, hat der Schöpfer eine Reihe von anderen Thieren in die Welt gesetzt, welche einzig und allein auf Fleischkost eingerichtet sind und die daher gewissermaßen als Polizisten beständig die Pflanzenfresser decimiren, um sie auf eine ausreichende und unschädliche Anzahl zu beschränken.

Die Pflanzen bilden demnach die Grundlage des ganzen Ernährungsprozesses der lebendigen Schöpfung. Sie tragen die pflanzenfressenden Thiere auf dem Rücken; diesen setzen die Fleischfresser ihren Fuß auf den Nacken; und endlich stehen über beiden dann wieder diejenigen, welche sowohl Pflanzen als thierische Nahrung zu assimiliren vermögen, unter denen neben dem Affen, dem Bären und einigen anderen der Mensch, ein wahrer Omnivore, d. h. ein Allesverschlinger, der schlimmste ist. Die Einrichtung seiner Zähne, die Verdauungskraft seines Magens, sein allen Nahrungsstoffen gleich zugeneigter Appetit und Instinkt, Alles deutet darauf hin, daß die Natur den Men-

schen von Haus aus sowohl für Pflanzen- als für Fleisch-kost bestimmt hat.

Fragt man nun, welches Verdienst jedem der beiden Stoffgattungen dabei zukommt und welchem von beiden wir die Priorität zuschreiben müssen, so kann man in dieser Hinsicht zunächst die Bemerkung machen, daß sowohl das Pflanzenreich als auch das Thierreich mehre Produkte darbietet, welche schon so, wie die Natur sie gewährt, ohne alle Kunst und Zubereitung (selbst vor Erfindung und Benutzung des Feuers) dem Menschen genießbar sind. Wald und Wiese, besonders in den tropischen Gegenden, erzeugen Früchte, Wurzeln, Blätter, die völlig roh und unbearbeitet dem Gaumen und Magen des Menschen genehm sind. Zu ihnen mögen alsbald die frühesten Erdbewohner gegriffen haben. Wir haben noch jetzt Völker, die sich vorzugsweise von solchen Früchten nähren, z. B. diejenigen Indianerstämme in Amerika, welche die „Wurzelgraber" heißen, mehre Stämme in der Südsee, die fast ganz auf die Kokospalme oder andere Palmenarten angewiesen sind.

Auch wir Culturvölker genießen ja noch jetzt viele Früchte völlig paradiesisch, d. h. so wie sie vom Baume kommen, auch viele Wurzeln (z. B. Rettige und Radieschen), auch vielerlei rohe Blätter (z. B. allerlei Arten von Salaten).

Ebenso aber liefert auch das Thierreich mancherlei Rohstoffe, die sogleich und ohne Kochkunst schmackhaft und genießbar sind, z. B. die Eier der Vögel, der Schildkröten und vieler Amphibien und Fische, alsdann eine Menge von Mollusken, Würmern und Weichthieren. In Neu-

Caledonien und auf andern Inseln der Südsee giebt es eine fette, beinahe einen Fuß lange Molluske, die man in Massen am Meeresstrande aus dem Sande hervorzieht, welche viele Völker roh und zuweilen getrocknet genießen und mit der man einen großen Handel bis nach China treibt.

Das Fett und Oel mancher Seethiere, z. B. der Wallfische, dient noch heutiges Tages roh, wie es vom Fisch kommt, dem Grönländer zur Nahrung. Rohe Fische, ein wenig gesalzen, ißt man häufig in Schweden. Und selbst bei uns Andern gehören einige thierische Substanzen, roh wie sie die Natur bietet, zu den Delicatessen, z. B. Austern, Caviar rc. Auch Milch ist ein sehr genießbarer thierischer Rohstoff. Nur mochten unsere Vorväter vor der Zähmung der Thiere ihrer selten habhaft werden können. Und es mag wohl überhaupt in der allerfrühesten Urzeit Pflanzennahrung überwogen haben und zwar zum Theil schon deswegen, weil sie so viel bequemer und weniger umständlich zu beschaffen war, während man der Thiere nur nach der Erfindung und Construirung von mancherlei Geräthschaften, Waffen, Schlingen, Netzen, Schiffen rc. habhaft werden konnte. Dies veränderte sich nun wohl sehr, nachdem diese Erfindungen gemacht und auch namentlich die Benutzung des Feuers gelernt war. Erst nachdem er Fischer und Jäger geworden, konnte der Mensch sich die trefflichsten thierischen Speisen, das nahrhafte Wild und die Fische verschaffen, und erst als er das Feuer erfunden hatte, konnte er sie sich zum Genusse recht vorbereiten und schmackhaft machen. Von da an wurde das Thierreich eine viel wichtigere und ergiebigere Quelle der Ernährung,

als das Pflanzenreich. Es ist wahrscheinlich, daß es eine Zeit auf Erden, namentlich in ihren den Polen näher liegenden Zonen, gab, wo, wie Jagd und Fischfang die Hauptbeschäftigung, so Fleischspeise die allgemeinste Nahrung der Menschheit gewesen ist. Unter den in neuester Zeit entdeckten ältesten Knochen- und Küchenüberresten der europäischen Völker haben wir die Zähne und benagten Knochen aller möglichen wilden Thiere gefunden, aber keinerlei oder äußerst wenige Pflanzenreste. — Als der Mensch es lernte, einige Thiere zu zähmen und sich zu associiren, als er Hirt wurde und die schönsten und speisbarsten Thiere sich um ihn herum vermehrten, da wurde Fleischkost noch allgemeiner und wichtiger auf der Welt. Wie alle zahlreichen Fischer- und Jägerstämme Amerika's und Afrika's, so nährten sich auch und nähren sich noch heute die vielen Nomaden Asien's fast nur von dem Fleisch ihrer Thiere und den Produkten ihrer Heerden. Sie ziehen sogar ihren Wein oder ihre berauschenden Getränke aus dem Thierreich.

Die Erlegung der Thiere und die Zubereitung des Fleisches sind im Ganzen ziemlich einfache Prozesse. Viel complicirter und schwieriger ist die Beschaffung und Zubereitung derjenigen Pflanzenkost, welche für den Menschen gerade die nahrhafteste und wichtigste geworden ist. Die Mutter Natur hat die besten Pflanzenspeisen nicht an die hohen Kokospalmen, Obst- und Nußbäume gehängt, vielmehr nur als kleine, unscheinbare Körner in die Aehren gewisser Gräser versteckt. Es dauerte vermuthlich sehr lange, bis der Mensch diese körnertragenden Gräser herausgefunden und bis er es gelernt hatte, sie durch Anbau zu verviel-

fältigen. Zur Bewerkstelligung dieses Anbaues mußte er sich entschließen, dem jagenden und nomadischen Schweifen zu entsagen und ein seßhaftes Ackerbauleben zu führen. Die Cultur der Pflanzen erforderte und veranlaßte daher wieder eine Menge complicirter Erfindungen und bewirkte eine Reform und Revolution in der ganzen Lebensweise der Menschheit. In Bezug auf Küche und Ernährung bestand die Reform darin, daß nun wieder entschieden Pflanzenspeise, und zwar Korn, Getreide, Reis ꝛc., die Hauptkost wurde. Die Menschheit wurde in der Hauptsache Brod essend. Erst in Folge dieser Revolution in ihrer Ernährungsweise konnten die Völker sich so außerordentlich vermehren, wie es bei den fest angesiedelten und ackerbauenden geschehen ist und wie es bei den Fischer- und Jägerstämmen nicht möglich war. Auch nomadische Stämme, obgleich meistens etwas stärker als jene, sind nie sehr volkreich. Erst das Getreide und der Reis haben einen so außerordentlichen Anwachs der Menschheit hervorgebracht, wie wir sie in China, Ostindien und Europa finden.

Die angesiedelte und civilisirte Menschheit hat übrigens mit dem Anbau der Körner tragenden und Brod liefernden Pflanzen keineswegs der Benutzung des Thierreichs und dem Genusse des Fleisches entsagt. Unsere gezähmten Thiere, die wir bei der Bestellung unseres Ackers stets nöthig haben, und selbst die wilden, die wir immer noch unter uns dulden müssen, liefern auch uns noch Speise und gerade die kräftigste Kost, unsere besten Festtagsgerichte. Der denkende Culturmensch hat die Produkte aus dem Thierreich, die Fleischbrühen und Sonntagsbraten durchaus nöthig, um

seine Muskeln kräftig und seinen Kopf bei frischer Energie zu erhalten. Der leichter verdauliche und reichere Stickstoffgehalt der Fleischnahrung, der unserm Gehirn und Geiste so unentbehrlich ist, kann durch Vegetabilien nie ganz ersetzt werden. Den Hindus und andern Völkern, die bloß von vegetabilischer Kost leben, fehlt es an Muth und Thatkraft. Der Irländer, der in seiner Heimath bei seiner Kartoffeldiät sich träge und untüchtig zeigt, wird in England und Amerika bei besserer Fleischkost ein rühriger Arbeiter. Die alten indischen Gesetze, welche im Ganzen Fleischnahrung verboten, gestatteten dieselbe doch ausnahmsweise den Kriegern des Landes, weil sie diesen zur Unterhaltung des Muthes von Nöthen war. Auch fast alle fleischfressenden Thiere sind gewandter, intelligenter und muthiger als die Pflanzenfresser.

II. Ueber die Rolle, welche die Thiere in der Bekleidung und Toilette der Menschen spielen.

Man berichtet uns von unsern barbarischen Vorvätern als etwas Absonderliches, daß sie sich in Thierfelle gehüllt hätten. Aber in der Hauptsache ist dies auch jetzt selbst bei den civilisirtesten Völkern noch nicht viel anders. Der von Haus aus — ganz anders als die Thiere — nicht bekleidete, nicht beschuhte, unbehufte Mensch hat zwar fast alle Reiche der Natur durchspürt und ausgebeutet, um für sich Bedeckung, Kleidung und Schmuck in ihnen zu finden. Aus dem Mineralreich hat er die Metalle, Eisen, Silber,

Gold, mit denen er sich panzert, und viele bunte Steine, mit denen er sich Nacken, Finger und Ohren behängt, genommen. Aus dem Pflanzenreich hat er den Flachs, die Baumwolle und mehre andere Stoffe gewonnen und sie zur Umhüllung und Beschützung seines Körpers verarbeitet. Mehr als diese hat ihm aber doch dabei das Thierreich mit seinen Fellen, seinen Pelzen, seiner Wolle und seinen feinen Gespinnsten gedient. Die Thiere lieferten von jeher den Wilden und liefern noch jetzt den Civilisirten für ihre Garderobe das Nützlichste, das Dauerhafteste und Unentbehrlichste.

Namentlich gilt dies zunächst von der so äußerst wichtigen Bedeckung unserer nackten Füße, von unsern Stiefeln und Schuhen, die eigentlich das wichtigste aller Kleidungsstücke sind, da sie dem „Herrn der Schöpfung" erst eine feste Stellung, einen sichern Gang, ein ungefährdetes Auftreten und Marschiren möglich machen. So lange die Welt sich dreht, ist noch kein Stoff gefunden worden, der zur Beschuhung so geeignet wäre, wie die feste und zugleich elastische und zähe Haut der Thiere. Barbaren und Culturvölker, Bettler und Könige, sie legen alle ohne Ausnahme Thierhäute unter ihre Sohlen. Die Verwendung von andern Stoffen dazu (z. B. von Holz, Gummi, Strohgeflecht) geschieht nur ganz gelegentlich und ausnahmsweise. Vielleicht giebt es keine unter den Menschen so allgemeine Gewohnheit, als es die ist, mit dem Leder unter den Füßen den harten Erdboden zu betreten. Shakespeare hat schon einmal darauf angespielt, indem er von „allem Lebendigen" spricht, „was auf Ochsenleder tritt", womit er

die ganze Menschheit bezeichnen will, ähnlich wie Homer uns Menschen die Brodesser nennt.

Einen anderen für seine Bekleidung äußerst dienlichen Stoff hat die Natur dem Menschen in der reichlichen Haar-Entwickelung der Thiere verliehen. Alle Pelz- und Wollthiere sind ihm zum Schutz gegen die Angriffe der Witterung äußerst förderlich geworden. Ehe er den Behang der Thiere weiter verarbeiten lernte, hülste er den erlegten Bären ganz einfach aus und steckte sich selber statt seiner in die Haut hinein. Alle Jäger- und Hirtenvölker finden wir fast ausschließlich in die unverarbeiteten Thierpelze und Felle gehüllt. Manche Pelze sind wegen der Schönheit ihrer Farben und ihres Glanzes oder wegen der Seltenheit der Thiergattung, die sie liefert, besonders begehrt und kostbar geworden. Diese werden dann unverarbeitet noch heutzutage von unsern reichen und vornehmen Classen zum Schmuck getragen. Zobel- und Hermelin-Felle legen sich unsere Fürsten und Könige noch jetzt zum Staat fast in demselben Naturzustande an, wie die Thiere sie ablegten. Hin und wieder haben die Menschen auch mit den Fellen und Pelzen besonders heroischer Thiere sich angethan, um sich selbst dadurch ein imponirendes und heroisches Aeußere zu geben. So soll z. B. Agamemnon ein Löwenfell, Menelaos eine Leopardenhaut und Alexander der Große einen Pardelpelz getragen haben. In den Armeen mancher barbarischer Mächte der Erde sind mit Fellen wilder Thiere ausstaffirte Soldaten herkömmlich gewesen. In der chinesischen Armee hat es stets ein mit Tigerhäuten geputztes Heldenchor gegeben, von dem man sich in der

Schlacht besonders viel Wirkung versprach. Ueberhaupt hat dem Pelzwerk der wilden Thiere immer eine gewisse Vornehmheit angeklebt. In manchen Ländern bedienen sich ihrer fast nur die höheren Classen, nicht bloß weil sie kostspieliger sind, sondern auch, weil sie dem Menschen prächtiger und großartiger erscheinen als andere Stoffe. Ein feiner Pelz ist in mehren Staaten ein Ehrenkleid und königliches Staatspräsent.

Von allen schönen Pelzen in der Natur hat jedoch keiner für die Menschheit eine solche Bedeutung gewonnen, wie die Wolle des Schafes. Sie erlangte dieselbe durch den eigenthümlichen Bau ihres Haares, das in Folge seiner Feinheit und zartgewundenen Kräuselung so äußerst geschickt ist, gesponnen, verfilzt und verwebt zu werden, und das zugleich durch die außerordentliche Mannigfaltigkeit seiner Beschaffenheit bei den zahllosen verschiedenen Racen der Schafe — die Wolle erscheint lang, kurz, trocken, fettig, grobhaarig, zart, sehr zart — im Stande ist, allen Anforderungen des Lebens und der so ungleichartigen Menschheit zu genügen. Man bringt damit starke, rauhe, billige, feine Stoffe und dann bis zu den feinsten und kostbarsten Gewändern zuwege.

Wir mögen es als ein Glück betrachten oder vielmehr als eine weise Anordnung der Vorsehung preisen, daß gerade das Thier, welches diese wundervolle Behaarung, die, wie man es recht deutlich erst unter dem Mikroskop erkennt, in der ganzen Schöpfung einzig in ihrer Art ist, trägt, auch zugleich so äußerst zahm ist, sich dem Menschen so willig anschließt, dabei im Stande ist, sich mit ihm in allen

Klimaten zu verbreiten, das sich selbst in großen Heerden leicht hüten und nähren läßt und sich auch schnell zu zahlreichen Familien vermehrt. Was wäre wohl aus der Menschheit geworden, wenn die Natur ihr nicht durch alle diese Vorkehrungen die Wolle des Schafes zur bequemen Verfügung gestellt hätte, aus der sie sich die dauerhaftesten und auch die elegantesten und die für die heiße, wie die kalte Zone brauchbarsten Gewänder anfertigen konnte! Bei der Schafwolle haben die Menschen ohne Zweifel zuerst das Spinnen und Weben gelernt. Alle Nomaden verstanden es, noch ehe der Acker bearbeitet und Flachs oder andere zum Spinnen geeignete Pflanzenfasern entdeckt und angebaut wurden. Alle Hirtenvölker Asiens sind fast nur in Gewebe und Teppiche aus Wolle gehüllt. Wolle blieb überall neben dem Pelz- und Lederwerk lange bis zum Flachsbau der vornehmste Kleiderstoff. Auch noch den alten Griechen und Römern lieferte das Schaf fast ihre ganze Uniform; sie hatten im Vergleich mit uns nur noch wenig Leinwand und keine anderen Pflanzenfasern. Und selbst jetzt noch, wo doch so vielerlei andere Stoffe in Schwung gekommen sind, schafft das Schaf den Europäern wie den Asiaten, den Vornehmen und Geringen, Männern und Weibern gerade die allerunentbehrlichsten Stücke in den Kleiderschrank. Es erscheint durch dieses Angebinde als eines der wichtigsten aller Vierfüßer und es giebt auch keinen technischen Prozeß, der so vielfach und so wohlthuend in die Geschichte und das Leben der Völker eingriffe, wie Wollen-Production und Wollen-Verarbeitung, und alle die zahllosen, damit verknüpften Zweige der Industrie, der Landwirthschaft und

des Handels, denen allen das einfältige, kleine Schaf gewissermaßen Leben und Bewegung eingehaucht hat. Demselben ist daher auch überall auf Erden, schon seit den Zeiten Abrahams und Jacobs, die Ehre zu Theil geworden, daß der Tag, wo es sein Vließ hergiebt, die Schafschur als ein hohes Erndte- und Nationalfest gefeiert wird, an welchem bei den Nomaden die Patriarchen und Fürsten und selbst im stolzen Spanien die hohen, schafzüchtenden Aristokraten und Granden sich zu betheiligen nicht unter ihrer Würde finden.

Außer der Schafwolle hat man zwar auch hie und da noch die Haare des Kameels, des Llama und einiger Ziegen zum Spinnen und Weben tauglich gefunden. Ja man hat bekanntlich thierische Gespinnste sogar aus dem Meere gefischt, den haarigen Bart der berühmten sogenannten Steckmuschel oder Pinna nobilis, den man in einzelnen Fällen zu prachtvollen Talaren für Kaiser und Satrapen verwendete. Aber diese Alle sind doch äußerst beschränkte und schwache Concurrenten der Wolle geblieben.

Ein kleines Thierchen jedoch, das man noch neben dem Schafe nennen könnte und das diesem allerdings eine bedeutsame Concurrenz gemacht hat, ist die Raupe eines chinesischen Schmetterlings, das einzige unter allen den zahlreichen spinnenden Insekten, dessen Gespinnst für den Menschen Tauglichkeit besitzt. Merkwürdiger Weise ist auch unter all dem Pflanzenfutter nur ein einziges, nämlich das Blatt des Maulbeerbaums, das dem Seidenwurm zu derjenigen Materie verhilft, aus welcher er den festen schönen, goldenen, glänzenden Faden bereitet, den hinterdrein

der Mensch zu den köstlichsten und begehrtesten Produkten und Kleiderstoffen, zu den schönsten Zierden der Webe-Industrie verarbeitet hat. Lange Zeit — Jahrhunderte lang — war nur ein Volk auf Erden, nämlich die Chinesen, ausschließlich im Besitze jenes Naturgeheimnisses und dieser Industrie. Die ganze übrige Welt behalf sich mit Leinwand und Wolle. Erst zur Zeit des byzantinischen Kaisers Justinian gelang es zwei christlichen Mönchen, einige Eier des Seidenwurms, die sie in ihren ausgehöhlten Wanderstäben versteckten, diesseits der chinesischen Mauer und nach Griechenland zu schaffen und die Zucht jener Raupe, sowie die Anpflanzung der ihr nöthigen Maulbeerbäume in Europa zu verbreiten. Es scheint, daß die ganze Geschichte dieses bewunderten Produkts wunderbar sein sollte! Die Einführung des Seidenwurms in Europa hat eine viel durchgreifendere Revolution in der Toilette der civilisirten Nationen veranlaßt, als in neueren Zeiten von irgend einem anderen Thiere ausgegangen ist. Seit den Kreuzzügen hat man die Nachkömmlinge jener in Wanderstäben transportirten Brut durch viele Länder des südlichen Europa's: Griechenland, Sicilien, Italien, Frankreich, Spanien verbreitet und erst in dem letzten Jahrhunderte sind Maulbeerbäume, Seidenzucht und Seidenmanufaktur so allgemein geworden, daß jetzt fast die Schönen aller Länder und Stände in Seide so zu sagen eingesponnen sind, und daß selbst den Männern dieser angenehme, säuberliche und elegante Stoff in hundert Fällen vorzüglicher und willkommener erscheint, als was Schaf oder Flachs gewähren können.

Man hat es versucht, auch die Gespinnste anderer

Insekten für unsern Haushalt zu verarbeiten; aber vergebens. Die Natur ist sehr aristokratisch und sparsam. Sie hat ihre nicht sehr zahlreichen Lieblinge, die sie mit allen Vorzügen begabt, während sie die Mehrzahl der anderen vernachlässigt. Der Seidenfaden gelingt unter allen den tausend Gattungen spinnender Würmer und Insekten nur einer Species, sowie auch unter allen den unzähligen Arten von Behaarung, die wir in Wald und Flur sehen, nur eine einzige, die Schafwolle, unter dem Mikroskope alle diejenigen Qualitäten offenbart, durch die sie zum Spinnen und Weben so geschickt wird, und sowie auch (was ich nebenher bemerken mag) unter den zahllosen Pflanzen und Kräutern nur ganz wenige sind, die wie Flachs, Hanf und Baumwolle eine feste und leicht zu verarbeitende Faser liefern, wohingegen das unnütze Unkraut unzählbar ist.

Auch das bunte Gefieder der Vögel hat eine kleine Thür zu den Kleiderschränken der Menschen gefunden, häufiger jedoch nur zum Putz als zum Schutz. Unsern Officieren und ungarischen Magnaten wächst der Muth unter dem wallenden Federbusche, mit welchem sonst ein Haushahn oder ein Reiher prunkte. Und unsere Schönen tragen auf ihren Köpfchen und Häubchen die afrikanischen Straußenfedern mit so viel Selbstzufriedenheit, als wären sie wie ihre eigenen hübschen Locken ein Theil ihrer zarten Person. Die Schwanzfedern der Gold- und Silberfasanen machen eine große Figur unter dem fürstlichen Kopfputz chinesischer Gouverneure und Schauspieler. Und auf eine einzige, seinem Zopfe eingebundene Pfauenfeder bildet sich der Mandarin mehr ein als selbst der eitle Pfau auf seinen ganzen

Schweif. Sogar der Kaiser und Beherrscher des Reichs der Mitte hält seinen Gallaanzug nicht für vollständig ohne jenes dem genannten Vogel ausgerupfte Anhängsel. Es ist merkwürdig und symbolisch genug, daß das Gefieder der in den Lüften schwebenden Vögel sich fast nur auf unserm Haupte, dem Sitze unserer geflügelten Gedanken, niedergelassen hat. Auch die Helden und Anführer der Indianer Canada's haben wie unsere Generäle Adlerfedern und Federbüsche auf ihren Köpfen wehen und wallen.

Die Bälge einiger Vögel sind wie die Pelze mancher Vierfüßer so äußerst zart gebildet und gefärbt, daß sie zuweilen wie diese unverarbeitet und in dem Zustande, in welchem sie aus der Fabrik der Natur kommen, zum Putz verwendet wurden. Wie zuweilen Leuchtkäfer und Diamanten in den Haaren, so hat man hie und da auch wohl ganze Vögel, z. B. die kleinen metallfarbigen Edelsteinleiber der Kolibris, als Gehänge in den Ohren, und Paradiesvögel wie Blumensträuße auf dem Haupte getragen.

Wie wir nach dem, was ich oben sagte, uns mitunter durch Benutzung von Thierhüllen ganz das Ansehen von Thieren geben, in der Absicht, um unsere Feinde zu erschrecken — ich erwähnte schon das Löwenfell des Eroberers von Troja und das Tigerregiment des Kaisers von China; ich hätte auch noch die Stierhörner auf den Köpfen unserer germanischen Vorfahren und auch die Bärenmützen unserer Grenadiere nennen können —, so ist es auch mitunter vorgekommen, daß die Thiere in der Toilette und namentlich in der Coiffüre einiger Völker auch aus andern Gründen nachgeahmt und zum Muster genommen wurden. So

hatten z. B. die alten Egypter in ihrem Lande einen Affen, Kynokephalos (Hundskopf) genannt, der bei ihnen hochangesehen und heilig war. Derselbe hat in der Wildniß eine ganz eigenthümliche Kopfbehaarung, auf der Stirn nämlich kurze, nach oben aufstehende und zurückgebogene Haare, dann aber zu beiden Seiten der Kinnbacken und der Ohrengegend einen dicken, wie eine Allongenperücke herabfallenden Wulst von Locken. Diese Coiffüre ist auffallend regelmäßig und fest, als hätte der Kamm und die Zange eines Künstlers sie auf dem Kopfe des Affen fixirt. Während sonst die Affen den Menschen nachäffen, copirten hier nun die alten Egypter ihr heiliges Thier. Zuerst arrangirten sich die Priester ihren Haarwuchs in der Weise, wie sie es bei ihrem Herrn und Patron, dem Kynokephalos, sahen. Dann wurde es auch bei den Laien Mode. Sowohl die egyptischen Statuen und Bilder der heiligen Affen als die der Menschen zeigen jene kurzen, aufgerichteten Haare auf der Stirn, und dann jene beiden dicken, herabhangenden Lockenwulste hinter den Ohren. Man hat dieselbe Coiffüre auch bei dem berühmten Kopfe der Sphinx von Memphis erkennen wollen. Und heutige Reisende haben berichtet, daß es sogar noch jetzt in Oberegypten einige Völkerstämme giebt, die ihren Haarwuchs vollständig nach dem Muster des genannten Affen zurechtstutzen.

Etwas dem ähnliches ist es, wenn unsere Künstler bei Bearbeitung und Darstellung des menschlichen Antlitzes den Ausdruck und den Haarschmuck mancher anderer heroischen Thiere, namentlich des Löwen, nachgeahmt haben. Bei der Statue des Jupiter von Phidias ist von Kunst-

kennern das Löwenartige im Ausdruck des Gesichts nachgewiesen worden. Phidias soll sich dabei auch ganz besonders bemüht haben, seinem Jupiter auf der Stirn die Hauptlocken so emporsteigen und dann zu den Seiten so herabrollen zu lassen, wie dies bei der Kopfmähne des Löwen statt hat. Auch bei der von dem Franzosen David ausgeführten Büste unseres großen Goethe sollen dem Künstler bei der Gruppirung der Locken die Löwenmähnen vorgeschwebt haben.

III. Wie die Thiere auf die Ausbreitung der Völker über den Erdboden, auf Verkehr, Handel und Entdeckung neuer Länder eingewirkt haben.

Von allen uns zu unserer Existenz nützlichen Stoffen auf Erden sind diejenigen, welche die Thiere mit sich und an sich herumtragen, die beweglichsten und flüchtigsten. Gold, Silber und andere Schätze des Mineralreichs stecken fest im Boden. Und auch die Pflanzen mit ihren Früchten und Blüthen wurzeln ruhig im Erdreich und sie veranlassen daher den Menschen, der sich ihrer Ausbeutung befleißigt, den Berg- und Ackerbauer zum Verweilen und zur festen Ansiedlung.

Die Thiere dagegen schlüpfen, rennen und fliegen mit ihren Federn und Pelzen zur Bekleidung, mit ihrem Fleische zur Nahrung durch die Gewässer, durch die Lüfte und über den Erdboden dahin. Manche von ihnen, die wir zähmten und unterwarfen, sind unermüdliche Marschirer und kräftige

Lastträger. Sie alle sind daher die Vermittler der Bewegung und des Verkehrs auf Erden. Sie bringen dem Menschen, der ihnen entweder, um ihrer habhaft zu werden, begierig folgt, oder der sich ihrer, wenn er sie schon einfing, zum eigenen Weiterkommen bedienen kann, zur Wanderung und zur rührigen Ausbreitung seines Geschlechts. Manche Gegenden und Klimate der Welt sind so rauh, so unwirthbar und unergiebig, bieten auch in ihrer Flora so wenig Genießbares dar, daß der Mensch für sich allein und ohne Beihülfe anderer Wesen in ihnen verkümmert wäre oder gar nicht in sie hätte eindringen können. Aber die Natur gab ihm dann für solche Striche ein ausdauerndes und genügsames Thier zum Begleiter und Beistande, das die dürftigen Unkräuter und Moose der Wildniß zu Milch, Fleisch und andern nahrhaften Stoffen verwandelte und den Einwanderern die Ausbreitung ihrer Wohnsitze möglich machte. Daher die Beweglichkeit der Jäger-, Hirten- und Reitervölker; daher die bedeutsame Rolle, welche die Thiere in der Entdeckungsgeschichte der Erde, bei den Völkerwanderungen, in der Handels- und Kriegshistorie spielen.

Ohne die Thiere wären die Menschen für ewige Zeiten unter den Palmbäumen, an der Scholle jenes ihres anfänglichen, einzigen Paradieses kleben geblieben und wären nicht im Stande gewesen, die Wüsten zu durchdringen und die andern auch nicht verächtlichen Paradiese, welche hinter jenen lagen, aufzuspüren. Nur mit ihrer Beihülfe sind die entlegensten Gegenden erreichbar und bewohnbar geworden, alle Welttheile civilisirt und dann auch in Zu-

sammenhang gesetzt und erhalten. Es giebt wohl kein Volk auf Erden, das nicht mit dem Beistande von Thieren in diejenigen Sitze gekommen wäre, die es jetzt seine Heimath nennt.

Während wir von Haus aus unbehülflichen Menschen alle Bewegung, das aufrechte Gehen, das Laufen, das Schwimmen, erst mühsam und mit Anstellung vieler Versuche lernen müssen, während wir, wenn es dabei noch andere Gegenstände zu transportiren giebt, sehr bald ermatten, verstehen sich die Thiere, sobald sie nur aus dem Ei gekrochen sind, auf das perfecteste auf alle diese Künste. Im Wetteifer mit ihnen eignet sich der Mensch dieselben erst an. Das Wild galoppirte ihm vorauf, die Vögel flatterten vor ihm her, zu den Felsen oder zu den Gewässern sich flüchtend. Ihnen folgend, übte er sich im dauernden Lauf, im Klettern und Schwimmen. Fische fangend, den wandernden Forellen und Lachsen nacheilend, breiteten sich die Fischervölker längs der Ströme ihres Landes aus bis zu ihren Katarakten und Quellen aufwärts und bis zu ihren Mündungen abwärts. Die Gemsen und Steinböcke jagend sind die Alpenbewohner zu den versteckteſten Theilen und zu den höchsten Gipfeln ihrer Gebirge empor gelangt und haben dort dem Hirten manche schöne Wiese gezeigt und manches heimliche Plätzchen zum Anbau und Wohnen erspäht. Tausendfältig sind in der Geschichte Indien's wie Europa's die Fälle, wo ein verfolgtes Wild einen jagenden König zu einer lieblichen Gegend, zu einem herrlichen Bauplatz führte und ihn zur Errichtung eines Schlosses oder zur Gründung einer Stadt veranlaßte, die

dann noch heute in ihrem Namen „Hirschberg" oder „Eberstein" oder „Bärenburg" oder „Schweinfurt" — Namen dieser Art findet man in alle Sprachen übersetzt in allen Ländern wieder — an die alte Jägerzeit und an das Geschöpf, das zur Ansiedlung die Veranlassung gab, erinnert.

Ja noch aus der Geschichte der Neuzeit kann man von manchen großen Ländern behaupten, daß ihre ganze Erforschung, Colonisirung oder Eroberung nichts Anderes gewesen sei, als eine durch eine lange Reihe von Jahren hin fortgesetzte Jagd auf eine werthvolle Thiergattung. So ist z. B. der kleine, aber seines schönen Pelzes wegen so kostbare Zobel in der neuen Geschichte Sibiriens von so entscheidender Bedeutung, daß man ihn als die eigentliche verborgene Springfeder aller Unternehmungen der Kosacken in diesem Lande betrachten kann. Seitdem diese kühnen Reiter und Jäger im Anfange des 16. Jahrhunderts unter ihrem Hetmann Yermak zuerst über den Ural trabten, bis zu der Zeit, wo sie am Amur und in Kamtschatka am stillen Ocean ankamen, war fast jede ihrer Expeditionen und Eroberungen durch den Zobelfang veranlaßt und machte sich durch Zobelfelle bezahlt.

Dort in Kamtschatka und am Stillen Meer bei den Aleutischen Inseln und dann längs der ganzen Westküste Amerika's bis nach Californien hinab haust ein fast noch selteneres Thier, die in China so berühmte Seeotter, deren Pelz noch höheren Preis davonträgt, als der des Zobels. Kaum hatten die Russen unter dem ersten europäischen Entdecker jener Küsten, Behring, dieses höchst werthvolle Jagdobjekt aufgespürt und die ersten Felle desselben

auf die Märkte Europa's und China's gebracht, so entstand gleichsam ein allgemeines Wettrennen der seefahrenden Nationen Europa's zu jenen damals noch völlig unbekannten Küsten. Viele Seeunternehmungen der Spanier, die berühmten Fahrten des Engländers Cook und des Franzosen La Peyrouse waren in der Hauptsache und in Bezug auf ihre nächsten Triebfedern Seeotter-Jagden. Dieses Thier hat Veranlassung zur Entdeckung eines großen Theils der Umrisse des westlichen Amerika's und des östlichen Asien's gegeben. Durch die Seeotter wurde zuerst auch Californien in der Welt berühmt, erst später durch sein Gold.

Den Biber mögen wir wieder als eines derjenigen historisch wichtigen Jagdthiere nennen, die bedeutend zur Wanderung und Ausbreitung der Menschen beigetragen haben. Die Biberjäger Nordamerika's sind fast im ganzen weiten Missouri- und Mississippilande die ersten europäischen Eindringlinge und Entdecker, die Pioniere der Cultur gewesen. Fast jeder Fluß, fast jedes Thal der Rocky-Mountains ist durch irgend einen Biberjäger zuerst erspäht, von ihm benannt und bekannt geworden, und viele der in den westlichen Staaten der Union blühenden und volkreichen Städte haben ihren Ursprung von einer ergiebigen Biberfangstelle oder von einem bequemen Biberfell-Marktplatze. Ja man kann sagen, daß auch die französischen Colonisten Canada's mit ihren Ansiedlungen von einem Biberbau zum andern vorgeschritten sind. Auch die Eroberung und Besiedlung der weit ausgedehnten Hudson-Bay-Gebiete der Engländer waren ursprünglich ebenso auf den Biberfang

berechnet, wie der Kosaken-Staat von Sibirien auf den Zobelfang.

Auf dem Meere hat uns kein Thier weiter hinaus geführt als die großen Cetaceen, die Wallfische, die wohl ihren Namen vom „wallen" und „wandern" haben. Eigentlich hat die ganze große, neuere oceanische Entdeckungsgeschichte mit dem Wallfischfange begonnen. Schon vor Columbus wurden von ihm die Spanier, namentlich die kühnen Biscayer, weit nach Westen auf den Ocean hinausgelockt. Später ist diese Jagd von den Holländern, Franzosen, Deutschen und Briten fortgesetzt. Da sich die verfolgten Wallfische immer weiter zum Norden zurückzogen, und da man nach ihrem Fett und ihrem Gerippe begierig ihnen stets weiter folgte, so ist am Ende durch die Wallfischfänger unsere Kenntniß vom ganzen hohen unwirthbaren Norden des Globus berichtigt. Grönland, die Baffins-Bay, namentlich aber Spitzbergen und andere arktische Gegenden sind fast nur von Wallfischfängern erforscht und beschrieben worden. Und in neuester Zeit, in der die Handhabung der mörderischen Harpune hauptsächlich auf die Nordamerikaner übergegangen ist, hat der Wallfischfang der Erdkunde und Oceanographie und der Verbreitung der Menschen wieder ähnliche Dienste in der weiten Südsee geleistet, in der vom Aequator bis jenseits der Behringsstraße viele Inseln und Inselchen und oceanische Schlupfwinkel zuerst von den Verfolgern des Wallfisches aufgespürt, der Schifffahrt zugänglich und geläufig gemacht und zum Empfange europäischer Cultur, oft freilich auf eine sehr rohe, wallfischfängerische Weise, vorbereitet wurden.

Unter den Reit-, Zug- und Lastthieren, welche der Mensch unter seine Zucht brachte und deren Ausdauer und Beweglichkeit er zur Förderung seiner Wanderungen, seiner Kriege und Eroberungen, sowie der Ausdehnung seines Handelsverkehrs nach entfernten Gegenden benutzte, stehen wohl vor Allen das edle Pferd und das geduldige Kameel oben an. Der Elephant, das Rennthier, das Lama, der Hund und einige andere Geschöpfe, denen man wohl auch zu Zeiten etwas aufgebürdet hat, möchten nur in zweiter und dritter Linie nach diesen zu nennen sein.

Das Pferd ist als ein Reit- und Zugthier das am besten gelungene Meisterstück der Natur, die Krone aller Einhufer, das schon Hiob in der Bibel so schön besungen hat. Sein ganzer Körperbau scheint auf solche Dienste berechnet. Seine Höhe und Breite steht in der schönsten Proportion zu der Spaltung und Länge des menschlichen Reiters. Sein flacher, etwas gebogener und elastisch sich wiegender Rücken bietet den bequemsten Sitz und vortreffliche Gelegenheit zur Befestigung des Gepäcks. Seine kräftige Brust ist zum Ziehen und Schleppen ungemein gut geeignet. Sein sanftes Naturell macht es der Zähmung und Erziehung geneigt. Es zeigt Ueberlegung bei Gefahren und Schwierigkeiten und sogar Muth und Resignation im Kriege und in der blutigen Schlacht. Seine Muskel- und Arbeitskraft übersteigt in so hohem Grade die des Menschen und ist so allgemein anerkannt, daß es fast sprichwörtlich von jeder starken Anstrengung heißt: „er arbeitet wie ein Pferd“, und daß wir auch die Energie unserer Dampfmaschinen nach „Pferdekraft“ bemessen. Es ist

in der menschlichen Wirthschaft der tüchtigste und fleißigste aller Mitarbeiter. Selbst in unsern Städten und auf unsern Aeckern, überall verrichtet es die rohsten und schwierigsten Dienste. Trotz aller unserer Maschinen kann noch jetzt keine Stadt, kein Thurm, kein Haus gebaut werden, ohne seinen Beistand. In jedem Gemäuer steckt wie Kalk so auch Pferdekraft und Pferdeschweiß. — Das Pferd hat den Menschen von Centralasien aus, wo seine Heimath gewesen zu sein scheint, in die meisten Gegenden der Welt hinausgetragen und geschleppt. Auf seinen eigenen Füßen als Infanterist hätte er viele Striche niemals erreicht. Kavallerie- und Trainpferde hat kein weit hinaus marschirender Eroberer entbehren können. Ohne Pferd wäre kein den Orient civilisirender Alexanderszug ausführbar gewesen. Manche mitten unter uns Europäern angesiedelte Nomadenstämme, z. B. die Magyaren, halten noch jetzt das Pferd, auf dem sie in unsern Welttheil hineinritten und dem sie ihre jetzigen Wohnsitze verdanken, besonders hoch. Die colossalen, über unzählige Länderstrecken ausgedehnten Monarchien des Dschingis Chan und Tamerlan hätten ohne Beihülfe des Pferdes weder aufgebaut noch auch zusammengehalten werden können. Und auch noch heute läßt sich etwas Aehnliches von dem großen Reiche des Czaren behaupten, das großentheils mit Hülfe des kleinen, aber energischen Kosakenpferdes zusammenkam und in dem auch noch jetzt der Postdienst, die Truppenmärsche, die Befehle des Kaisers nur durch die unverwüstlichen Pferde des Landes so schnell gefördert werden können, daß die ganze Maschine nicht ins Stocken geräth. Mit einigen

wenigen dieser wundervollen Thiere setzten Pizarro und Cortes die Völker Amerika's in Schrecken und eroberten so zu sagen mit ein paar berittenen Schwadronen ganze weitläufige Reiche. Es giebt kein zweites Thier, mit dessen Hülfe so große Dinge verrichtet wären, kein zweites, durch das der Mensch seine Kraft in so hohem Grade erweitert, ergänzt und seine an sich mäßige Bewegungsfähigkeit so beflügelt hätte.

Der nächste Bruder des Pferdes, der geduldige Esel, hat in einigen Ländern, namentlich in solchen, wo man seine trefflichen Eigenschaften durch bessere Pflege als bei uns zur Entwickelung bringt, vielfach das Amt und die Arbeit des Pferdes übernommen. Als ein sehr genügsames, leicht und billig zu unterhaltendes Reit- und Lastthier leistet er noch immer den ärmeren Classen fast aller Völker und Länder mehrfach gute Dienste und ist in vielen Fällen zur Aushülfe wichtig. Daß aber seine übrigen Qualitäten und seine historische Bedeutung für das Menschengeschlecht im Großen und Ganzen weit hinter der des Pferdes zurückstehen, beweist schon zur Genüge der Umstand, daß wir uns nie veranlaßt gesehen haben, unsere Kavallerie mit Eseln beritten zu machen, und daß es auch nirgends Reitervölker gegeben hat, die sich so ausschließlich mit dem Esel associirt hätten, wie es viele mit dem Pferde gethan haben. Merkwürdiger Weise ist dies anders mit dem nicht von der Natur geschenkten, sondern durch den Menschen erzeugten Maulthiere, dem Bastard des Pferdes und Esels. Solche Bastarde zweier verschiedener Thierracen haben sonst nicht viel Ruhm in der Welt geerndtet. Das Maulthier

aber verbindet ausnahmsweise in so hohem Grade die guten Eigenschaften seiner beiden Aeltern, die Kraft, die Größe und den Muth des Pferdes mit der Zähigkeit, Ausdauer und Genügsamkeit des Esels, daß es für die Gegenden, wo man es vorzugsweise glücklich cultivirte, z. B. für Spanien, namentlich auch für Brasilien und für das ganze spanische Südamerika von der höchsten Bedeutung geworden ist. Das Maulthier ist für den Verkehr und Waarentransport, für die Verbreitung der Cultur, für Colonisation, für den Handel und für die ganze Existenz der Menschen in jenen Gegenden von unberechenbarem Werthe. Seine Stärke, seine Zuverlässigkeit, Vorsicht und Besonnenheit sind Eigenschaften, die ihm für diese Bestimmung mancherlei Vorzüge vor dem zwar weit edleren, aber weit empfindlicheren, leidenschaftlichen und so zu sagen etwas leichtsinnigen Pferde und natürlich auch vor dem schwächeren Esel geben. „Es ist eine durchaus nicht zu gewagte Behauptung", sagt ein neuer Reisender und Kenner jener Länder, Herr von Tschudi, „daß ohne das Maulthier die Culturstufe in einem großen Theile Südamerika's eine weit niedrigere sein würde, als sie es heute ist." Wir haben auch jetzt noch manche Theile der Welt (z. B. Australien), in denen das Maulthier der Verbreitung der Cultur und der Erleichterung ihrer Zwecke ähnliche Dienste leisten würde, in denen aber dieser Civilisationshebel noch gar nicht einmal angesetzt wurde.

Es giebt indeß viele große Erdstriche sowohl im hohen Norden als in den heißen Wüsten der Tropenländer, in denen weder die Kraft des Pferdes, noch die Ausdauer

seines Stiefkindes, des Maulthieres, ausgereicht haben, und beiderwärts sind dann andere Thiere an deren Stelle getreten, um die Ausbreitung des Menschengeschlechts zu fördern.

Wo in den Einöden des eisigen Nordens wie die Pferde so auch alle unsere Wiederkäuer ihre Dienste versagen, und wo der kümmerliche Pflanzenwuchs selbst dem genügsamsten Menschen, wenn er allein bliebe, die Existenz unmöglich machen würde, da fühlt doch das von dürftigen Moosen, harten Flechten und Sträuchern genährte Rennthier sich wohl, und gewährt dem Menschen Lebensunterhalt und Wanderkraft. Weder mit unseren Schaf- und Rinderheerden, noch zu Roß hätte er die Tundern Sibiriens und die Mooshaiden Lapplands bewältigen können. Nur mit dem Rennthier, das ihr Pferd, Rind und Schaf zu gleicher Zeit ist, das ihnen Milch und Nahrung giebt, mit dessen Fellen sie ihren Leib schützen und ihre Hütten decken, das sie reiten und vorspannen, das den Mittelpunkt ihres ganzen Lebens bildet, haben die Lappen, die Samojeden und Esquimaux und noch andere Völker sich bis in die Nähe des Nordpols hinaus zu verbreiten vermocht. Ohne das Rennthier wären zahllose Inseln und Halbinseln, große Gliedmaßen unseres Länder-Continents ohne menschliche Bewohner, d. h. ohne Seele geblieben. Mit ihm ist auch dort eine Heimath und ein Vaterland geschaffen.

In ähnlicher Weise wie durch das Rennthier für den Norden ist für den heißen und wüstenreichen Süden wiederum durch ein ganz anderes, sehr wichtiges und sehr historisches Thier, nämlich durch das Kameel gesorgt worden. Dieses wunderbare Geschöpf scheint in seinem ganzen Körper-

bau und Temperament vom Scheitel bis zur Zehe darauf berechnet, einen geborenen Lastträger und Wanderer in der Sandwüste abzugeben. Sein Leib ist knochig, schwielig, sehnig. Und wie sein Knochengerüst, so ist auch selbst sein Rachen und seine Zunge noch mit harten Drüsen belegt. Beide passen vortrefflich zu den stachligten Disteln und Dornen, den starren Gräsern und den holzigen Gesträuchern der Wüste. Schon wegen dieser harten Kost und wegen seines weichen Maules wäre das Pferd zu weiten Reisen und Transporten in der Sahara nicht geeignet. Die Natur hat dem Kameele ferner einen Schlauch, ein geräumiges Magazin in seinen Organismus gesetzt zum Zusammenhalten und zur Aufspeicherung und allmählichen Verwendung des wenigen Wassers, das ihm in den Oasen nur zu Zeiten geboten wird. Und selbst sein wunderlicher Höcker ist eine auf heißes und trockenes Klima berechnete Beigabe. Denn dieser Höcker ist ein Fettspeicher, mit dessen Hülfe es für lange Zeit seine steifen Glieder schmeidigt. Nur durch ein so organisirtes und qualificirtes Thier, dem dann noch ein über die Maßen langmüthiges und geduldiges, dem des Maulthieres ähnliches Temperament zu Theil wurde und das überhaupt so viele gute Gaben besitzt, daß die Araber ihm in ihren Lobliedern hundert schmeichlerische Beinamen geben, nur durch dieses „Schiff der Wüste“ ist es dem Menschen möglich geworden, alle Gefahren und abenteuerlichen Wanderungen in den tropischen Sandmeeren zu überwinden und fernwohnende Völker mit einander zu verbinden, die ohne dasselbe nie in Verbindung gekommen wären. Kaum hat ein anderes Thier — mit alleiniger Ausnahme

des Pferdes — so bedeutend in die Geschicke des Menschengeschlechts eingegriffen und die Ausbreitung und den Verkehr der Völker befördert. Es hat seit Jahrtausenden den Handel zwischen Orient und Occident vermittelt. Auf seinem Rücken sind schon den alten Griechen und Römern die stets gepriesenen Producte Indiens zugetragen. Vom Kameele herab verkündete nachher Mohammed sein Gesetz, und ohne dieses Thier, dem dafür auch der Prophet die Pforte des Paradieses aufgeschlossen hat, wäre der Islam weder in Afrika noch in Asien so weit verbreitet, wie er es ist, weshalb denn unter andern auch noch heutiges Tages auf dem Ararat das Kameel die Kanzel für die Predigt ist, welche alljährlich der Kadhi dort an eine zahlreiche Versammlung von Gläubigen richtet.

Die kleinen Brüder des Kameels in der neuen Welt, die Llamas und Opacas haben zwar bei weitem nicht so energische Stützen des menschlichen Verkehrs abgeben können wie jenes. Man kann diesen schwächlichen Thieren kaum ein Sechstel von dem zumuthen, was das Kameel sich gefallen läßt. Nichtsdestoweniger ist ihre Zähmung und Benutzung in den Anden und in dem Reiche der Incas zur Verbreitung der dort einheimischen Cultur und zum Aufbau und zur Conservirung des Staats von so großer Bedeutung gewesen, daß die Peruaner die Einführung und Zähmung dieser Thiere mit der irdischen Erscheinung ihrer Halbgötter in Verbindung brachten und daß der berühmte Naturforscher Buffon behauptet hat, die „Dienstleistungen der Llama-Heerden seien den Peruanern viel wichtiger gewesen und der Werth derselben sei weit höher anzuschlagen,

als alle Gold- und Silbergruben des Landes zusammengenommen". Bloß in den Silbergruben Potosi's allein waren im 17. Jahrhunderte 300,000 Llamas als Lastthiere beschäftigt. Zu welchen Resultaten und Summen würden wir wohl gelangen, wenn wir einmal die Dienstleistungen unserer Kameele, oder unserer Pferde, oder einer andern Gattung dieser unserer so wichtigen Mitarbeiter in Gelde veranzuschlagen versuchen wollten!

Auch der Elephant muß unter den Thieren genannt und ausgezeichnet werden, die sich als treue Mitarbeiter und Reisegefährten dem Menschen bei seinen Wanderungen über die Gefilde des Globus an die Seite gestellt haben, obgleich er in Bezug auf seine welthistorische Bedeutung den eben genannten allerdings nicht gleichkommt. Er hat in Indien von jeher fleißig Steine und Klötze geschleppt und sowohl beim Tempelbau als bei der Anbahnung von Wegen und Heerstraßen mit geholfen. Er hat sich bei zahllosen Märschen das schwere Geschütz und die Armee-Bagage geduldig aufladen lassen, und Pyrrhus, sowie manche andere Feldherren haben mit ihm fremde Völker, wie Pizarro mit dem Pferde die Peruaner, in Schrecken gesetzt, wiewohl er sonst in der Schlacht — ganz anders als das muthige Roß — durch voreilige Flucht seinen Freunden oft eben so gefährlich geworden ist wie den Feinden. Obgleich in Bezug auf Verstand und sinnige Ueberlegung vielleicht kein Thier dem Menschen so nahe steht, wie der Elephant, so ist er doch körperlich eines Theils so plump und unbeholfen und andern Theils so bedürfnißreich und kostspielig, daß er schon deßwegen mehr nur ein folgsamer

Gefangener, als ein anhängliches und einträgliches Hausthier sein und auch nicht zu so mannigfaltigen Zwecken verwandt werden konnte, wie die manierlicheren Kameele, Pferde ꝛc.

Seltener beachtet, als die Dienste der so eben erwähnten Thiere, ist das, was auch einige andere nicht so oft genannte Vierfüßer für die Verbreitung des Menschengeschlechts, für Entdeckung, Eroberung und Colonisation gethan haben. So z. B. möchten nicht Vielen die Verdienste des Schweines in dieser Hinsicht bekannt sein, und doch sind sie keineswegs gering. Dieser schon vom Homer besungene Hausgenosse des Menschen ist ein wahrer Omnivore, dem jede Nahrung behagt und anschlägt, ein großer Kosmopolit, der in jedem Klima gedeiht, und dabei ein unermüdlicher Wanderer. Das Schwein hat sich nach der Devise ubi bene ibi patria überall in der Welt, zwischen den Tropen wie bei den Polen, eingebürgert, accommodirt sich allen Wetterzuständen und ist auch dem Europäer in alle neuen Erdtheile, nach Amerika und zu den Inseln der Südsee gefolgt. Es frißt fast Alles: Früchte, Wurzeln, Fleisch, Gewürm und Zugemüse, und vermehrt sich dabei auch ungemein schnell. Die spanischen Conquistadores, die Cortes, die Pizarros, die de Sotos, welche die Eigenschaften dieses Thieres zu würdigen verstanden, umgaben sich daher bei ihren abenteuerlichen Zügen durch die Anden, durch die weiten Mississippi-Länder und längs des gigantischen Amazonenstroms vor allen Dingen mit zahlreichen Heerden von Grunzern, die über Gebirge und durch Sümpfe rüstig neben ihren Pferden hermarschirten und die ihnen als sich

selbst fördernde und zugleich im Laufe des Jahres sich selbst ergänzende und schnell wieder füllende Proviant-Magazine dienten. Ohne diese so nützlichen Begleiter wären viele Eroberungen, schwierige Kreuzzüge und Pilgerfahrten in der Neuen Welt ganz unausführbar gewesen. Auch jetzt noch ist im fernen Westen Amerika's das Schwein unter den Pionieren der Ansiedlungen, marschirt und wühlt in der Fronte der Avantgarde der dortigen Culturverbreiter und gewährt ihnen in den Prairien den ersten Haupt-Lebensunterhalt. In der Geschichte der Schifffahrt und der Seeunternehmungen werden nicht selten Inseln erwähnt, die, weil man Schweine auf ihnen eingebürgert hatte, den Seefahrern als Stützpunkte, als Rast- und Proviant-häfen dienten, mit deren Aushülfe sie ihre Ziele erreichten. Die Ausdehnung und Verbreitung der Schweine-Racen über alle Inseln der Südsee in der Neuzeit hat, wie ich schon oben gelegentlich andeutete, eine durchgreifende Umgestaltung der Sitten und Lebensweise der Insulaner bewirkt, der Beschränkung des Kannibalismus und der Verbreitung der europäischen Civilisation energischen Vorschub geleistet.

Auch die wie das eben mehrfach genannte Geschöpf kosmopolitische Ziege könnte man unter den animalischen Springfedern der Bewegung und Ausbreitung des Menschengeschlechts erwähnen. Dieses kühne und intelligente Thier begleitet und leitet in vielen Gegenden Asien's die Heerden der einfältigen und schreckhaften Schafe und erleichtert dem Menschen ihre Hütung. Sie nährt und vermehrt sich in der Wildniß, sich selbst überlassen, leicht und schnell. Schon aus Homer sind die „Ziegen-Inseln", die

„Capreras“ berühmt, die den gestrandeten Gefährten des Odysseus Unterhalt gewährten. Und in der neuern Geschichte der Entdeckungen und der Schifffahrt kommen ähnliche Ziegen-Inseln, welche unsern Weltumseglern als Stütz- und Ruhepunkte dienten, vor.

Aus allerneuester Zeit giebt die Geschichte des Schafes in Australien vielleicht das merkwürdigste Beispiel davon, wie ein Thier die Bevölkerung eines großen Continents getragen und gefördert hat. Lange Zeit wollte es mit dem Fortschritte der civilisirten Menschheit in Australien nicht recht vorwärts, bis man entdeckt hatte, daß das trockene Klima und die nicht sehr üppigen Weiden dieses Landes unserem Schafe außerordentlich zusagten, und bis man dann anfing, Wollträger aus Europa einzuführen und ihre Heerden ins Innere vorschreiten zu lassen. Seitdem ist denn das Schaf der eigentliche Kern- und Drehpunkt der ganzen australischen Entdeckung, Colonisation und Civilisirung geworden. Jede Expedition ins Innere des Landes hat die Aufspürung neuer, guter Schafweiden zum Zweck. Jede Ausdehnung des Gebiets der Colonien geschieht zuerst durch Schäfer, die es versuchen, ihre vermehrten Heerden über die Berge in jenseitige Thäler zu führen. — Das Schaf, so kann man sagen, hat den Engländern den fünften Welttheil erschlossen, wie das Kameel den Arabern die Wüste Sahara, nur freilich mit dem Unterschiede, daß es in Australien bei den Schafen allein nicht bleiben wird, wie in der Sahara bei dem Kameel oder wie in Lappland beim Rennthier.

Auch die Vögel haben hie und da Einiges dazu bei-

getragen, uns über den Globus hin die Wege zu zeigen. Von ihren Nestern her weit über den Ocean schweifend, oder in Schaaren hoch über ihre Heimathsinseln flatternd, haben sie den Seefahrer von Weitem auf benachbarte Länder aufmerksam gemacht und ihn bewogen, denselben sein Steuer zuzulenken. Die Gruppe der Azoren oder Habichts-Inseln, viele „Islas de Aves", „Vögel-", „Gänse-" und „Schwanen-Inseln" figuriren noch auf unsern Land- und Seekarten als Monumente der auf diese Weise durch Vögel veranlaßten Entdeckungen. Die alten normannischen See-Könige hatten lange vor der Erfindung des Compasses Vögel an Bord, die sie wie Noah seine Tauben fliegen ließen und deren Fluge sie folgten, um das Festland zu finden. Und in China und in andern Landen hat man häufig Brieftauben und andere Vögel, die das schnellste Postpferd überholen, zur Vermittlung des Verkehrs mit entfernten Gegenden als eine Art animalischer Telegraphen benutzt.

Außer den von mir genannten Last- und Culturträgern bewegen sich nun in Wald, Luft und Meer noch viele andere treffliche Kräfte, lebendige Maschinen, die der Mensch wohl auch gern wie den geduldigen Ochsen zur Förderung seiner Angelegenheiten in sein Joch gespannt hätte und über deren Nichtbenutzung ein calculirender Nationalöconom wohl trauern möchte. Da haben wir z. B. das starkgebaute Elenn und viele andere schnellfüßige Hirsch- und Antilopen-Geschlechter, die scheinbar so gut wie das Rennthier Arbeit für uns thun könnten; da haben wir den wilden Bison und andere knochige Mitglieder des Ochsengeschlechts, des-

gleichen das Zebra und sonst noch sehr verschiedenartige muntere Brüder unseres Pferdes und Esels, von den plumpen, mächtigen Locomotiven, die im Meere zwecklos ihre Kraft vergeuden, ohne die Cultur zu fördern, ganz zu geschweigen. Es giebt auch unter diesen Thierclassen wenige, die der Mensch zu unterjochen nicht Versuche gemacht hätte, und bei denen es ihm auch nicht mit einzelnen Individuen zuweilen gelungen wäre. Sind doch römische Kaiser mit Straußen, mit Tigern, mit gezähmten Löwen spazieren gefahren und alte Dichter sogar mit Delphinen. Aber es ist eine sehr merkwürdige Erscheinung, daß diese Fälle immer nur vereinzelt blieben, daß es uns nicht gelungen ist, außer den von mir genannten Lastträgern, die wir seit unvordenklichen Zeiten im Dienste der Menschheit stehen sehen, noch irgend einer andern Gattung unser Joch aufzulegen. Von allen zum Schleppen, Tragen, Fahren, Arbeiten ihren Kräften und ihrem Bau nach geeignete Thiergattungen, die es in der Schöpfung giebt, bilden die von uns wirklich eingewöhnten nur einen kleinen Bruchtheil. Die Freigebliebenen und Ungebändigten sind unvergleichlich viel zahlreicher. Diese sind von so sprödem Stoff, daß sie allen unsern Versuchen, selbst den in neuester Zeit angestellten, wo man sich so viele vergebliche Mühe mit dem Elenn, mit dem Zebra, mit verschiedenen Antilopen gegeben hat, widerstanden haben, und daß die Menschheit heutiges Tages noch kaum ein einziges Thier mehr im Stalle hat, als da Noah zahme und wilde Geschöpfe in seine Arche einziehen ließ. Ein Naturforscher hat berechnet, daß es etwa 140,000 Thierarten auf Erden giebt und daß der

Mensch nur etwa 47 davon gezähmt oder gefesselt hat, wie man denn auch von den zahllosen Pflanzen anmerken kann, daß unter ihnen nur ganz wenige sind, die eine so große culturhistorische Bedeutung erlangt haben, wie Flachs, Baumwolle, Reis, Weizen und die andern Getreidearten.

Hat auf diese Weise, wie ich zeigte, der Krieg, den der Mensch mit den wilden Thieren führte (die Jagd), meistens zum Siege und zur Ausdehnung des Menschengeschlechts und seiner Herrschaft geführt, und hat in noch weit höherem Grade das Freundschaftsbündniß, das er mit den 47 zähmbaren Thieren einging, dasselbe bewirkt, so läßt sich doch auch nicht läugnen, daß zuweilen und ausnahmsweise die Thiere dem Menschen und seinem Fortschritte ärgerliche Hindernisse in den Weg gelegt haben, daß sie seine Wanderungen beschränkt, seine Ansiedlungen gefährdet oder sogar zerstört und manche Gegenden und Landstriche, nicht etwa wie die Rennthiere den Norden oder wie das Kameel den Süden eröffnet, sondern vielmehr verschlossen und unbenutzbar gemacht haben.

In einigen Strichen Hinterindien's haben die Tiger und andere blutdürstige Waldbewohner zu Zeiten der Art zugenommen, daß die Menschen aus solchen Landschaften wegzogen, die Dörfer ausstarben und die Provinz verödete. Auch hat man von andern Landstrichen vernommen, daß die Menschenwerke „wegen der Häufigkeit der Löwen, oder der Wölfe, oder der Schlangen“ in ihnen nicht gedeihen wollten.

Auch in Europa giebt es noch Thiere genug, die nicht als Springfedern und Förderer, sondern vielmehr als Hemmschuhe und Dämpfer der Ausbreitung der

Menschen und ihrer Arbeiten betrachtet werden müssen. Am meisten sind uns von jeher mehre kleine Thiere im Wege gewesen. Es giebt in südlichen Ländern äußerst fruchtbare Erdstriche, in denen sonst alle Bedingungen und Verhältnisse dem Anbau und der Cultur günstig sind, in denen sie aber doch keinen constanten Fortschritt machen, weil die Geißel der Heuschrecken jährlich ihre Aerndten vernichtet oder bedroht. In manchen sonst freundlichen Gegenden des Innern von Afrika gewinnt zuweilen ein giftiges Insect, die in neuer Zeit berüchtigt gewordene mörderische Tetzefliege, der Art die Oberhand, daß der Mensch und seine Heerden solche Gegenden zu verlassen gezwungen werden. Ebenso sind in vielen Sümpfen und Waldstrichen Amerika's die Mosquitos, die schlimmen Sandfliegen und andere Insecten so häufig und so unleidlich, daß sie als ein größeres Hemmniß der menschlichen Ansiedlungen erscheinen, als Bären und Löwen. Auf einigen Südseeinseln scheiterte das Missionswerk und der Fortschritt europäischer Cultur an gewissen Mücken, welche mit den europäischen Schiffen kamen, sich auf den Inseln rapide vermehrten und die Insulaner so plagten, daß diese gegen die europäischen Mückenverbreiter revoltirten und die Missionaire erschlugen.

In Südamerika sind die Termiten ein dem Menschen feindliches Insect. Sie dringen in die Wohnungen ein und zerstören das Gebälk der Häuser nnd Dächer, wie die Bücherwürmer in unsern Bibliotheken die alten Bände. Auf der Insel St. Helena, wo die Termiten, durch Schiffe und Waaren hergebracht, seit etwa 20 Jahren eingebürgert sind, haben sie in der Hauptstadt Jamestown sämmtliches

Holzwerk in den Gebäuden vollständig zerfressen und die Bewohner gezwungen, ihre Stadt aus Stein und Eisen von neuem aufzubauen. Daß es in Südamerika und auch in Ostindien so wenig alte Urkunden giebt, schreibt Humboldt ihnen zu. Sie zerfressen überall die papiernen und pergamentnen Grundlagen der Cultur und des Fortschritts.

Eine noch viel großartigere Zerstörung hat in Europa ein anderes Insect, der bei uns aus den Tropengegenden eingeführte Bohrwurm, angerichtet. Dieses Thierchen drang in die Gebälke der Schleusen und in die Holzbauten der Dämme der Niederlande ein, griff sie an und schwächte zu wiederholten Malen die Fundamente der Existenz dieses herrlichen Culturlandes der Art, daß die Holländer und Belgier, alarmirt und in Schrecken gesetzt, ihren Untergang vor Augen sahen. Nur durch eine rasch durchgeführte Umwandlung der zerstörten Holz-Constructionen in Stein konnten die Holländer der drohenden Gewalt des verwüstenden Oceans, dem die Bohrwürmer den Weg gebahnt hatten, entgehen.

IV. Ueber den Einfluß der Thiere auf Staatsverfassung und sociale Zustände.

Wie auf die äußere Politik, auf die Ausbreitung der Menschen, ihre Wanderungen, ihre Kriege und Eroberungen, ihren Handel und Verkehr, so sind die Thiere auch von größtem Einfluß auf die innere Politik, auf die geselligen Zustände der Menschen, auf ihre socialen und politischen Sitten, auf ihre Staatsverfassung gewesen.

„So lange der Mensch noch im Paradiese lebte und in Frieden mit der Thierwelt sich bloß von den Wurzeln und Früchten der Bäume nährte, konnte er ein heiteres und unbefangenes Naturkind bleiben. Die gänzlich passiven und leidenschaftslosen Pflanzen konnten keinen tieferen Zwiespalt in des Menschen Seele erzeugen.“ Als er seine lebenden Mitgeschöpfe zu verfolgen und zu knechten anfing, da entstanden die ersten Impulse zur Politik und zur Vergesellschaftung. „Mit seiner flüchtigen Beweglichkeit, seiner Widerstandslust, seiner Leidenschaftlichkeit vermochte das Thier alle jene geistigen Eigenschaften im Menschen zu wecken, welche zur Erwerbung seiner thierischen Beute erforderlich waren, List, Ausdauer, Umsicht, Besonnenheit und Beweglichkeit.“ Vor allen Dingen wurde die Erfindungsgabe der Menschen angeregt. Alle ersten Hausgeräthe und Instrumente, mit denen wir selbst die rohesten, auf der niedrigsten Stufe der Cultur stehenden Völker versehen finden, sind Jagd- und Fischerei-Geräthschaften, Pfeil und Bogen, Speer und Angelhaken und andere Mord- und Fangvorrichtungen zur Erlegung und Bewältigung der wilden Wald- und Wasser-Bewohner. Wahrscheinlich gab es eine Zeit, wo sämmtliche Völker des Erdballs — vielleicht Jahrtausende hindurch — in Jagd und Fischfang ganz vertieft und versunken waren und keine andere Beschäftigung kannten. In Asien, in Europa, überall, wo wir den Ueberresten der ersten Urbewohner nachgespürt haben, trafen wir nur auf jene knöchernen und steinernen Pfeilspitzen, Harpunen und Angeln, und daneben auf die Knochen, Gräten und anderen Ueberreste der mit ihnen erlegten Beute. Ueberall auch, wo wir in das Dunkel

der Volkstraditionen, der Sagen und Mythen eindringen, stoßen wir auf einen Nimrod, oder auf einen Löwen, Eber und Drachen erlegenden Herkules, als früheste bei den Völkern gefeierte Helden. Diese aus den Kämpfen mit den Thieren hervorgehenden Heroen sind dann die ersten Volksführer und Häupter unter den Jägern geworden. Sie haben wohl die ersten größeren Associationen der Menschen zu gemeinsamen Unternehmungen, zu Jagdzügen und zur Vertheidigung gegen die Angriffe der feindseligen Geschöpfe der Wüsten herbeigeführt. Da, wo große Jagdobjecte und gefährliche Thiere fehlten, wo der Mensch keine Veranlassung fand, sich mit physisch mächtigen Gegnern zu messen und seine geistigen Fähigkeiten zu entfalten, wie z. B. in Australien, da fehlte ihm auch jener Sporn zum Erwachen, da ist auch kein Nimrod und Herkules, kein heroisches Jäger-Zeitalter aufgetreten, und die Eingebornen verharrten für immer in der ihnen angebornen Lethargie. Es ist sehr wahrscheinlich, daß, wenn sich von Hinterindien her bei Zeiten der Königstiger den Nagethieren und Fledermäusen Australiens beigesellt hätte, die Neuholländer nicht völlig auf der außerordentlich niedrigen Stufe geblieben wären, auf der wir sie gefunden haben. Der Tiger hätte bei ihnen ohne Zweifel die Rolle eines Culturträgers und Weckers gespielt. Die den wilden Büffel und den Bären verfolgenden heroischen Indianer Nordamerika's stehen auf einer unvergleichlich viel höheren Stufe als jene völlig apathischen Rattenfänger und Würmeresser des fünften Welttheils.

Fischerei und Jagd sind die ältesten Beschäftigungen

der Menschheit gewesen, haben die früheſten Aſſociationen und auch, wie geſagt, die erſten Erfindungen herbeigeführt. Beide haben aber auch noch ſpäter, ſelbſt zur Zeit der fortgeſchrittenen Cultur, eine nicht geringe politiſche Bedeutung behalten. Die mächtige Natur weicht nicht ſo leicht und glücklicher Weiſe nie ganz vollſtändig der Cultur, und ihre Vorräthe erſchöpfen ſich nicht ſo geſchwinde. Selbſt die am beſten cultivirten und am dichteſten bevölkerten Territorien ſchließen noch immer viele mehr oder weniger große Oaſen von Wald und Wildniß in ſich ein, und Hirſche, Rehe, Wildſchweine, ſowie Fiſcher und Jäger bilden daher noch immer auch bei unſeren civiliſirteſten Völkern nicht unweſentliche Elemente des Staats-Organismus. Um dieſes inne zu werden, braucht man nur einen Blick auf den großen Codex unſerer Jagdgeſetze zu werfen und auf das in jedem Staate zahlreiche Corps der Jagdbeamten, von dem königlichen Oberjägermeiſter in der Reſidenz an bis zu dem kleinen, im Walde einſam wie ein Indianer hauſenden Unterförſter herab. Die Beſtimmungen jener Geſetze, die Einrichtung dieſes Jagdbeamten-Corps und die Denk- und Lebensweiſe unſerer Forſt- und Jagdleute werden vielfach von dem Charakter und der Lebensweiſe der ihnen übergebenen wilden Thiere bedingt. Und daſſelbe kann man von den noch unter uns exiſtirenden, im alten Naturzuſtande fortlebenden Fiſchern und ihren Fiſcherdörfern ſagen.

Wahrſcheinlich haben unter allen Thieren die Fiſche und namentlich die Seefiſche die größten Aſſociationen unter den civiliſirten Völkern veranlaßt und am bedeutendſten in die Politik und die internationalen Beziehungen eingegriffen. Ich

erinnere nur an die vielen und oft reichen und mächtigen Fischergilden in allen unseren Städten, an die Associationen der italienischen Thunfischfänger im mittelländischen Meere, an die Verbindungen der Kosaken an der Wolga zum Stör- und Hausenfang, namentlich aber an die großen Verbrüderungen unserer hanseatischen Städte, der sogenannten Schooner- und Bergefahrer, deren Jagdobject, der Häring, die Hansa so reich und mächtig machte, daß sie überall, wo sie ihre Fische fing, im ganzen Norden Europa's Gesetze vorschrieb.

Ganz besonders großartige Fischereigebiete und Jagdgründe hat man seit Columbus' Zeiten im großen Ocean und in der Neuen Welt entdeckt, und so hat sich denn das dort gefundene Thierreich wieder von sehr hervorragendem Einfluß auf unsere politischen und socialen Zustände erwiesen. Seitdem hat es Staaten, wie Holland, gegeben, das seinen Reichthum und seine Meeresherrschaft und Macht hauptsächlich auf Fischereien begründete und von dessen Hauptstadt Amsterdam man gesagt hat, sie sei auf Fischgräten gebaut. Seitdem haben wir den von 1652 an 17 Jahre lang dauernden Krieg der Engländer gegen die Holländer und andere blutige Seekriege erlebt und Friedensschlüsse und berühmte Staatsverträge, bei denen der Häring von Schottland, oder der Kabeljau von Neufundland, oder ein anderes Flossenthier des Pudels Kern war. Die großen Fischbänke des atlantischen Oceans sind durch ihre berühmten Fischereien die ergiebigsten der Welt, eine Schaubühne für den Wetteifer der Portugiesen, Franzosen, Engländer und Amerikaner geworden, die sich alle dort tummelten, ihre Kräfte in dem gefahrvollen Geschäfte übten, dabei ihre

Seetüchtigkeit gewannen und eine Art oceanischer Kampfspiele aufführten, bei denen der Kabeljau der Kampfpreis war. Ein wie gewaltiger socialer und politischer Faktor der Fischfang noch immer ist, wird unter anderm daraus klar, daß Großbritannien aus seiner Fischerei noch jetzt jährlich einen directen Vortheil von 8 Millionen Pfund Sterling bezieht.

Wie auf dem Meere der Häring, der Kabeljau und der Wallfisch, so waren auf den weiten Jagdgründen Nordamerika's gewisse Pelzthiere die gesuchteste Beute, und unter ihnen vor allen der überall geschätzte Biber, der ebenso wie jene Fische eine Reihe von bedeutsamen Associationen veranlaßte, die eine mehr oder weniger große politische Wichtigkeit erlangt haben. Die berühmte Nord-West-Compagnie und dann die von dem Deutschen Astor gegründete Jäger- und Pelzhändler-Gesellschaft, die zur Stiftung eines jetzt wichtigen Staates an der Südsee Veranlassung gab, kann man als Beispiele anführen. Aber den großartigsten und bestgeordneten aller modernen Jägerstaaten gründete die allbekannte Hudsons-Bay-Company, die den ganzen weiten Norden des amerikanischen Continents zum Zweck des rationellen Biberfangs politisch organisirt, mit Häfen, Festungen und Städten versehen und unter eine wohlgeordnete Polizei gebracht hat.

Die wilden und flüchtigen Jagdthiere erhalten den Menschen, wenn er sich ihnen ganz hingiebt, periodenweise in außerordentlicher Unruhe und Aufregung, denen dann ebenso periodenweise eine außerordentliche Abspannung folgt. Die Jagd ist reich an Entbehrungen und Hoffnungen. Das

Leben der Fischer- und Jägervölker bewegt sich in den schroffsten Gegensätzen und wechselt zwischen den größten Strapatzen und Anstrengungen und tagelangem Nichtsthun auf der Bärenhaut, zwischen Fülle und Ueberfluß und Mangel und Elend. Ihre Lebensweise ist daher wenig geregelt und „erzieht nicht zu harmonischem Sinn". Sie sind wie die wilden Thiere, denen sie ähnlich werden, im Stande, ungeheure Massen von Nahrungsstoff zu verschlingen und ebenso wieder unglaublich lange zu darben und zu fasten. Körperliche Gewandtheit und die Sinne werden bei Keinem Geschäft mehr geübt, als bei der Verfolgung des flüchtigen Wildes. Im Laufen, in der Feinheit des Gehörs, in der Schärfe des Auges und des Geruchs werden die Jäger ihrem Wilde ähnlich. Wie dieses auch sind sie als Feinde blutdürstig und unbarmherzig. Da sich die meisten Produkte ihrer Arbeit nicht aufspeichern lassen, so erlangen sie auch kein Capital, kein Eigenthum, und daher giebt es keine Reichen, keine Großen, keinen Adel unter ihnen.

Dies ändert sich Alles bei den Hirtenvölkern. So wie der Mensch sich mit einigen Thieren verbündete und statt sie zu morden, sie pflegte, züchtete, ihnen sein Joch auflegte und sie als Sclaven und Mitarbeiter benutzte, gestalteten sich alsbald alle seine socialen und politischen Verhältnisse anders. Vor allen Dingen wurde seine Arbeit, sein ganzes Leben geregelter. Der Hunger seiner Pfleglinge, den er zu stillen hatte, kehrte nach sich gleichbleibenden Intervallen wieder und die Einärndtung ihrer Gaben (das Milchen, die Schafschur ꝛc.) mußte auch zu bestimmten Zeiten geschehen.

Die Industrie und die Erfindungsgabe, die bei dem Jäger nur auf Waffen gerichtet war, wird bei dem Hirten auf viel mannigfaltigere Weise angeregt. Die Hütung, die Einzäunung, die Anspannung der Thiere erfordert verschiedene Vorrichtungen und Geräthschaften. Der Hausrath eines Hirten steht daher schon ziemlich hoch über dem eines Jägers und Fischers. Aus dem Fleisch und der Milch weiß er eine Menge gesunder Speisen zu bereiten. Diese sind stets vorhanden. Die Ernährungsweise des Hirten ist daher viel besser geordnet und gesichert als die des Jägers, der ganz von der Natur und dem Zufall abhängt und zwischen Ueberfluß und Mangel schwankt. Nur die zähmbaren und gezähmten Thiere liefern die nützlichen Haar- und Wollenstoffe, die sich verarbeiten und verweben lassen. Lederbereitung und Webereien, von denen die Jäger nichts wissen, blühen daher bei den Hirten auf. Sie sind demnach auch behaglicher und vollständiger gekleidet, als die Fischer- und Jägervölker.

Ferner erhöhen die Menschen durch die Zähmung und Schulung der starken Thiere ihre Kraft und ihre Beweglichkeit. Durch sie werden sie in den Stand gesetzt, schwere Dinge, Alles, was zum Lager und zu einer Ansiedlung gehört, weithin zu transportiren und in Masse große Wanderungen zu unternehmen. Es entstehen die merkwürdigen Nomadenvölker, die durch ihre Thiere, ihre flüchtigen Rosse, auf denen sie schnell erscheinen und schnell wieder fliehen, ihren Nachbarn so gefährlich werden. Die Hirtenvölker werden demnach durch ihre Thiere politisch mächtiger und gewaltiger, als die fußgängerischen Jäger und Fischer, die

daher auch überall auf Erden vor den Nomaden sich geflüchtet und zurückgezogen haben und auf den alten Continenten nur noch hie und da an den Küsten der Meere oder im Innern der Gebirge existiren. Vom nördlichen Asien kann man unter anderm bemerken, daß der Hauptkörper des Innern dieses Welttheils von Hirtenvölkern behauptet wird, während dieselben die Fischer und Jäger an die äußersten Ränder des Continents hinausgedrängt haben. Wie viel höher ein Volk alsbald zu stehen kommt, wenn es sich auch nur mit einem nützlichen Thiere verbindet, zeigen unter andern die Rennthier-Lappen im Gegensatz zu den Fisch-Lappen, und die Rennthier-Tungusen im Contraste zu den jagenden Tungusen. Jene führen in Folge ihres Bündnisses mit dem Rennthier, das so mancherlei Sorgfalt und Aufmerksamkeit erfordert und ihnen sich dafür so dankbar und nützlich erweist, ein viel wohlhäbigeres und sorgenfreieres Leben als diese, und zeigen sich intelligenter und kräftiger.

Die Jäger und Fischer, die listig wie die Füchse selbst den wilden Thieren nachschleichen und sie in der Einsamkeit überraschen, finden bei ihrer Arbeit und Lebensweise wenig Aufforderung zur Geselligkeit. Die Hirten dagegen, die sich mit ihren Thieren vergesellschaften und sie in ihrem Hause, in ihrer Familie aufnehmen, werden dadurch selbst der Geselligkeit weit mehr geneigt. Bei ihnen findet sich die Neigung zur Unterhaltung, zum Gesange, zur Musik und zum Tanze ein. Sie sind alle große Märchen- und Geschichten-Erzähler und zeigen sich der Poesie in hohem Grade ergeben.

Das wichtigste von allem aber ist dabei wohl, daß durch die Zähmung und Bewältigung der Thiere Besitzstand und Eigenthum geschaffen wird. Der sorgsame und glückliche Hirt kann sich durch Aufmerksamkeit und Klugheit ein bedeutendes, bleibendes und dauerndes Capital schaffen, das er bei seinem Tode auch seinen Kindern hinterläßt, wozu selbst der glücklichste und geschickteste Jäger, der immer nur für einen Augenblick sehr schnell verzehrten Reichthum schafft, nicht im Stande ist. Die sich dem Menschen anschließenden Thiere schaffen daher Privat- und Erbrecht und Alles, was daraus folgt, den Unterschied zwischen Reichen und Armen und weiterhin zwischen Vornehmen und Geringen. Bei den Hirten treten daher Ständeunterschiede auf, einflußreiche und adlige Geschlechter, aus denen sogar große und mächtige Fürstenfamilien hervorgehen können. Fischfang und Jagd sind nicht im Stande, solchen Geschlechtern den rechten Boden zu schaffen. Bei den Jäger- und Fischervölkern giebt es nur persönliches Ansehen, einzelne zuweilen auftretende Helden und Anführer, mit deren Tode sich alles wieder ausgleicht. Auch deswegen sind die Menschen durch Jagd und Fischfang nie zu großer politischer Macht gelangt. Man hat nie davon gehört, daß Jäger- und Fischervölker die Culturstaaten gefährdet oder große Eroberungen gemacht hätten. Hirtenvölker sind dagegen oft in der Geschichte sehr gewaltig aufgetreten, haben große Reiche gestiftet und sogar zuweilen ackerbauende Culturvölker bedroht und (freilich nur vorübergehend) unterjocht.

Allerdings ist dabei noch zu bemerken, daß so gefährlich und mächtig die Nomaden doch meistens nur wieder

durch ein einziges Thier, nämlich durch das Pferd, geworden sind. Nur auf dem Pferde reitende Völker, weder Schaf- und Rinderhirten, noch Rennthier-Lappen, sind je erobernd und gefährlich geworden. Das Pferd ist das einzige Reitthier in der Natur, das dem Menschen die nöthige Beweglichkeit, die Energie im unerwarteten Angriffe und die Schnelligkeit in der Flucht giebt, das einzige Thier auch, das den Muth des Menschen theilt und ihm wiederum seinen Muth einflößt. Ein Reiter zu Pferde in der Steppe, mit seinem Schwert an der Seite, hat jemand gesagt, ist das vollkommenste Bild eines unabhängigen, selbständigen Mannes. Dieses Gefühl der Selbständigkeit und Unabhängigkeit vermag dem Menschen kein anderes Thier als das Roß einzuflößen. Alle andern Last- und Reitthiere müssen vor ihm die Segel streichen. Erstlich das Kameel, das bei weitem nicht so beweglich und lenksam ist; ebenso das Rennthier, das freilich Schnelligkeit genug besitzt, aber südlich vom 60. Breitengrade nicht mehr leben kann; desgleichen der Elephant, auf dem der Reiter zu hoch sitzt und mit dem der kleine Mensch nie zu einem behenden Centauren zu verwachsen vermag; endlich auch die plumpen Büffel und Stiere, die nicht gelehrig und fügsam genug sind.

Wie außerordentlich sich die Sitten, die Macht und die politischen Zustände des Menschen verändern, wenn er sich mit dem Pferde associirt, davon haben wir noch in neuer Zeit zwei merkwürdige Beispiele erlebt, nämlich erstlich im südlichen Afrika beim Cap der guten Hoffnung, wo das Roß unter den Kaffern früher nicht bekannt war,

jetzt aber durch die Europäer allgemein verbreitet ist und eine Revolution und Reform aller Zustände unter den Kaffern zu Wege gebracht hat.

Dann aber vorzugsweise in Amerika, wo es vor der Ankunft der Europäer nur zu Fuß wandernde Jäger und Fischer gab, dann aber durch die Einführung des Pferdes, das sich auf den Savannen und Prairien dieses Continents außerordentlich vermehrte, jene Jäger zu Nomaden und Reitervölkern umgewandelt wurden. Indem sie sich nach dem Beispiele der Europäer des Pferdes bemächtigten und es zügeln lernten, sind mehre amerikanische Völker nicht nur in ihren Gewohnheiten, in ihrer Kleidungs- und Nahrungsweise, in ihren häuslichen Einrichtungen und Geräthschaften, sondern auch in Bezug auf ihre politische Verfassung und Machtstellung ganz andere Leute geworden. Sie haben sich von schüchternen und schwächlichen Fischern und Affenfängern zu unternehmungslustigen und räuberischen Reitern umgewandelt, sind den Tataren und Mongolen Asien's ähnlich und, wie diese durch das Roß gekräftigt, den europäischen Colonisten viel gefährlicher geworden. Beritten, wie sie jetzt sind, leisten die heutigen Nachkommen der Urbewohner der Europäisirung einen viel energischeren Widerstand.

So ist also die Thierzähmung im Vergleich zu der Thierjagd jedenfalls ein Fortschritt in Civilisation und Macht. Das Höchste erreicht der Mensch aber darin allerdings erst mit dem Bodenbau, mit fester Ansiedlung, die nicht durch Thiere, sondern durch die Cultur gewisser Pflanzen hervorgebracht wird. Das Hirtenthum, so lange es das

einzige Geschäft bleibt, gewährt doch nur bewegliches Eigenthum, das auch noch vielen Zufälligkeiten unterworfen ist. Das unbewegliche Eigenthum und ein ganz sicheres Capital, auf dem sich solide, dauernde und vollständig ausgebreitete Culturstaaten aufbauen lassen, schafft erst der Ackerbau. Aber freilich geht dabei auch die Freiheit der Hirten verloren, der Unterschied der Stände wird noch größer. Die Leibeigenschaft, das Feudalrecht wird eingeführt. Die Hirten konnten gewissermaßen wie jener Philosoph sagen: „Omnia mea mecum porto.“ Sie waren nicht an die Scholle gefesselt; sie konnten sich leicht einem auftauchenden Herrscher entziehen, wie sie sich denn, so lange man sie nicht ansässig machte, den Eroberern wirklich immer wieder entzogen haben. So die alten arabischen Hirtenstämme den Kalifen, so die Turanen oder Tataren den Perserkönigen, so die Mongolen den chinesischen Kaisern. In Rußland haben wir es oft erlebt, daß Hirtenvölker dem Czaren entwichen. Hätte man sie bei Zeiten angesiedelt und an den Boden gefesselt, so wäre dies unmöglich gewesen. Aus diesem Grunde haben die Hirtenvölker einen entschiedenen Widerwillen gegen Culturpflanzen. Schon die griechischen Historiker sagen von den Arabern, sie hätten ein Gesetz bei sich gemacht, das bei Todesstrafe verböte, Getreide zu säen, Fruchtbäume zu pflanzen und Häuser zu bauen, und sie unterwürfen sich willig diesem Gesetze, weil sie glaubten, daß diejenigen, welche der genannten Lebensbequemlichkeiten sich erfreuen, gerade derentwillen bereit und sogar gezwungen seien, der Willkühr der Menschen sich zu unterwerfen. Das bewegliche Heerden-

eigenthum, die flüchtigen Rosse sind gerade die Grundlagen ihrer Freiheit.

Bei den ganz im Hirtenthum aufgehenden Völkern wird Alles bis ins Detail durch ihre Thiere, deren Sitten, Charakter, Lebensweise und Bedürfnisse bestimmt. Aber auch noch bei den Culturstaaten besteht ein Hirtenthum fort. Wir haben selbst auf dem Gipfel der Cultur des Dienstes der zahmen Thiere eben so wenig entbehren können, als wir vermocht haben, die wilde Natur, den Wald und die Jagdthiere unter uns zu vertilgen. Wie es daher noch Jäger und Fischer unter uns giebt, so haben wir auch noch Heerden und Hirten unter uns, und auch die gezähmten Thiere zeigen sich auch unsern europäischen Staaten sowohl in socialer als in politischer Hinsicht von Einfluß. Nomadisirende Hirten und Heerden mit vielen Eigenheiten der patriarchalischen Nomaden Asiens haben wir in der Schweiz, in Ungarn und Italien, in Spanien, fast in allen unseren Culturstaaten. In Spanien haben die wandernden Schafheerden, die feinwolligen Merinos, ganz eigenthümiiche Rechtsverhältnisse und sehr sonderbare Privilegien geschaffen. Für diese Thiere grünt und blüht die Weide zu verschiedenen Zeiten des Jahres in verschiedenen Strichen des Landes. Im Frühling behagt ihnen eine andere Gegend als im Sommer, und es ist wiederum der Feinheit ihrer Wolle zuträglich, wenn sie anderswo überwintern. Demzufolge hat man für sie und ihre einflußreichen Herren den ganzen sehr bunten und sehr despotischen Codex der sogenannten „Mesta“ erfunden, das heißt, man hat gewisse den wandernden Schäfern nöthige

Striche und Straßen bestimmt, auf denen diese zu gewissen Zeiten frei marschiren und weiden dürfen, in deren Nähe das Land zu ihrem Vortheil uncultivirt bleiben muß, wo sie überall ihre Nahrung suchen, auch den Wald, jeden Baum und manches Andere benutzen dürfen, ohne irgend eine Abgabe dafür zu geben. Die Schafe wandern auf diesen Wegen zu ihren Weideplätzen in großen Abtheilungen oder Heerden, zu 10,000 Stück jede. Eine solche Heerde steht unter der Leitung eines Oberhirten oder Majorals, der wieder 50 Unterhirten unter sich hat und wie ein Feldherr den ganzen Transport commandirt. Diese eigenthümlichen Privilegien und Einrichtungen der spanischen Mesta sind so alt wie die spanische Schafzucht überhaupt, die man von den Mauren herleitet. Und seit Jahrhunderten vollbringen die Merinoschafe ihren alten Kreisweg durch ganz Spanien. Im 18. Jahrhundert besaß Spanien 12 Millionen solcher Schafe und 30,000 Ober- und Unterhirten.

Dies Beispiel wird zur Genüge zeigen, wie groß auch noch jetzt bei uns in Europa die Einwirkung der Hausthiere auf Verfassung und Sitte ist, und wie breit sich nomadisches Wesen noch unter uns macht. Aehnliche Wanderungen mit ähnlichen Bedingungen und Gesetzen vollbringen in Italien die berühmten sogenannten Bergamasker-Hirten und ihre Schafe. Auch in Ungarn, auch in der Schweiz giebt es noch nomadische und patriarchalische Zustände in Menge. Und wer die Verfassung unserer Dorfbewohner im Harz und in anderen deutschen Gebirgsgegenden, die Heerdenwirthschaft in ihnen und die bedeutungsvolle Stellung, welche sie ihren Kuhhirten geben, untersucht, der

wird auch da überall gewahren, wie groß die Bedeutung der Thiere und das Nomadenthum noch heute in unseren Ackerbaustaaten ist.

Vor allen andern Thieren einflußreich aber ist wieder das Pferd in den Culturstaaten geblieben. Sowohl seine Racen-Eigenthümlichkeiten als auch die Kostspieligkeit seiner Unterhaltung haben es zum Lieblingsthier der höheren Stände aller Völker gemacht. Schon im alten Rom gehörten die, welche sich den Besitz und Gebrauch der Pferde verschaffen konnten, die „Equites“, zu einer höheren oder Adelsclasse. Auch in den germanischen Staaten des Mittelalters waren die Pferdebesitzer, die Reiter oder „Ritter“, vor den übrigen ausgezeichnet, und die höheren Stände aller europäischen Völker haben sich der Art mit dem Pferde verbündet, daß man sich Adel und „Cavalier“ kaum ohne Pferd denken kann. Auch in andern Ländern, z. B. seit uralten Zeiten selbst im fernen Japan, waren die Pferde die Stützen und Attribute des Adels, und ihre Benutzung war dort sogar andern Ständen verboten. Man kann also vom Pferde sagen, daß es überall Aristokratie gefördert und zur Blüthe gebracht hat.

In der Edda wird die Kuh als das Sinnbild des Urquells aller menschlichen Dinge dargestellt und es findet sich in ihr die Mythe, daß die Kuh einmal einen salzigen Stein fleißig beleckte und am Ende leckend und formend eine Menschengestalt aus dem Salzblocke hervorarbeitete. Wahrscheinlich ist das die Idee und Sage eines vom Fischer- und Jägerstande zum Hirtenthum und Rinderbesitz fortschreitenden Volkes, die weiter nichts bedeutet und anpreiset

sollen, als die Humanisirung des Naturmenschen durch Heerden- und Milchwirthschaft. Nach dem Muster dieser Edda-Sage könnte in ähnlichen Mythen behauptet werden, daß jedes Thier nach seiner Eigenthümlichkeit seine eigenen Menschen, Stände und Zustände herausgelockt oder gestaltet habe, z. B. die wilden Jagdthiere die ihnen ähnelnden Nimrods, die Schafe den arkadischen Schäfer, die Pferde endlich den Aristokraten und adligen Ritter u. s. w.

V. Einfluß der Thiere auf Moral.

Die Natur hat in der Seele der Thiere einen merkwürdigen latenten Fond von allerlei tüchtigen und lobenswerthen Eigenschaften niedergelegt. Einige hat sie mit ungemeiner Vorsicht und Klugheit begabt, vielen hat sie bewundernswürdigen Muth und Kühnheit eingehaucht, andern unerschütterliche Sanftmuth und Geduld. Mehren hat sie einen instinctartigen Trieb zu rastloser Thätigkeit eingeflößt. In der indischen Literatur giebt es ein dickes Buch, das bloß über die guten Eigenschaften und Tugenden der Kuh umständlich handelt. In Spanien auf einem im Museum von Madrid hangenden Bilde hat sich ein Maler nicht gescheut, die vier Cardinaltugenden der Christen als vier tapfere Hunde darzustellen, die mit einem ganzen Rudel höllischer Wölfe (den Untugenden) kämpfen. Bei fast allen Thieren finden wir eine warme Liebe zu ihren Jungen und zu ihres Gleichen. Manche ihrer moralischen Eigenschaften wurzeln so fest in dem Temperament der

Thiere und offenbaren sich bei ihnen in so ergreifender und rührender Weise, daß die Menschen sich gegenseitig darauf aufmerksam machten und mithin die Thiere auch gewissermaßen als Tugendwächter und Muster moralisch auf sich einwirken ließen.

„Gehe zur Ameise, du Träger“, so heißt es schon in der Bibel, „siehe ihren Wandel an und werde klug. Sie hat nicht Fürsten und Gebieter und doch bereitet sie im Sommer ihre Nahrung und sammelt in der Aerndte ihre Speise.“ — Wie die Ameise, so ist auch die Biene durch Fleiß und Emsigkeit unter uns berühmt geworden, und der kleine Körper der Biene selbst oder doch die Bienenkörbe und ihre Honigwaben sind von denen, die ihnen nachahmen wollten, häufig in Stein gemeißelt, in Erz gegossen, in Goldringe gestochen oder in Farben gemalt, in Wappen und Devisen als Mementos adoptirt worden. Durch Reinlichkeit, Nettigkeit und Ordnungssinn zeichnen sich viele Thiere aus und könnten darin manchen Menschen als Muster dienen. Salomo soll einmal auf einer Reise einen Ameisenstaat getroffen, mit Bewunderung untersucht haben und dabei, als er erkannte, sein eigenes Reich, obgleich er der weiseste der Könige genannt wurde, sei weniger gut und sorgfältig bestellt, als das dieser Thierchen, so beschämt worden sein, daß er sich hinfüro entschloß, den Ameisen nachzuahmen und sein Regiment besser zu führen. — Ich glaube nicht, daß die Natur solche Proben und Muster von Staatsordnung, Bürgertugend und Industrie ohne Absicht in den Wäldern und Haiden verstreut hat, nämlich

nicht ohne die Absicht, daß sie dem Menschen zur Anregung und zum Muster dienen möchten.

Mit Muth und Kampfeslust sind zuweilen ganz kleine und schwächliche Thiere begabt und ihre Betrachtung hat den Menschen nicht selten zur Nachahmung und zum Wetteifer angefeuert. Es ist bekannt, daß Themistokles einst in einer blutigen Schlacht den Muth des kämpfenden Heeres seiner Landsleute belebte und ihnen den Sieg verschaffte, indem er sie auf das Beispiel zweier im Lager streitender Hähne hinwies. „Diese tapferen Vögel“, sagte er, „setzen nur um des Sieges willen ihr Leben ein. Wie solltet aber ihr Athenienser nicht um so mehr todesmuthig sein, da ihr für eure Götter, für euren Heerd, für eure Weiber und die Wiege eurer Kinder streitet.“ Sprichwörtlich berühmt und oft den jüngern Griechen und Römern als Beispiele der Wachsamkeit aufgestellt wurden die Gänse des Capitols und der Hund von Acrocorinth, dem die Corinther für die Treue und den patriotischen Muth, mit dem er die Burg vertheidigte, ein silbernes Halsband schenkten und den sie zum Staatspensionär machten.

Fast ebenso berühmt wie die Gänse des Capitols und der Hund von Acrocorinth und wie des Themistokles Hähne ist ein anderer „Trompeter des Morgens“ geworden, nämlich der, welcher dem englischen Admiral Berckley gehörte und der sich im Jahre 1753 in einer großen, den Franzosen gelieferten Seeschlacht eben in dem Momente, als an Bord des Admiralschiffs Alles matt und stille geworden war und die erschöpfte Mannschaft sich zur Uebergabe bereitete, in den Mast des Admiralschiffs hinaufflog, die

Flügel zusammenschlug und frisch, laut und munter in den Pulverdampf und die zischenden Kugeln hineinkrähte. Die englischen Officiere und Soldaten, die es vernahmen, verwunderten sich darob, ermunterten sich an dem Beispiele des Vogels, brachten dem Hahne ihres Admirals ein dreifaches Hoch aus, erneuten den Kampf und — siegten. Die Neuseeländer setzen noch heutiges Tages, wenn sie in den Krieg segeln, in jedes ihrer Kanoes einen Hahn zur Anfeuerung des Muthes ihrer jungen Leute.

Der griechische Gesetzgeber Solon hielt so viel von dem moralischen Einfluß der Thiere auf den Menschen, daß er einige derselben als beständige Lehrmeister in die Gesellschaft eingeführt wissen wollte. Er befahl unter Anderm, daß man von Zeit zu Zeit Wachteln in Gegenwart der Jugend, um diese zum Muthe und zur Tüchtigkeit anzureizen, mit einander kämpfen lassen sollte.

Die Hähne, die Adler, die Tiger, die Löwen und andere kampflustige Thiere, welche sich verschiedene Nationen mit ausgebreiteten Flügeln, oder mit erhobenen Tatzen und heraldisch weit aufgesperrtem Rachen als Reichswappen erwählten, oder, wenn sie in den Krieg zogen, als Feldzeichen vor ihren Heeren einhertragen ließen, und welche sie dann in ihren patriotischen Kriegsliedern besangen, haben vielfach zur Belebung des Muthes, freilich auch zur Anfachung der Habsucht und Ländergier gedient. Johann von Arragonien hatte auf seinem Siegelringe, auf seinem Schilde, auf allen seinen fürstlichen Geräthschaften das Bild eines Salamanders im Feuer mit der Ueberschrift „durabo“ (Ich werde ausdauern) vor Augen.

König Ferdinand in Neapel stiftete im Jahre 1464 einen Orden, dem er das stets geputzte und seiner Reinlichkeit wegen berühmte Thier, das schneeweiße Hermelin, ins Schild gab, mit der Devise: Malo mori quam sordari (lieber will ich sterben als mich beflecken). Ein Papst (Johann XVI.) hat den Vogel, der sich der Sage nach seinen Jungen opfert, den Pelikan, erkoren und ihn auf Wappen, Denkmünzen, unter andern auch auf den sogenannten Pelikans-Thalern darstellen lassen mit Ueberschriften wie folgende: „non sibi sed aliis“ (nicht für sich selbst, sondern für andere) oder „pro patria consumor“ (ich verzehre mich für's Vaterland). Wie diese Pelikan- und Hermelin-Orden, so hat es auch Schwanen-Orden, Adler- und Elephanten- und viele andere Orden gegeben, die sich an die Thierwelt wandten, um ihr irgend ein animirendes Symbol zu entlehnen. Von jeher ist bei allen Völkern und namentlich beim europäischen Adel im Mittelalter die moralisirende Verwendung der Thiere in der Heraldik sehr häufig gewesen. Man setzte unter Beifügung von Sprüchen und hübschen Mottos ihre Bilder in Wappen und auf die Zinnen und Pforten der Häuser und Burgen. Sie dienten daselbst gewissermaßen als Hieroglyphen, als kurzgefaßte und auf den ersten Blick verständliche und eindringliche Mahnungen.

Fast auf allen Kirchthürmen unserer Städte und Dörfer spreizt sich der stolze und schöngeschmückte Beherrscher unserer Hühnerhöfe, der rüstige Hahn, das Sinnbild der Wachsamkeit und der Zeitordnung. Die Attribute und Beinamen „der Löwe“, „der Bär“ &c., die man anfänglich wegen

gewisser Analogien einzelnen Individuen gab, wurden nach und nach bleibende Namen der Familien und Geschlechter. Und so haben wir denn noch heutzutage — besonders wir Deutschen — eine Menge von ominösen Vor- sowohl als Zunamen, die wie z. B. „Schwanhilde“, oder „Bernhard“, oder „Wolfgang“, oder „Waldemar“ rc. auf den Wald und seine Thiere ebenso zurückführen, wie viele andere neben ihnen gebräuchliche (Michael, Gabriel) auf die Heiligen und Schutzengel.

Vieles, sagt Aristoteles, hat der Mensch von den Thieren gelernt, und er führt dann mehre Heilpflanzen an, welche die Thiere in Leiden und Krankheit instinctmäßig aufsuchen und dem Menschen bemerklich gemacht haben, — den Aderlaß, den im Frühling bei wallendem Blut die Pferde durch Bisse in die Brustader an sich vornehmen — Heilquellen und Bäder, welche die Thiere in den Waldverstecken ausfindig machten und dem Menschen verriethen, — die phönizische Purpurschnecke, deren schöne Farbe das vom Biß gefärbte Maul eines Schäferhundes an den Tag brachte, und mehres Aehnliche.

Es giebt aber noch g a n z a n d e r e und meiner Meinung nach viel interessantere Dinge, die Aristoteles als solche hätte bezeichnen können, in Bezug auf welche der Mensch von den Thieren gevortheilt hat. Sind nicht manche Thiere, z. B. die Lämmer, die Tauben wahre Muster von Langmuth und Geduld, Vorbilder von Sanftmuth und Harmlosigkeit, und in ihrer äußeren Erscheinung der rechte Ausdruck und die eigentliche Personificirung dieser Eigenschaften. „Tauben-Unschuld“ und „Lammes-Geduld“ sind

daher bei uns sprichwörtlich geworden; desgleichen die unerschütterliche Ergebenheit und Treue des Hundes, des zuverlässigsten Freundes der Menschen. Bei Schmerzen und Krankheit äußern fast alle Thiere einen rührenden Duldersinn. Sie leiden meistens ohne Klage und gehen dem Alter, der Schwäche und dem unabwendlichen Tode oft ganz still und ohne Widerstreben entgegen, viel ruhiger als der ungeduldige Mensch, der sie darin nachahmen könnte. Ihr natürlicher Tod ist in der Regel — nach der sehr richtigen Bezeichnung unserer Jäger — ein allmähliches ruhiges „Verenden." Wer kann ohne Rührung ein Thier leiden und enden sehen? Und ist denn nicht eine solche Rührung schon ein Anfang zu einer Moral? Macht doch der melancholische Ritter Jaques in Shakespeare's „Wie es Euch gefällt" das Schauspiel eines seufzend sterbenden Rehes zu einer ganz ergreifenden Sittenpredigt!

Die Beobachtung der geduldigen, ruhigen, friedfertigen, treuen und dankbaren Thiere und der Umgang mit ihnen hat etwas ungemein Besänftigendes und ist im Stande, bildend und kräftigend auf den Charakter des Menschen zu wirken. Unsere Schafhirten sind gewöhnlich stille und leidenschaftslose Seelen. Wie mancher Misanthrop, der mit der kritischen, haderlustigen und zänkischen Menschheit zerfiel, hat doch noch durch die Thierwelt sich wieder mit der Gottheit versöhnt, wenn er sah, welche Liebe sie ihren Jungen erwiesen, mit welcher Sorgfalt sie ihnen das Nest bereiteten, mit wie viel Hingebung sie ihr Leben vertheidigten. Wie manches wunde Gemüth hat sich zur Pflege seiner Tauben, Schafe und Rinder in den Schoß der Natur zurückgezogen

und dort Frieden und Trost gefunden, oder auch wohl nur in der Gesellschaft eines gehorsamen Hundes, der ihm ein treuer Freund wurde, sich das Gemüth warm, soll ich sagen die Religion lebendig und rege erhalten!

Ein Seelenkenner hat sogar behauptet, daß jedem Menschen ein intimes Verhältniß mit den Thieren zur Bildung und Kräftigung seines Charakters sehr dienlich und von Nöthen sei. Und in der That gewahren wir nicht selten, wenn wir ins Leben blicken, daß gemeiniglich allen unheimlichen Charakteren und hartsinnigen Gemüthern der geheime Zug des Herzens zu den Thieren, die stille Sympathie mit ihnen gänzlich abgeht. Die Geschichte zeigt uns großherzige und gemüthvolle Männer sehr häufig mit einem Thiere im Bündnisse, wie z. B. Alexander den Makedonier mit seinem Bukephalus, — Friedrich den Einzigen mit seinen Hunden, — Franz I. von Frankreich mit seiner merle de roche (Amsel), — Heinrich VIII. von England mit seinem Papagei, den er so liebte, daß er einen Gelehrten hoch besoldete, um seine Lebensgeschichte zu schreiben, — Kaiser Maximilian mit seinem Pelikan, dem er im Alter 4 Thaler täglich zu seiner Nahrung aussetzte, — den heiligen Rochus mit seinem Reh, das ihn auf Schritt und Tritt begleitete, — den Philosophen Leonicus Thomäus mit seinem Kranich, den er 40 Jahre lang fütterte und mit dem er an einem und demselben Tage starb, — zahlreiche andere große Geister, Fromme, Heilige, Eremiten, Philosophen, mit Löwen, Lämmern, Tauben, Adlern oder andern Geschöpfen, die sie sich geneigt gemacht hatten; wohingegen sie uns auf einem andern Blatte viele Despoten und Menschenquäler zeigt, die

auch schon in ihrer Jugend Thierquäler waren. Thier- und Menschenfreundlichkeit sind gewöhnlich beisammen und rufen sich auch gegenseitig hervor. Jean Jacques Rousseau sagt, er habe sich beim Botanisiren nie unglücklich gefühlt und habe auch unter Kräutern und Blumen nie böse Anwandlungen und Gelüste in sich gespürt. Ein ähnliches Lob und denselben Erfolg könnte man recht wohl dem Umgange mit Thieren zuschreiben.

Da die Naturmenschen immer seltener werden, die Thiere aber stets dieselben unveränderlichen Naturkinder bleiben, so mögen wir sie als einen wundervollen Schatz von Natürlichkeit ansehen, bei dessen Betrachtung wir uns corrigiren und in den Schoß der Natur zurückführen lassen können. Die ärgsten und raffinirtesten Verbrecher sind immer von den Städten, wo es mehr Menschen als Thiere giebt, ausgegangen. Auf der Haide bei unsern Hirten und Ochsentreibern findet sich wohl etwas größere Derbheit, aber die Leidenschaften gehen nicht so viele Schleichwege, wie bei den Bewohnern der Städte, und auf Gift und Meuchelmord kommen sie nicht so leicht. Es ist mir in dieser Hinsicht schon in der alten biblischen Geschichte immer merkwürdig gewesen, daß es nicht Abel, der gutmüthige, im Schooße der Thierwelt lebende Hirt, sondern Kain, der habsüchtige Ackerbauer war, der auf den ersten Mordgedanken kam. — „Das friedliche Zusammenleben des Menschen mit den Thieren, wie es uns die Sage von den arkadischen Hirten zeigt, ist eins der lieblichsten Bilder, über das der wohlthätige Schein des Friedens, der Seelenruhe und der Tugend ausgegossen ist.“ Von diesen arkadi-

schen Thierfreunden gingen die schönsten Bestrebungen für Humanisirung aus.

Aber wir haben es kaum nöthig, an das sagenhafte Arkadien zu appelliren, um zu beweisen, daß der Schöpfer uns die Thiere als Stützen unserer Moral beigegeben hat, daß man sie unter den andern Einflüssen, durch welche die Natur die Nationen formt und erzieht, als einen der wichtigsten Factoren bei der Gestaltung des nationalen Charakters betrachten kann. Wir mögen unter andern nur an unser heutiges England denken, wo den Thieren ein noch bequemeres Paradies bereitet ist als in Arkadien, und wo fast alle Stände und Classen, sei es als Jäger, oder als Pferdezüchter, oder als Hundeliebhaber, oder als Heerdenbesitzer, oder als Hühner- und Taubenpfleger, oder Mitglieder zoologischer Gesellschaften und als Subscribenten zu Thiergärten einen mehr oder weniger intimen Umgang mit den Thieren pflegen. Bloß über den Tauben-Cultus in England ließe sich viel sagen. Diese sanften Thiere stehen dort unter dem Schutze des Parlaments. Es giebt dort nicht weniger als 3 Millionen Haustauben, die auf 20,000 Schlössern und Häusern leben und an die ihre Liebhaber jährlich nicht weniger als 5 Millionen Scheffel Getreide verfüttern. Ich kann nicht umhin, zu glauben, daß diese auffallende Hinneigung der Engländer zur Thierwelt ein sehr wesentlicher Zug ihres Charakters geworden ist und daß die englischen Thierfreunde und ihre Schützlinge als eine starke Stütze der englischen Humanität zu betrachten sind, sowie ich wohl ebenso glauben möchte, daß es dem Charakter und der Moral anderer Nationen, bei denen

das Thier mehr verachtet und geplagt als gepflegt wird, wie z. B. den Italienern oder Franzosen, auch in Hinsicht auf Moralität sehr vortheilhaft sein würde, wenn ihre Dichter, ihre Naturforscher, ihre Maler, ihre Thierzüchter ihrem Herzen die Thiere wieder etwas näher bringen könnten.

VI. Ueber die Rolle, welche die Thiere in der Poesie und Kunst spielen.

Mit der Bedeutung, welche die Thiere unter uns nach dem eben Gesagten als Sittenprediger haben, hängt auch sehr innig die Figur zusammen, die sie auf den Gebieten der Poesie und Kunst machen. Und in dieser Hinsicht mag ich zuerst die Bemerkung voranschicken, daß die Thiere auf Erden zu den vornehmsten Trägern der Lebenslust, der Freude und Heiterkeit gehören. Sie sind meistens frisch, munter und — „gesund wie die Fische". Kränkelnde, sterbende Thiere bekommt man in der freien Natur kaum zu sehen. Was stirbt und leidet, versteckt sich. Nur das fröhliche Leben macht sich vor unsern Augen breit.

Die äußere Erscheinung ist bei vielen anmuthig und gefällig, bei den meisten wenigstens ausdrucks- und charaktervoll. Ihre Bewegungen sind graziös und bei der Mehrzahl außerordentlich gewandt, energisch und wechselreich. Ihre Sprache oder ihr Geschrei ist meistens ein Ausdruck frischen Muthes, zuweilen eine äußerst reizende Musik voll Lust und Munterkeit, seltener eine melancholische Klage, aber

auch dann oft gefällig wie beim Schwanengesange oder der Nachtigall.

Wir verlangen daher von jeder Landschaft, die uns gefallen soll, vor allen Dingen, daß sie von munteren Thieren belebt werde. Ein stummer, lautloser Wald ohne Vogelgesang erscheint uns unheimlich. Dagegen sind wir mit ihm schon zufrieden, wenn wir auch nur in der Ferne ein Paar Rehe zwischen den Bäumen entschlüpfen sehen. Ja ein elastisches Eichhörnchen, das in den Zweigen hüpft, vermag die ganze Stimmung im Walde zu verändern.

Selbst das Wasser, wenn nicht eine Ente darauf schwimmt, oder wenn wir nicht Fische darin wissen, schelten wir todt. Auch der schönste Rosenbusch muß von Schmetterlingen und tanzenden Libellen umflattert sein, und sogar die hohen steinernen Thürme unserer Städte gefallen uns am besten, wenn die fröhlichen Schaaren der sich haschenden und scherzenden Schwalben sie umschwirren.

In den Einöden und Wüsten, wo es wenig Thiere giebt, da werden sie, wenn sie erscheinen, von den Reisenden mit einem Entzücken begrüßt und mit einer Aufmerksamkeit behandelt, die uns Stadtleuten fremd ist. „Eine Eidechse, ja ein Paar Ameisen, die man im Sande oder an den Felsen sich sonnen sah, sind Ereignisse, mit welchen sich die Gespräche einer asiatischen oder afrikanischen Karawane stundenlang beschäftigen und für das Vögelchen, das bei einem Wüstenbaume oder bei einer der umher stehenden Palmen einen flüchtigen Besuch machte, thut gern jeder seine Hand auf, um ihm für sein Lied mit einigen Getreidekörnern zu lohnen.“ Zu welchem frischen und fröhlichen

Lobgesang hat nicht der Anblick des munteren Thierlebens den königlichen Psalmisten veranlaßt, und wie hellfarbig ist nicht das Bild, das er in kurzen Versen davon entwirft, „wie die Thiere herbeilaufen, an den Wassern zu trinken, die zwischen den Bergen dahinfließen, und wie das Wild bei den Quellen seinen Durst löscht. An denselbigen sitzen die Vögel des Himmels und singen unter den Zweigen. Daselbst nisten sie und die Reiher wohnen in den Tannen. Die hohen Berge sind der Gemsen Zuflucht und die Steinklüfte der Kaninchen. Im Meere, das so groß und weit ist, wimmelt es ohne Zahl, da sind die Wallfische, die Du gemacht hast, daß sie darinnen scherzen. Sie warten alle auf Dich, daß Du ihnen Speise gäbest zu ihrer Zeit."

Manchen Thieren gewähren wir nur um der Heiterkeit willen, die sie um sich her verbreiten, ein Asyl in unseren Wohnungen und in unseren Familien. So z. B. den Affen, den Papageien, den Elstern wegen ihrer lärmigen und lustigen Sitten und Manieren, den Lerchen, den Drosseln und anderem Gefieder wegen des munteren Gesanges, mit dem sie selbst an trüben Tagen unser Haus wie mit Sonnenschein erfüllen, den Schwalben und den Störchen wegen ihres zutraulichen und freundlichen Wesens, wegen ihres Gezwitschers und wegen ihres Nesterbaues, durch den sie uns mit Bildern des Friedens und der Liebe umgeben. Und selbst diejenigen Geschöpfe, die wir zunächst nur eines anderweitigen Nutzens wegen bei uns halten, die treuen und wachsamen Hunde, die kakelnden Eierleger, die blökenden Milchspender, die gehorsamen Lastthiere, die harmlosen Wollträger, sie alle erfreuen noch nebenher unser Auge und Ohr,

unser Herz und unsere Seele mit so wohlgefälliger Zuthat von Liebkosungen, von dankbaren Schmeicheleien, von geselliger Freundschaft und behaglicher Gemüthlichkeit, sie sind alle so sehr mit unserm Familienleben und mit unserer Häuslichkeit verflochten, daß wir uns dies Alles ohne sie kaum so ansprechend und poetisch denken können. Unsere Dichter pflegen daher menschliche Familien- und Hausscenen nicht zu besingen und unsere Maler können sie nicht malen, ohne gleich mitten zwischen den Menschen ein Paar der ihnen beigesellten Thiere figuriren zu lassen. Eine recht idyllische und paradiesische Friedensscene, die der Ausdruck ganz gemüthlichen menschlichen Glückes und ächter Behaglichkeit sein soll, bringen sie gar nicht zu Wege, ohne den guten Phylax beizufügen, der dem Hausherrn zu Füßen liegt, oder ohne das traute Kätzchen, das zusammengekauert neben der Großmutter sitzt, oder ohne ein Zicklein oder Schäfchen, das die Kinder mit bunten Bändern schmücken, oder ohne die Tauben, Hühner und Enten, welche die beim Familienfeste abfallenden Brosämlein aufpicken. Sogar unsere Raphaels und Coreggios haben, wenn sie die Geburt und Wiege des Welterlösers darstellten und dabei in der Luft das himmlische Licht und die lobpreisenden Engel schweben ließen, auch immer nebenher das liebe Vieh nöthig gehabt, und haben, um die rechte Stimmung hervorzurufen, zwischen den erstaunten Gesichtern der Hirten und Heiligen auch jedes Mal einige Köpfe friedfertiger Rinder und gleichmüthiger Esel hingestellt. Auch jenem brillanten Triumphzuge der siegreichen preußischen Garden in Berlin, den wir erst kürzlich erlebten, gaben die treuen Hunde der Soldaten

und die Regiments-Ziegen, die den Feldzug in Böhmen mitgemacht hatten und die nun, mit Kränzen geschmückt, mit den Truppen einzogen, einen recht heiteren und poetischen Beischmack.

Die Thiere bieten der Poesie und Kunst gar mancherlei interessante Seiten und Eigenschaften dar, durch welche sie sich als zu einer bedeutenden Rolle in diesen Zweigen der menschlichen Geistesthätigkeit berufen zeigen.

Zunächst haben sie an und für sich selbst als schöne oder charakteristische Naturprodukte unsere Sänger und Maler begeistert und haben dieselben veranlaßt, sie direct und ohne weitere Beziehung auf den Menschen zum Thema ihrer Darstellungen zu machen. Und auf diese Weise haben sie zu verschiedenen Kunst- und Dichtungszweigen Veranlassung gegeben, namentlich zu der Thiermalerei, zu den bukolischen und Schäfergedichten, zu den munteren Jagdliedern und zu manchen Gattungen der Naturpoesie, welche sich wie jener schon oben von mir citirte hundertvierte Psalm mit der Besingung und poetischen Verherrlichung der Thierschöpfung beschäftigen.

Alsdann aber personificiren einige Thiere gewisse allgemeine Eigenschaften aller lebenden Wesen und namentlich der Menschen in so vollkommener oder idealischer Weise, daß daher sowohl Dichter als Künstler sich auch dann vielfach an sie gewendet haben, wenn es ihnen auf die Thiere selbst und ihr malerisches oder poetisches Thun und Treiben gar nicht ankam, sondern nur darauf, den Menschen durch effectvolle und allgemein verständliche Symbole und Vergleiche zu verherrlichen.

Der Löwe ist in seinem ganzen Körperbau, in seiner donnernden Stimme, in seinen gelockten, buschigen Mähnen, in der Musculatur seines Antlitzes, in den starken Knochen und Sehnen seiner gedrungenen und markigen Schenkel und Tatzen der vollendetste Ausdruck von Muth und Kraft. Jeder Zoll an ihm ein Löwe. Mit Recht ist er zum König der Thiere erhoben worden. Die Aegypter gaben der Sonne das Zeichen des Löwen und die Dichter aller Völker haben sich, wenn sie ihre Makkabäer, ihre Volkshelden, ihre Heroen schildern wollten, an den Löwen gewandt und an seiner Erscheinung ihre Phantasie entzündet. Der „Löwenmuth“ ist in allen Ländern sprichwörtlich und „der Löwe“ oder „Löwenherz“ oder, wie die Perser sagen: „der Löwe Gottes“ sind populäre Beinamen vieler gefeierter Kämpen geworden. Bei den Künstlern ist ein schlafender Löwe oder ein mit Gebiß und Schweif drohender Löwe ein eben so beliebtes Symbol für einen ausruhenden oder zum Kampf bereiten Helden geworden. Unter andern hat auch der bekannte Künstler in der Schweiz, der die Heldenthaten und den Opfertod der treuen Trabanten der Bourbonen poetisch und monumental darzustellen hatte, sich dazu des sehr poetischen und kühnen Bildes eines verwundeten, in seine Höhle zurückgezogenen und seinen Geist aushauchenden Löwen bedient.

Der Adler mit seinen gewaltigen Fittigen, auf denen er sich leicht und mit geringer Anstrengung zu den Wolken erhebt, ist ein Beherrscher der Lüfte. Er schwebt schwindellos über Abgründen und Schlünden und blickt unverwandt der Sonne in das blitzende Auge. Die alten Griechen

haben ihn dem Donnerer Zeus als Attribut an die Seite gegeben und unsere Dichter haben, um Kühnheit, Energie und Höhe des Gedankenfluges anschaulich zu machen, unter allen sichtbaren Dingen nichts Passenderes als den Adler finden können. Man kann sagen, der Adler ist in solchen Fällen die gewöhnliche Zuflucht aller Poeten.

Zuweilen haben sie nicht den ganzen Vogel genommen, sondern nur seine Flügel, und reden daher blos vom „Flügelschlage“ oder von den „Fittigen der Gedanken“. Die Künstler verwenden diese den Vögeln entlehnten Fittige, — oft auch nur einzelne „Federn“, als Symbole des Flugs, des Schwunges, der Begeisterung, oder auch blos der Schnelligkeit auf sehr verschiedene Weise, und wählen dazu, je nachdem der Fall ist, sehr verschiedene Flügel. Adlerflügel setzen sie dem Pegasus, dem Gotte der Zeit, der Fortuna an, Schmetterlingsflügel der Seele und anderen leichten Genien, Taubenflügel den Engeln, garstige, krallige und häutige Fledermausflügel den bösen Dämonen und den Furien. —

Nach dem Adler und Löwen ist wohl kein Thier so häufig in die Gesellschaft der Menschen und der Musen eingeführt worden als das Roß. Es gehört wie das Kameel zu den fünf Thieren, denen Mohamed das Paradies eröffnet hat. Es hat fast bei allen Völkern als Dichterroß eine Apotheose erlebt. Als geflügelter Pegasus ist es von den Poeten und Künstlern häufig verherrlicht. Die Walkyren reiten es in den Sagen der alten Germanen, und in den Märchen der Türken sitzen alle berühmten Helden

auf irgend einem sehr berühmten Pferde. Das Thier macht eine so noble Figur, daß man es neben dem Löwen wohl als das schönste vierfüßige Geschöpf auf Erden bezeichnen kann. Es giebt außer dem Löwen kein anderes Thier, mit dessen Studium und Darstellung sich die Künstler, namentlich die Bildhauer, eifriger abgegeben hätten, als das hochtrabende Roß. Mit der Vorstellung von Königthum und Heldenthum ist es so verwachsen, daß wir Könige und Helden am liebsten und fast nur als Cavalleristen darstellen. Reiterstatuen sind eine fest ausgeprägte Gattung von Statuen.

Ein Naturforscher hat das ganze Thierreich einen in seine Theile auseinandergelegten menschlichen Organismus genannt und insbesondere die Thierseelen als eine in ihre verschiedenen Elemente, Kräfte und Anlagen zerlegte Menschenseele. Aber bei den Menschen, die sich in Kleider, Mienenspiel, Sprache und mancherlei anderweitige Vermummung einhüllen, hat man erst viele Studien anzustellen, um zur Erkennung ihrer Eigenschaften und Anlagen und des eigentlichen Kerns und der Bedeutung ihres Wesens zu gelangen. Die Thiere sprechen das Viel oder Wenig, was sie zu sagen haben, ganz unumwunden und sehr handgreiflich aus. Manche von ihnen, z. B. die Taube oder das Lamm, sind so ganz und gar geduldig und sanftmüthig, so durch und und durch lämmer- und taubenhaft, — andere, z. B. der Igel und das Stachelschwein, so auf dem ganzen Leibe widerhaarig, feindselig und unnahbar, — wieder andere, z. B. der Schmetterling, so exquisit flatterhaft, so idealisch windig und leicht, daß man sich gar keine ausdrucksvollere

Personificirung der gepriesenen Friedfertigkeit, oder der Widerspenstigkeit, oder des Wankelmuths denken kann, als man sie bei den genannten Tauben, Igeln und Schmetterlingen vor Augen hat, wie es denn auch im Gegensatz mit dem letztgenannten in andern Regionen des Thierreichs, z. B. unter dem Rindergeschlechte, wahre Ideale von gelungener Derbheit und dummer, plumper Grobheit giebt. Dies Alles hat denn wieder die Thiere den Dichtern ganz besonders empfohlen.

Der alte Patriarch der Dichter, Homer, nimmt seine poetischen Vergleiche mit Vorliebe aus der Thierwelt. Man könnte aus seinen Werken eine reiche Blumenlese von Thier-Gemälden, die er den von ihm ausgeführten Scenen aus der Menschengeschichte als Gegenstücke an die Seite setzt, zusammensuchen. Den wilden Diomedes unter den fliehenden Troern vergleicht er mit dem „Wolfe unter den Schafen“, — den Odysseus, wenn er über seine kleine Schaar Revue hält, „mit einem Widder dickwolligen Vließes, welcher die große Trift weißschimmernder Schafe durchwandelt“; und an einer andern Stelle den Völkerfürsten Agamemnon mit einem Stier.

> So wie der Stier in der Heerd' nun herrlicher wandelt vor Allen,
> Männlich stolz, dann ragt er aus den Rindern hervor auf der Weide.
> Also verherrlichte Zeus an jenem Tag' Agamemnon,
> Daß er hoch aus vielen hervorschien unter den Helden.

Wiederum den streitbaren und kampflustigen Menelaos, als er seinen Feind, den troischen Alexandros erblickt und, wuchtigen Schrittes einhergehend, mit einem Löwen, der sich

freut, wenn ein gehörnter Hirsch oder ein Gemsbock dem Hungrigen nahe kommt, — „so war froh Menelaos, den göttlichen Held Alexandros dort mit Augen zu schauen“.

Sehr lebhaft und treffend ist in der Ilias das Bild, wo Paris sich aufrafft und hurtigen Fußes durch die Straßen Troja's herbeieilt, wie ein junges Stallroß, das muthig den Halfter zerriß und stampfenden Laufes ins Feld eilt trotzender Kraft. „Hoch hält es das Haupt empor und rings um die Schultern fliegen die Mähnen einher. Doch stolz auf den Adel der Jugend tragen die Schenkel es leicht zur bekannten Weide. Also wandelt Paris herab den Weg von Pergamos' Höhe freudiges Muthes“.

Man sieht, daß Homer die Thiere, die er zum Vergleich herbeizieht, sehr sorgfältig zeichnet und daß er sich der Eindringlichkeit und Kraft seiner Thier-Gleichnisse bewußt ist. Die Saumseligen zur Feldschlacht, die verdutzt und unentschlossen vor den Feinden stehen, vergleicht er mit Hirschen, welche durch die Jagd besinnungslos geworden.

Warum steht ihr dort so betäubt, wie die Jungen der Hindin,
Die, nachdem sie ermattet vom Lauf durch ein weites Gefilde
Dastehen, nichts im Herzen von Kraft und Stärke noch fühlend,
Also weilt ihr jetzt betäubt, nnd starrt vor der Feldschlacht.

An verschiedenen Stellen seiner Dichtungen illustrirt er das Getümmel der Kämpfenden oder hin- und hermarschirenden Kriegertruppen mit den Schaaren der schreienden Kraniche unter dem Himmel, oder mit dem Gewimmel

schwirrender Bienen, wenn sie daherziehen aus der Felsenhöhle, in unsäglichen Schwärmen sich erneuernd. Andere entfliehen hierhin unzählbar, andere dorthin.

In den alten Dichtungen der Inder, dieser so entschiedenen Thierfreunde, findet man die Thierwelt noch weit häufiger zu Gleichnissen benutzt und noch zahlreichere und sorgfältigere Thiergemälde ausgeführt, als bei den Griechen. Auch die heiligen Schriften des alten Testaments, die zum Theil mitten unter Hirten und Heerden geschrieben wurden, sind voll davon. Es wäre aber nicht schwer, auch aus Shakespeare und anderen unserer modernen Dichter Aehrenlesen dieser Art anzustellen, die uns zeigen könnten, wie kräftige und effectvolle Töne und Bilder auch wir noch jetzt immer aus diesem alten Farbentopfe hervorheben.

Bei manchen Völkern dreht sich, wie ihr äußeres Leben, so auch ihr ganzes Denken und Dichten nur um ein einziges Thier. So haben z. B. die dichterischen Ergüsse der Lappen außer ihrer Geliebten fast nur noch *ein* Thema, nämlich das Rennthier. So ist auch bei den Magyaren das Pferd in ihre Poesie so zu sagen mit Haut und Haaren aufgegangen. Sein Pferd und natürlich, was damit zusammenhängt, die Pusten oder Pferdetriften besingt der Ungar unabläßig und von ihm nimmt er *alle* seine Bilder und Vergleiche her.

Allgemeiner bei fast allen Völkern und fast zu allen Zeiten hat wohl kaum ein anderes Thier zur Dichtung mehr angeregt, als das wegen seines milden Naturells so überall beliebte Schaf, das Sinnbild der Aufopferung, der Geduld und des inneren Seelenfriedens. Die Bibel ist voll von

poetischen Anspielungen auf das Schaf und seine Lämmlein. Die Kinder Gottes vergleicht sie beständig mit ihnen: „Gott ist mein Hirt, es wird mir nichts mangeln; er lagert mich auf grüner Weide; er leitet mich an stillen Bächen“. Vom guten Hirten sagt sie: „er rufe seine Schafe bei Namen und führe sie hinaus. Und wenn er seine Schafe hinausgelassen hat, so gehet er ihnen voran, und die Schafe folgen ihm nach; denn sie kennen seine Stimme“. Christus nennt sich selbst einmal einen guten Hirten, welcher das Leben läßt für seine Schafe. Auch dichtete er die allgemein beliebte Parabel vom verlorenen und wiedergefundenen Lamm. Auf zahllosen Gemälden, Grabsteinen, Sarkophagen, Gemmen, Glasscheiben haben die Künstler diesen guten Hirten und wie er das wiedergefundene Schaf auf seinen Schultern herumträgt, dargestellt. Hinterdrein und in späterer Zeit wurde Christus selbst, das „Agnus Dei“, das die Sünden der Welt trägt, unter dem Bilde eines Lammes gedacht, dargestellt und verehrt. Aus früherer christlicher Zeit sieht man Compositionen wie folgende: Das Lamm (Christus) steht auf einem Hügel (dem Berge Gottes), zur Seite 12 kleine Lämmer (die Apostel). Vom Gipfel des Hügels strömen vier Flüsse herab (die vier Evangelien) und an den Ufern derselben weiden andere zahlreiche Lämmer (die Christen). Es zieht sich also, mit einem Worte, durch den ganzen christlichen Cultus eine eigenthümliche Art von Schäferdichtungen.

Eine andere Gattung von Schäfergedichten, die ursprünglich wohl aus Arkadien, wo die griechischen Hirten den Schafen zuerst vormusicirten und vorsangen, stammen,

ist später aufgetreten. Diese moderne Schäferpoesie hat zuweilen, z. B. im Anfange des vorigen Jahrhunderts in Frankreich und Deutschland so grassirt, daß damals fast alle Dichtungen so zu sagen aus Lammwolle gesponnen waren. Denn wenn alle diese sogenannten „Schäfereien“ am Ende durchaus nicht vom Schaf selbst, sondern vielmehr von den Liebesangelegenheiten und Intriguen der Menschen handelten, so hatte doch das friedliche Schaf nicht nur den Namen, sondern auch den Ton und die Grundstimmung dazu hergegeben, und der zahme Charakter dieses Thieres bildete so zu sagen die Folie oder den Hintergrund zu jener ganzen zahmen arkadischen Dichtungsgattung.

Außer den genannten haben sich auch noch viele andere Thiere, weil sie in gewissen Dingen das Höchste zu leisten scheinen und weil sie dazu so sehr populär geworden sind, in die Verse unserer Dichter und in die Sprichwörter des Volks und in unsere ganze Literatur eingeschlichen. So der „blutdürstige Tiger“ oder der „gierige Wolf“ als häufig benutztes Sinnbild für unbarmherzige Tyrannen, so die leise schleichende und „listige Schlange“ als Symbol der Klugheit und Hinterlist, so die giftige und „garstige Kröte“ für Personificirung des boshaften Neides. Wie alt die poetische und symbolische Rolle ist, welche einige Thiere, selbst oft nur ganz kleine und unbedeutende, unter den Völkern gespielt haben, mag ich beispielsweise auch an der Fliege zeigen. Dieses Thierchen verräth besonders im Spätherbst eine Keckheit und Frechheit sonder Gleichen, belästigt Thiere und Menschen auf unerhörte Weise und läßt sich durch wiederholte Drohungen und Abwehr keineswegs an

stets erneuerten Anfällen behindern. Diese Beobachtung hat uns veranlaßt, auch lästige Menschen mit diesen unverschämten Thieren in Parallele zu bringen. Dasselbe geschah schon zur Zeit Homers, der mehre Male die Dreistigkeit seiner Helden mit der Zudringlichkeit der Fliege vergleicht und der von Menelaos sagt, daß des Zeus blauäugige Tochter ihm die Schultern und die strebenden Kniee mit Kraft gestärkt und ihm in das Herz „die unerschrockene Kühnheit der Fliege“ gegeben habe,

> welche, wie oft sie immer vom menschlichen Leibe gescheucht wird,
> doch anhaltend ihn sticht, nach Menschenblut sich sehnend,
> so ausharrenden Trotz erfüllte das finstere Herz ihm.

Ja auch schon die alten Egypter fanden dies Thierchen unerträglich und bestimmten in ihrer Hieroglyphik das Bild einer Fliege als das stehende Zeichen für einen frechen Menschen. Diese alten Egypter hatten übrigens mehre hundert Thiere, deren Figuren sie als typische Symbole für gewisse menschliche Eigenschaften gebrauchten. Und auch wir sprechen von Fliegenfrechheit, Bienenfleiß, Lammesgeduld, Taubenunschuld, Gazellenaugen, sowie von Wolfshunger, von einem Straußenmagen oder von Katzenfreundlichkeit, gänsemäßiger Dummheit, und verwenden mit einem Wort die Thiere, je nach ihrem Wesen und Ausdruck, bald im Himmel, bald in der Hölle, indem wir sie wie die Drachen, die Eulen, die Fledermäuse den bösen und wie die heiteren Sing- und Tagesvögel den guten Geistern als Attribute beigeben.

Fast alle Thiere haben etwas sehr Komisches, was daraus entspringt, daß sie dem Menschen so vielfach ähnlich

und dann doch auch wieder so ganz eigenartig sind. Nicht bloß der Affe äfft dem Menschen nach, sondern unter den Vögeln auch der Papagei und unter den wilden Thieren z. B. der Bär, der, so lange er ein Nestjunges hat, fast ganz und gar mit der Mimik und in der täppisch-tändelnden Weise wie ein kleines Menschenkind scherzt und der selbst im Alter noch wie ein menschlicher Tolpatsch oft auf zwei Beinen im Walde umherwandelt, weshalb er auch von den Indianern wohl „der Waldmensch“ genannt wird. Aber sowie die genannten, so erinnern auch noch viele andere Thiere, sowohl in ihren Manieren und Bewegungen, als in ihren Seelenanlagen, ihren Künsten und Listen an den Menschen. Und doch sind sie wiederum so ganz von ihm verschieden, zeigen sich so unüberlegt, unvernünftig und thierisch, daß sie so zu sagen nur den Anschein menschlicher Eigenschaften haben, und nicht die Wirklichkeit, was denn bei ihnen für uns zuweilen recht komische Contraste und Effekte zu Wege bringt. Sie erscheinen uns demnach als wahre Karrikaturen auf den Menschen, als wilde Acteurs, die nur den Menschen spielen. Und eben hieraus mag es sich erklären, daß sie vor allen Dingen in unserer satyrischen Poesie so oft benutzt wurden. Fast alle wilden Völker haben der Thierwelt diese Seite abgewonnen und belustigen sich damit, sich in ihren Kranich-, Bären-, Büffel- &c. Tänzen und mimischen Vorstellungen als Thiere herauszuputzen und diesen nachzuahmen. Wie die Indianer, so lieben es auch unsere Künstler, bei ihrer Persiflirung des Menschen ganz besonders Thiermasken zu verwenden und mit ihnen allerlei ergötzliche Karrikaturen und Satyren

darzustellen. Dazu eignen sich die Thiere auch deswegen so sehr gut, weil sie die Rolle, die sie spielen, so nachdrücklich und pikant durchführen, weil, wie ich schon sagte, der Ochse ein Ausdruck von Plumpheit und dummer Derbheit — von Kopf bis zu Fuß — ist, oder der Fuchs in der Bildung seines Angesichts und seiner ganzen Figur und in allen seinen Bewegungen — von der Nase bis zur wedelnden Schwanzspitze — eine perfekte Personificirung der List und Gewandtheit ist. Kein Wunder daher, daß auch unsere Dichter in ihren Satyren so gern an die Thierwelt appellirten und aus ihr stets ihre Figuranten und Schauspieler, den Reineke, den Isegrim, den Maitre Corbeau ꝛc. entlehnt haben. Die Thierfabel war stets bei allen Völkern der Welt, barbarischen wie cultivirten, eine der beliebtesten Gattungen der Dichtung und wird es immer sein, so lange Menschen und Thiere bei einander bleiben. Die Wahrheiten und Lehren, welche uns die Weisen durch den Mund der Thiere mittheilen, gehen uns ganz besonders zu Herzen, denn diese Thiere erscheinen in der Fabel gewissermaßen selber als lachende Philosophen, eine Gattung von Lehrern, die stets am meisten bei uns beliebt war.

VII. Ueber den Einfluß der Thiere auf religiöse Anschauungen der Völker, auf Philosophie und Wissenschaft.

Wenn man sich die so tief unter uns stehenden Thiere ansieht, wie wir sie täglich vor Augen haben, und wenn

man gewahrt, in wie arge Sclaverei die Menschen sie gebracht haben, wie sie sie fast nicht anders als leblose Dinge behandeln, sie ohne Mitleiden fesseln, abschlachten, niederschießen, so will es Einem auf den ersten Blick recht sonderbar dünken, wie der Mensch dieselben niedrigen und von ihm mißhandelten Geschöpfe doch wieder so hoch stellen konnte, daß er sie sogar vergötterte und an sie wie an übernatürliche und höhere Wesen seine Gebete richtete, was ja nicht blos die Egypter und Indier, sondern auch andere Völker in ihrer Kindheit gethan haben.

Der Thiercultus ist ein wichtiges Element der Religionen der meisten Völker gewesen. Und in der That, wenn man die Sache näher ins Auge faßt, wird man es am Ende wiederum nicht so unbegreiflich finden, wie sie dazu kamen. Dem Menschen selber hat die Natur fast nichts fertig geschenkt. Er muß erst Alles sich selbst erwerben, erfinden, einüben, gewinnen und erlernen. Die Thiere dagegen verrichten Alles ohne Ueberlegung und vom Ei und Nest an mit einer so zu sagen göttlichen Sicherheit. Ja sie thun in manchen Stücken mit großer Leichtigkeit weit mehr, als der Mensch je erlernen kann. Sie bewegen sich mit einer uns unerreichbaren Gewandtheit und Schnelligkeit in allen Elementen. Schwimmend schießen sie wie Pfeile im Wasser einher; sie schweben wie die Sterne in der Luft; sie sausen wie der Wind über das Feld dahin und erreichen immer und unfehlbar ihre Ziele. Sie scheinen in Allem von göttlichen Instinkten geleitet. Sie empfinden und verkünden sogar im Voraus die bevorstehenden Naturereignisse und Wetterveränderungen, von denen wir andern

nichts mit Sicherheit zu prophezeien wissen. Mußten sie daher nicht dem so vielfach unbehülflichen Menschen, zu dem der Schöpfer sprach: „Hilf dir selber!“ wirklich am Ende als von der Natur bevorzugte Lieblingskinder der Götter, als mit den Göttern im Bunde stehend erscheinen? Kein Wunder also, daß man sie als Götterboten ansah, sie als Attribute und Begleiter den Göttern an die Seite gab, daß man dann auch sie selbst für Götter nahm.

Weil die Thiere das Wetter vorher verkündeten, so wurden ihnen von den Völkern des Alterthums, namentlich von den Griechen und Römern allgemeine prophetische Gaben zugeschrieben. Ihre Bewegungen und ihr Geschrei wurden beobachtet und als für alle menschlichen und politischen Angelegenheiten wichtig und bedeutsam betrachtet und ausgelegt. So kam es dahin, daß, wie Plinius sagt, die Griechen und Römer zwar die Erde beherrschten, daß aber die Griechen und Römer selbst wieder von Hühnern, Tauben und Raben regiert wurden.

Wie viel Göttliches, so hatte man auch immer viel Menschliches an den Thieren entdeckt, menschliche Anlagen, denen der Menschen ähnliche Leidenschaften und Empfindungen, und in Folge dieser Uebereinstimmung der Menschen- und der Thierseele ist man auch immer leicht zu der Annahme gelangt, daß beide aus einer Körpergestalt in die andere übergehen könnten. Verwandlungen von Menschen in Thiere kommen in den alten Mythen und Sagen häufig vor, und umgekehrt leiten bei allen Völkern viele Geschlechter, sogar Adels- und Königsfamilien, ihre Abkunft von Thieren her. Auch der Glaube an die Wanderung des menschlichen

Geistes durch verschiedene Thierleiber oder an die sogenannte Seelenwanderung ist hieraus hervorgegangen. So sind denn die Thiere ungemein einflußreich geworden auf Religion und Philosophie. Man hat einige Thiere heilig gesprochen, andere hat man für teuflisch oder unrein erklärt, und demnach haben die Pythagoräer, die indischen Braminen, die Israeliten, die Mohamedaner und andere Religionssekten den Genuß mehrerer, zuweilen auch aller Thiere, verboten.

Endlich ist die Thierwelt auch auf unsere Wissenschaften von großem Einfluß gewesen. Die Thiere haben uns auf Erden vielfach die Wege gewiesen, namentlich z. B. auf dem Felde der Geologie. Bekanntlich ist auf das Erscheinen der Ueberreste und Leichname gewisser Thiere in den verschiedenen Schichten und Ablagerungen, aus denen unsere Erde gebaut ist, die ganze Kunde von dem Alter dieser Schichten begründet.

Am Ende hat der Mensch nur mit Hülfe der Thiere auch sein eigenes Selbst richtig erkannt. Da die Thiere des Menschen nächste Verwandten in der Schöpfung sind, da alle menschlichen Verhältnisse und Eigenheiten gleichsam an die Thiere vertheilt sind und bei ihnen so zu sagen einzeln rein und klar dargelegt erscheinen, so kann der Mensch an ihrer Betrachtung und Beobachtung die ganze Mannigfaltigkeit seiner eigenen Formen, Organe, Bewegungen, Empfindungen, Handlungen besonders bequem erkennen und studiren. Man kann jedes für sich allein bei den Thieren von allen Seiten untersuchen und mit den correspondirenden Erscheinungen am Menschen vergleichen. Daher versteht man erst durch die Betrachtung der Thiere die ganze com=

ponirte Maschinerie des menschlichen Wesens. Namentlich haben die Naturforscher erst durch ein vergleichendes Eingehen in das Studium der Anatomie und Physiologie der Thiere die Natur und das Wesen des Menschen richtig erkannt. Nur durch eine Untersuchung des Baues der Thiere sind sie in den Stand gesetzt worden, die menschlichen Organe zu deuten und ihre Geschäfte, Zweck und Bestimmung zu erklären. Die Bestandtheile der Wirbelsäule sind erst hervorgetreten durch die Vergleichung mit den Ringeln der Insekten, der Bau der Luftröhre durch eine Untersuchung der Kiemen und eine Vergleichung mit ihnen.

Die niedrigsten Thiere bestehen bloß aus einem Darm und daraus haben die Naturforscher mit Recht gefolgert, daß auch der Mensch mit diesem Körpertheile beginne. Dann folgt im Thierreiche die Entwickelung der Luftröhre bei den Insekten, so in den höheren Thieren der Lungen. Darnach erst treten von den Fischen an die Knochen, Muskeln und das Rückenmark hervor. Durch Beobachtung dieser Thatsachen haben wir erkannt, daß sich jene Organe auf ähnliche Weise im entstehenden Menschen folgen.

Diese wenigen Bemerkungen, die man noch mit vielen vermehren könnte, werden hinreichen, um die Wichtigkeit der Thiere und ihrer Erkenntniß für die richtige Erkenntniß des Baues, der Entwickelung und der Verrichtungen des menschlichen Körper-Organismus anzudeuten. Ohne die Thiere wäre der Mensch sich ganz und gar ein Räthsel geblieben. Was die Wissenschaft im Menschen allein oft nicht zu enträthseln vermochte, das wurde klar, wenn sie

die einfachen Formen ins Auge faßte, in denen das Nämliche im Körper und in der Seele des Thieres entgegentritt. Umgekehrt freilich empfingen auch viele Erscheinungen in der Thierwelt durch das, was der Mensch an sich selbst durch Beobachtung gelernt hatte, Licht.

Sogar auch bei der Erfindung der Sprache haben die Thiere dem Menschen geholfen. Wie ohne Kleidung, so wird der Mensch auch ohne Sprache geboren. Der einzige ursprüngliche, ihm von Natur und von Haus aus eigenthümliche Laut scheint ein winselnder Hülfe- und Schmerzensschrei zu sein. Seine Sprache und freudigen Lobgesänge muß er sich erst durch Ueberlegung und Kunst ausbilden, wozu ihm Gott allerdings ein wundersam bieg- und bildsames Organ und einen außerordentlichen Nachahmungstrieb gab. Unter den Lauten und Geräuschen, welche im Paradiese sein Ohr frappirten, waren auch die Töne, Gesänge und das Geschrei der Thiere. Denn diesen hatte die Natur von Haus aus ihre eigene Sprache gegeben, deren sie sich schon bedienten, als der Mensch noch stumm war. Er ahmte sie nach, gab jedem Thier einen seinem Geschrei entsprechenden Namen und auf diese und andere Weise gingen denn viele wilde Thierlaute in unsere menschliche Sprache über.

Die alten Indier haben dem Gotte der Weisheit und Wissenschaft einen Thierkopf aufgesetzt, nämlich das Haupt eines Elephanten. Dies mag uns etwas plump erscheinen; aber ohne Grund und tiefe Bedeutung geschah es dem so eben Gesagten zufolge in der That nicht.

Wenn ich nun auch hier das große uns beschäftigende Thema nicht in allen Richtungen und in seiner ganzen

Tiefe habe erschöpfen können, so glaube ich doch deutlich gemacht zu haben, daß ohne die seiner eigenen Schöpfung voraufgehende Thierschöpfung der Mensch und seine Cultur auf Erden keine festen Wurzeln hätte gewinnen können. Ohne die Thiere wäre der Mensch sich vielfach ein Räthsel geblieben; mit ihnen, die lange vor ihm zwitscherten und sangen, stimmte er allmählich in den allgemeinen Lobgesang ein. — Die mit göttlichen und wunderbaren Instinkten begabten Thiere zeigten ihm die ersten lebendigen Spuren der Gottheit. — Sie regten ihn vielfach zur Poesie an und ermunterten ihn zum Muth und rühriger Thätigkeit. — Von ihnen bezog er seine für Geist und Leib kräftigste Nahrung und die unentbehrlichste Kleidung. — Auf seine geselligen Zustände waren sie, wie ich zeigte, vom größten Einfluß, und in der Politik im Krieg und Frieden spielten sie stets eine ganz hervorragende Rolle. — Für Handel und Verkehr und für Ausbreitung des Menschengeschlechtes waren sie ganz unentbehrlich. Es giebt einzelne Thiergattungen (z. B. das Pferd und das Rind), von denen man sagen kann, daß, wenn man sie aus der Geschichte der Menschheit hinwegnehmen wollte, man sich diese Geschichte gar nicht denken könnte. Ohne die Thiere hätte der Mensch stets selbst ein gequältes Lastthier bleiben müssen und wäre nicht, was er ist, ein freier Herr der ganzen Erde geworden.

Ueber die Kreuzzüge und ihre culturhistorische Bedeutung für Europa.

I.

Seit uralten Zeiten bis auf den heutigen Tag herab sind Europa und Asien auf den breiten Länderbrücken Anatoliens und Griechenlands und längs der großen Wasserstraßen der Donau, des Pontus und des mittelländischen Meeres gegen einander ins Feld gerückt.

Im Anfange segelten die Argonauten nach dem goldenen Vließe. Alsdann entzündete sich um eine schöne Frau der trojanische Krieg. Später brachen die Asiaten unter dem großen Perserkönige in Europa ein. Aber Alexander kehrte den Speer um und verbreitete an der Spitze seiner macedonischen und hellenischen Garden griechische Cultur und Herrschaft im ganzen Morgenlande bis zu Indien's Gränzen.

Den Fußstapfen des Macedoniers folgten die welterobernden Römer, die wiederum ihrerseits den Norden Europa's aufregten und die Germanen in Bewegung setzten. Diese schwärmten mit dem Schwerte in der Hand, das

Alte zerstörend und neue Reiche stiftend, nach Rom, nach Afrika, nach Byzanz und Kleinasien, verfielen aber in ihren ausländischen Sitzen einer *neuen*, *leisen* und ohne Krieg, doch *unwiderstehlich* vom Morgenlande ausstrahlenden Sitten-, Denk- und Glaubensreform, und wurden, wie ihre römischen Unterthanen, *Christen*.

Im 6. Jahrhundert nach Christi Geburt herrschte das *Kreuz* nicht nur in allen germanisch-romanischen Reichen, sondern auch bis zum Euphrat hin, nach Armenien, Arabien hinein und den Nil weit hinauf bis in die Alpen Abyssiniens und längs des langen Saumes der afrikanischen Küstenländer westwärts bis Marocco.

Jerusalem, die Wiege dieser Religion, wurde gleichsam die geistige Metropole der christlichen Nationen, die von allen Seiten dahin, als nach dem wichtigsten Orte des Heils, pilgerten.

Da, im 7. Jahrhundert — wiederum von einer *neuen* Idee und Weltanschauung begeistert — erhoben sich die Asiaten abermals, ihr *eigenes* Werk (ich meine das Christenthum) zu zerstören — oder, wie sie vorgaben, zu *läutern*.

Mohamed und die Kalifen nahmen den Christen Jerusalem weg, zerbrachen das Kreuz in fast ganz Asien und unterwarfen ihrer Herrschaft und ihrem Propheten das Nilland, die lange Reihe der afrikanischen Bisthümer, überflutheten Spanien und Gallien und streiften bis an die Thore des alten und des neuen Rom's.

Das einst so weit verbreitete Christenthum wurde auf einen kleinen Kreis von Ländern und Völkern in Europa

selber beschränkt und war nun vorzugsweise nur der Glaube und der Cultus unseres Welttheils.

Anfänglich fanden die christlichen Europäer in ihrer beschränkten und bedrängten Lage noch einigen Trost in der Toleranz der Araber, die ihnen die gewohnten Pilgerreisen zu ihren Heiligthümern in Jerusalem willig gestatteten, die heiligen Stätten respectirten und sogar einmal dem Kaiser des christlichen Occidents (Karl dem Großen) die Schlüssel zum heiligen Grabe übersandten und schenkten.

Aber wie einst die Römer den Norden Europa's, so regten nun die civilisirten Araber den barbarischen Norden Asien's auf, und so wie dort die Germanen, so brachen hier aus den Steppen die wilden und fanatischen Türken hervor. Sie zerstückelten das Reich der Kalifen und eroberten nicht lange nach dem Jahre 1000 Jerusalem, zerstörten dort die Heiligthümer der Christen, drückten und plagten die ehemals geduldeten Pilgrimme und versetzten so, wie ganz Asien, auch Europa in Schrecken und Aufruhr.

Diese Ereignisse — sowie zugleich die unter den Christen um sich greifende Vorstellung, daß mit dem Jahre 1000 der Untergang der Welt bevorstehe, eine abergläubische Idee, die eine mächtige Sehnsucht nach dem heiligen Lande erweckt und ein besonders lebhaftes Wallfahrten dahin zur Folge gehabt hatte — brachten einen gewaltigen religiösen Enthusiasmus und Sturm unter den Europäern zu Wege und gaben Veranlassung zu denjenigen merkwürdigen Expeditionen ins Morgenland, die zunächst nur auf Befreiung der heiligen Stätten von den Muselmännern

ausgingen, die aber dann weiterhin eine vielfache, einflußreiche Rolle in der Geschichte unseres Welttheils gespielt haben und deren Folgen ich hier in der Kürze darzustellen versuchen will. —

Die Kreuzzüge gaben den vier vornehmsten europäischen Völkern, den Franzosen, den Deutschen, den Italienern und den Briten für lange ein gemeinsames Ziel. Könige und Kaiser, Große und Kleine wurden durch sie in Bewegung gesetzt. Man rechnet, daß während ihres Verlaufs nicht weniger als 6 Millionen Europäer, die Waffen und das Kreuz ergreifend, in den Orient gewandert seien. Sie veranlaßten die Stiftung vieler neuen Reiche. Alte wurden durch sie zertrümmert, die Handelswege, die Sitten und Gebräuche des Welttheils geändert und andere später durchgeführte, wichtige Reformen und Revolutionen vorbereitet. Sie gaben unserem Continent für den ganzen Rest des Mittelalters Gepräge und Charakter und zwischen dem Sturze Rom's durch die Germanen auf der einen und dem Anbruche der Neuzeit mit der sogenannten Wiedergeburt der Wissenschaften, mit der Reformation und der Entdeckung der neuen Welt auf der andern Seite giebt es kein Ereigniß in der europäischen Geschichte, welches von gleicher Bedeutsamkeit geworden wäre, als der Auszug der christlichen Helden unter ihrem Agamemnon, Gottfried von Bouillon, ins Morgenland, der im Jahre 1096 statt hatte und die ihm folgenden ähnlichen Unternehmungen bis zum Jahre 1365, wo jene bewaffneten Pilgerfahrten endlich nach mehr als 200jähriger Dauer mit dem „letzten Kreuzzuge“ des tapfern Königs Peter von Cypern aufhörten.

Nach dem alten Sprichworte „divide et impera“ und um dem Leser den Ueberblick zu erleichtern, will ich die außerordentliche Menge von Erscheinungen, welche die Kreuzzüge in ihrem Gefolge hatten, unter gewisse Rubriken bringen und eintheilen — die politischen — von den kirchlichen und von den culturhistorischen Einflüssen sondern, und unter diesen letztern wieder die Einwirkungen auf Handel, Industrie, Wissenschaft, Bildung, Sitte und Denkweise jede — so viel als sich dies thun läßt — für sich betrachten.

Zunächst waren die Kreuzzüge kriegerische, auf Eroberung gerichtete Expeditionen und als solche hatten sie denn vor Allem die Besetzung verschiedener Gebiete, die Zerstörung einiger alten und die Gründung mehrer neuen Staaten zur Folge.

Wie die Feldherren Alexander's des Großen, so stifteten auch die Kreuzritter auf der ganzen breiten Straße vom Occidente zum Oriente oder, wie sie das nannten, auf dem „Wege des Herrn“ eine Reihe von Königreichen und Fürstenthümern. Gleich auf ihrem ersten Zuge, welcher von allen in militärischer Hinsicht der erfolgreichste war, gründeten sie in Syrien und Palästina die kleinen Monarchien von Antiochien, Tripolis, Edessa und Jerusalem, von denen einige bis über den Euphrat hinaus reichten. Doch waren diese politischen Schöpfungen der Kreuzritter nicht von langer Dauer. Nach einem ziemlich kümmerlichen Bestande von kaum 100 Jahren hatten die Asiaten sie eins nach dem andern wieder weggenommen. Und nach abermals 100 Jahren war jegliche Spur

christlicher Oberhoheit im heiligen Lande wieder völlig vertilgt.

An der Schwelle Europa's und Asien's stießen die Kreuzritter auf die Ruinen des alten, so lange vegetirenden oströmischen oder byzantinischen Kaiserthums. Diesen Staat als ein Bollwerk der Christenheit gegen die Mohamedaner zu stärken, war ursprünglich eine ihrer vornehmsten Absichten. Doch geriethen sie mit ihm von vornherein in Hader und Streitigkeiten, die schließlich (im Jahre 1204) damit endigten, daß sie das Reich der Griechen bekriegten, es eroberten und indem sie es, wie später unsere modernen drei Großmächte Polen, unter sich theilten, eine Menge von neuen Staaten und Fürstenthümern aus seinen Trümmern bildeten: das schwächliche lateinische Kaiserthum in Constantinopel, das Herzogthum Morea oder Achaja, das Königreich Cypern, die merkwürdige Republik der Rhodiser Ritter und eine ganze Reihe kleiner Souveränetäten und Grafschaften auf den griechischen Inseln.

Alle diese kleinen aus den Kreuzzügen auf der europäischen Seite hervorgehenden christlichen Staaten haben eine Zeitlang bestanden, mit zum Theil höchst bewunderswürdigem Heldenmuth gegen die den zurückweichenden Kreuzrittern nachfolgende Fluth der Türken sich gestemmt, sind am Ende aber doch auch alle eins nach dem andern, wie die von mir genannten im Morgenlande, den Asiaten erlegen, so daß zuletzt am Schlusse des Mittelalters jenen muselmännischen Türken die gesammte Erbschaft der Kreuzritter in den Schooß fiel und daß auf dem ganzen großen Gebiete der Märsche, Schlachten, Niederlagen und Triumphe

Gottfried's von Bouillon und seiner Nachfolger von den Gränzen Deutschland's bis über Arabien hinaus am Ende der Halbmond herrschte.

Ueberschaut man dies Alles, so muß man in Hinsicht auf Krieg und äußere Politik die übelgeleiteten Kreuzzüge, diese „expeditiones insanae", wie sie schon ein Schriftsteller des Mittelalters nannte, als ein auf die Eroberung des Morgenlandes gerichtetes Unternehmen vollständig mißlungen nennen. Im Vergleich zu den großartigen Anläufen und den gewaltigen Menschenmassen, die dabei in Bewegung gesetzt wurden, zeigten sich die kriegerischen Erfolge, so mannigfaltig und abenteuerlich die Ereignisse auch waren, doch nur geringfügig. Alexander dem Großen und den Römern vor ihnen war dasselbe Werk, die Eroberung der Levante, weit schneller und leichter und auch den Türken nach ihnen ist es viel vollständiger und nachhaltiger gelungen.

Man thut keinen Stoß, ohne einen Gegenstoß zu empfinden. Und diesem Naturgesetze gemäß hatten die Kreuzzüge, die unter den Staaten Asien's so viel Wandel und Unordnung anrichteten, auch in Europa selbst einen großen Einfluß auf Aenderung der Staatengebiete und auf die äußeren politischen Verhältnisse der Völker.

Auch dort stürzten in ihrem Gefolge alte Staatsgränzen ein und es wuchsen neue politische Gebäude empor. Auch dort wurde durch sie eine Menge Blut vergossen.

Wie einst Agamemnon und andere Hellenenfürsten, nachdem sie vor Troja gesiegt, in der Heimath durch Verschwörungen und Usurpatoren ihres Thrones und Lebens

beraubt waren, so fanden auch die fürstlichen Kreuzritter bei der Rückkehr ihre Königreiche und Besitzungen oft in anderen Händen. Mehr als einer von ihnen gerieth in der Heimath in Gefangenschaft und Kerker und verlor seine Krone.

Zwistigkeiten und Feindschaften, die vor den Mauern der Städte des heiligen Landes begannen, wurden in Europa fortgesetzt und ausgefochten. Heere und Flotten, die man gegen die Ungläubigen ausgerüstet hatte, erhielten plötzlich Contreordre und wurden zum Ueberfall und zur Demüthigung eines europäischen Nachbarn benutzt. So, um nur ein Beispiel zu nennen, die große Kreuzritter-Armada Königs Philipp VI. von Frankreich zu einem Angriffe auf Eduard III. von England.

Viele Heere der Kreuzritter, die wohl geordnet und gut disciplinirt ausgezogen waren, kehrten in kläglichem und aufgelöstem Zustande und in einzelnen traurigen Ueberresten nach Europa zurück. Ihre an ein abenteuerliches und wildes Leben gewohnten Soldaten rotteten sich dort zusammen und ließen sich als Söldner von dem Machthaber, der sie benutzen wollte, zu jeder Unternehmung gebrauchen. Und so entstanden mancherlei Arten von plünderlustigen Landsknechten, die sich unter dem Namen der „Brabançons", der „Corteraux" und unter anderen Namen berüchtigt und schrecklich gemacht haben.

Die heimgekehrten Krieger suchten in Europa ähnliche Feinde, Ungläubige auf, wie die, welche sie im Oriente bekämpft hatten. Theils fanden sie dieselben in Spanien, wo viele Kreuzritter zu den Arragonesen und Castilianern

stießen, um ihnen gegen die Mauren Beistand zu leisten, theils aber und vorzugsweise im Osten von Deutschland, in den Ländern der Slaven und Lithauer, wo namentlich die aus Palästina zurückgekommenen „deutschen Ritter" ganz neue und sehr folgenreiche Kreuzzüge gegen die Ostsee-Völker eröffneten. Diese „deutschen Ritter" und mit ihnen verbündeten und ähnlichen Schwertritter bekehrten jene Völker, unterjochten sie, gründeten unter ihnen bis nach Finnland hinauf deutsche Colonien und stifteten dort einen höchst merkwürdigen Ritterstaat, der seinerseits später wieder die Grundlage eines noch jetzt blühenden Königreichs — nämlich Preußens — geworden ist. Die Machterweiterung der deutschen Nation im Osten und namentlich die Schöpfung der preußischen Monarchie war eine ziemlich directe Folge der Kreuzzüge. „Ohne Kreuzzüge kein Preußen", sagt einer unserer Historiker, und man darf wohl behaupten, daß dies eine ihrer allerwichtigsten militärischen oder politischen Wirkungen gewesen ist.

Da die Kreuzzüge aus einer religiösen Bewegung, aus einem für die Sache des Christenthums hoch aufflammenden Enthusiasmus hervorgingen — da ganz Europa so zu sagen sich auf den Ruf eines frommen Eremiten und eines Papstes erhob — da die Kreuzritter nicht nur eroberungslustige Kämpen, sondern vielmehr zunächst nur mit heiliger Schwärmerei erfüllte, bewaffnete Pilger waren, so mußte natürlich, was sie zu Wege brachten, eben so folgenreich für die Kirche, für die Glaubensansichten und für die religiösen Meinungen der Zeit, wie für die Staatsumwälzungen sein.

Doch lassen sich dabei die mehr unmittelbaren und directen von den mehr entfernten, versteckteren und weniger erwarteten Folgen unterscheiden.

Im Anfange scheinen die Unternehmungen der Kreuzritter auf eine gewaltig anschwellende Vermehrung der Macht und des Reichthums der Kirche und ihres Oberhauptes hingearbeitet zu haben. Der Papst selber stellte sich ja an die Spitze dieser Bewegung. Er betrachtete die Kreuzritter gleichsam als seine Miliz. Zerriß er doch selber seinen Purpurmantel und schnitt Kreuze daraus, die er den Kriegern auf die Schultern heftete und mit denen er sie — ihnen zugleich denjenigen Namen gebend, welcher ihnen in allen Sprachen geblieben ist — für den Dienst der Kirche weihte und warb.

Vom Papste auch empfingen die Kreuzsoldaten ihre merkwürdigen Freiheiten und Privilegien für diese und für die andere Welt. Er selber leitete und überwachte durch seine Legaten und Stellvertreter, die er jedem Kreuzheere beigab, die Märsche derselben. Zahlreich zogen seine Bischöfe, Geistlichen und Mönche selbst mit in den Krieg, und alle die gemachten Erwerbungen und neu gegründeten Staaten verlangten zunächst von ihm ihre Bestätigung und Anerkennung. Er vertheilte die unterjochten Länder.

Da der Papst den aufgeregten Enthusiasmus der Völker und die Stimmung der Zeit zur Seite hatte, so konnte er mit Hülfe dieses mächtigen Einflusses, so oft es ihm beliebte, ein Heer ins Feld schicken. Die Könige und Kaiser mußten ihm und der großen Zeitströmung folgen und auf seinen Befehl das Kreuz auf sich nehmen.

Wenn der Papst einen Souverän entdeckte, der ihm mißfällig war oder den er als mit Sünde behaftet betrachtete, so sandte er ihn zur Abbüßung seiner Verbrechen zum Grabe des Erlösers, und war der Souverän nicht willig zum Marschiren, so trieb ihn der Papst, auf den Zeitgeist sich stützend, mit der Geißel seines gefürchteten Bannstrahls ins Feuer, oder auch wohl absichtlich ins Verderben.

Auch das Ansehen und der Reichthum der anderen Kirchenfürsten, der Bischöfe und der Kirche überhaupt wuchs anfänglich in Folge der Kreuzzüge in allen Ländern bedeutend. Die frommen Pilgerritter, die sich alle so sündig und so reuig fühlten, waren sehr willig, bei ihrem Auszuge aus Europa ihr irdisch Hab' und Gut der Kirche zuzuwenden. Da ihre eigene Ausrüstung und die ihrer Knappen ungewöhnlich kostspielig war, so sahen sie sich nicht selten gezwungen, sich an die Kirche zu wenden, um die Mittel dafür herbeizuschaffen.

Gleich der edle Anführer des ersten Kreuzzuges verkaufte, um Geld zu bekommen, einen Theil seiner Besitzungen an die Kathedrale zu Verdun und einen anderen verpfändete er dem Bischofe von Lüttich, von dem er das Pfand hinterdrein nie wieder einlöste.

Ebenso wie Gottfried von Bouillon machten es nach ihm viele tausend Ritter und Fürsten. Sie ließen sich bei solchen Geschäften um so nachgiebiger finden und gaben ihre Besitzungen für um so billigere Preise hin, da ihre Phantasie beinahe wie die des armen Sancho Pansa meistens von orientalischen Königreichen, Provinzen, Statthalterschaften und Schätzen erfüllt war, die sie durch ihr Schwert

leicht und schnell zu erwerben gedachten. Der merkwürdige durch die Kreuzzüge etablirte Gütermarkt blieb für die Kirche über zwei Jahrhunderte lang offen und sie sammelte daher in dieser Zeit unermeßlichen Reichthum.

Dem Allen nach schien es also, sage ich, als wenn durch die Kreuzzüge der Glanz und das Ansehen der Kirche und die Macht des Papstthums auf den höchsten Gipfel gehoben werden sollte. Und in der That trat auch dieser Erfolg — wenigstens für einige Zeit — zu Tage. Das Zeitalter der Kreuzzüge erzeugte in mehren Ländern solche kühne Kirchenfürsten, wie den Thomas Becket, den unbeugsamen Primas von England. Und die dreifache Krone trugen während jener Periode die durch ihre hochfahrenden Ansprüche berühmten Urbane, Alexander und Innocenze. Damals kam die Sitte des Pantoffelküssens auf, der sich sogar die Kaiser unterwerfen mußten. Wagte es doch damals — es war kurz vor dem sogenannten dritten Kreuzzuge — sogar einer dieser übermüthigen Nachfolger Christi (Alexander III.) bei der Verrichtung jener demüthigenden Ceremonie, dem großen deutschen Kaiser Friedrich I., als er vor ihm niederkniete, seinen Fuß auf den Nacken zu setzen.

Unter Alexander und dann unter Innocenz III., der während der letzten Kreuzzüge lebte und gleichsam ihre ganze Erndte für die Kirche einheimste, gedieh die Idee von der Allgewalt des Papstthums zu ihrer Vollendung. Der letztgenannte römische Bischof gerirte sich völlig als der Stellvertreter Gottes auf Erden, machte die Angelegenheiten der Kirche überall unabhängig von den Einflüssen der weltlichen

Macht, mischte sich selbst aber in alle Angelegenheiten der weltlichen Politik, entschied die streitigen Königswahlen, gab Königreiche zu Lehen, schleuderte den Bannstrahl auf seine Widersacher und belegte alle Fürsten und Völker Europa's mit Tribut im Namen der Kreuzzüge und zum Vortheil der Kirche und Rom's, das er noch einmal zum Mittelpunkte der Welt machte. Dieser Papst war es auch, der den Laien den Kelch entzog, das Lesen der Bibel verbot, die Lehre von der Brotverwandlung sanktionirte und in einer Reihe von ihm gestifteter oder bestätigter Orden der Kirche eine ganze Armee neuer und ergebener Streiter zuführte.

Aber gerade dann, wenn der Strom am mächtigsten daher rollt, erzeugen sich auch die gefährlichsten Gegenströmungen, die das Ufer unterminiren und den Sturz des aufgegipfelten Bauwerks vorbereiten. Eben die Zeit der Kreuzzüge war zugleich auch die Periode einer sehr kühnen Opposition gegen die Kirche und heftiger Angriffe auf dieselbe.

Es zeigten sich eben jetzt die ersten Vorläufer der Reformation, welche später Alles das, was man den Laien nun nahm, den Kelch, die Bibel, die Gewissensfreiheit, stürmisch zurückverlangte.

Die Lust zu solcher Opposition, das Gesäme zu ketzerischen Gesinnungen wurde großentheils von denselben Kreuzrittern, die dem Papste, indem sie ihn auf ihre Schultern erhoben, für einige Zeit so große Macht verschafften, im Oriente geschöpft.

Den Kopf voll schwärmerischer Phantasien, das Herz

erfüllt mit glühendem Haß und Nachbegier gegen die Ungläubigen, — so zogen die Kreuzritter ins Feld hinaus. Aber es war nach den Berichten der Zeitgenossen eine auffallende und dabei ganz gewöhnliche Erscheinung, daß sie von dort zurückkehrend sich viel weniger türkenfresserisch, weit toleranter — gleichsam bekehrt zeigten, in ähnlicher Weise, wie auch heutiges Tages unsere Europamüden viel ungeduldiger erscheinen, wenn sie zur Neuen Welt absegeln, als wenn sie von dort zurückkehren. Die edlen Ritter bekamen im Morgenlande sowohl im Heldenkampfe als auch während des zu Zeiten eintretenden friedlichen Verkehrs mit den Orientalen vielfache Gelegenheit zur Hochachtung der Saladine und anderer ebenso edler Muselmänner. Viele von den Rittern geriethen auf lange Zeit in die Gefangenschaft der Saracenen, sahen sie mehr in der Nähe und erkannten ganz verständige Menschen in ihnen.

Nachdem das Königreich in Jerusalem und die andern christlichen Fürstenthümer in Syrien gestiftet und für einige Zeit einflußreich geworden waren, verbündeten sich die christlichen Herrscher bald mit diesem, bald mit jenem muselmännischen Gewalthaber zur Unterdrückung eines andern. An dem egyptischen Hofe, wo sie ein- und ausgingen, waren die Tempelherren besser bekannt und vertrauter, als in den Palästen ihrer europäischen Souveräne. Sie lernten dort sogar manche Seite von dem Glaubenssystem der Muselmänner schätzen, achteten auch auf das, was diese strengen Monotheisten ihnen über das ihnen Unbegreifliche einer Dreieinigkeit, über das Eigenthümliche der Anbetung einer „Mutter Gottes“ sagten. Es war daher

nicht sehr unnatürlich, daß jene anfänglich so glaubensvollen und strengen Tempelritter am Ende so arge Ketzer wurden, daß die Kirche zuletzt das Verdammungsurtheil über ihre Lieblinge als über verrätherische Freunde aussprach.

Wie den mehrgenannten Templern, so erging es aber mehr oder weniger allen Kreuzrittern und in gewissem Grade der gesammten Christenheit überhaupt. Schon mitten in der großen Erhitzung begann auch der allmähliche Prozeß einer allgemeinen Abkühlung.

In allen Landen Europa's, namentlich aber in Frankreich selbst, das sich gerade in die vorderste Reihe und an die Spitze der Kreuzzugs-Bewegung gestellt hatte, brachen ganz „entsetzliche" Ketzereien aus.

In Paris trat Abälard, „der kühnste Denker des 12. Jahrhunderts", auf, der den unerhörten Grundsatz aussprach, der Mensch könne nur das zu glauben gezwungen werden, was er vorher auch eingesehen habe, der dafür und wegen anderer „Irrthümer" von den Anhängern des Papstes „der Vorläufer des Antichrist" genannt und dessen Schriften verbrannt wurden.

Diesem Abälard war schon Berengar vorangegangen, welcher behauptete, es liege in der Natur der Sache, daß das Brod sich nicht verwandle, und ihm folgte sein noch weiter gehender Schüler Pierre Lombard. Auch Petrus Waldus, ein ganz directer Vorläufer der Reformation, erschien, wollte schon jetzt wie später Luther die urchristliche Reinheit in der Kirche wieder herstellen und pochte später wie Luther — auf die Bibel.

Den Waldensern ähnlich und mit ihnen verschwistert

waren die Albigenser, und die blutigen Streitigkeiten, welche diese Sekten aufregten, zogen sich von den Kreuzzügen her durch das ganze Mittelalter bis zur Reformationszeit hin.

Man könnte die Kreuzzugs-Begeisterung ein großartiges „Revival" in der Christenheit nennen. Aber wenn so ein „Revival" sich in einer Richtung erhebt, so werden alsbald auch Stimmen, Revivals und Geschrei in anderen und oft entgegengesetzten Richtungen laut. Und da brauchte denn der Papst seine Dragoner (seine Kreuzritter) eben so gut wie im Oriente auch in fast allen Ländern Europa's, die es bald eben so nöthig zu haben schienen, von Ungläubigen gereinigt zu werden, wie Syrien.

In Frankreich, in Deutschland, in Italien gab es zu wiederholten Malen sehr blutige, sehr lange dauernde und schwierige Kreuzzüge, sogar auch in den Wesermarschen die berühmte und grausame Dragonade im Lande der friesischen Stedinger, die sich gegen das Joch der Priester und der Kirche erhoben hatten.

Die Heilung und Austreibung jenes Ketzergeistes, mit dem Europa sich in allen Theilen inficirt zeigte, schien ganz eigenthümliche und bisher ungewöhnliche und noch nicht versuchte Mittel zu erheischen. Damals zuerst kam man auf die Erfindung der Ketzergerichte und des später so furchtbaren Instituts der Inquisition. Damals auch wurden die bald so wichtigen Orden der Franziskaner und Dominikaner mit bisher nicht gebräuchlichen Satzungen und Einrichtungen gestiftet, unter denen letzterer gerade das Hauptwerkzeug gegen die Ketzer der Kreuzzugszeit zu werden bestimmt war. Diese beiden so merkwürdigen

und zum Theil so schrecklichen Orden blühten und regierten von der Periode der Kreuzzüge abwärts das ganze Mittelalter hindurch bis zur Zeit der Reformation, welche wieder eine andere starke Waffe nöthig machte und wo dann jene nun veralteten Franziskaner und Dominikaner von der Bühne abtraten und ihren Nachfolgern, den Jesuiten, Platz machten

Nicht nur von solchen armen, freiheitliebenden Bauern, wie die Stedinger, sondern auch aus dem Munde der Kaiser und Könige jener Zeiten hören wir dann und wann höchst ketzerische und höchst revolutionäre Aeußerungen, was uns freilich nicht Wunder nehmen kann, wenn die Päpste, wie ich sagte, es gelegentlich versuchten, diesen gekrönten Häuptern „den Fuß auf den Nacken zu setzen“.

Papst Gregor IX. hatte den Kaiser Friedrich II. in den Bann gethan und in seiner Bulle viel Bitteres von „ungehorsamen Kindern der Mutter Kirche“, von „undankbaren Schlangen und Basilisken“, die sie an ihrem Busen großgezogen habe, und dergleichen gesprochen. Die Rückäußerungen des kaiserlichen Kreuzritters, mit denen er in seinem Rechtfertigungsschreiben dem Papste dient, sind für die Zeit charakteristisch genug.

„Er habe“, sagt Friedrich II., „während seines Lebens hinreichende Gelegenheit gehabt, die Kirche kennen zu lernen. Hinter honigsüßen Reden verberge sie unersättliche Hab- und Blutgier. Der römische Hof, der sich für den Mittelpunkt der Christenheit und den Eckstein der Kirche halte, sei im Grunde genommen die Wurzel aller Uebel, an denen die Christenheit leide. Die erste alte Kirche Christi sei auf

Leutseligkeit, Demuth und Armuth begründet gewesen. Aber die vorgebliche Kirche von jetzt wälze sich im Reichthum. Ihre Aussendlinge gingen gleich in Schafskleidern gehüllten Wölfen einher, um überall Geld zu erpressen und die Freien zu unterjochen. Der Stellvertreter Christi selber strecke seine Hände nach Königreichen aus und verwirre die ganze Welt, die sehr wohl und sehr recht thue, wenn sie sich zur Vernichtung dieser unerhörten Tyrannei gegen ihn vereinige."

Kräftiger in der That hätte auch ein eifriger Luther ein zorniges Schreiben gegen den Papst nicht abfassen und energischer hätte er nicht protestiren können, und wenn man den uns noch aufbewahrten Brief jenes Kaisers liest, kann man es nur bedauern, daß unser Luther nicht das Glück hatte, statt eines orthodoxen Karl's V. einen solchen durch den Umgang mit den Orientalen aufgeklärten Friedrich II. zum Zeitgenossen zu bekommen.

Dann wäre wohl die Reform der Kirche und der Protestantismus ohne so schreckliche Wehen, wie es die Reformationskriege waren, zur Welt gekommen und viel allgemeiner durchgedrungen.

Wenn man bei Untersuchung der Einflüsse, welche die Kreuzzüge auf die Angelegenheiten der Kirche und die Verhältnisse der Staaten ausübten, wohl mit Recht zweifeln kann, ob man sie, wie ein alter Autor sich ausdrückt, „pestiferaene magis an salutiferae" (mehr unglück- als heilbringend) nennen soll — da bei den doch bloß ephemeren politischen Schöpfungen der Kreuzritter so viel Blut vergossen, so barbarische Grausamkeit und Härte geübt wurde, — da als religiöse Erfolge zunächst nur ein arger Fana-

tismus und Aberglaube, dazu eine Erhöhung der geistlichen Macht und böse Glaubensstreitigkeiten in Begleitung von schlimmen Ketzerverfolgungen hervortraten, — so kann man dagegen bei der Betrachtung einer andern großen Reform, die sie verhältnißmäßig schnell bewirkten, bei ihrer Beförderung und Hebung der Schifffahrt, des Handels und der Industrie mit mehr Befriedigung verweilen.

Den Schiffer hatten die meisten Kreuzritter, welche ein langgestrecktes Meer von ihrem fernen Ziele trennte, sogleich bei ihren ersten Schritten und Märschen von Nöthen. Die näher wohnenden Deutschen und ihre Nachbaren, die Ungarn und Polen, bedienten sich freilich häufiger des Landweges. Aber die Italiener, die Franzosen und Engländer zogen aus sehr nahe liegenden Gründen den Wasserweg ins Morgenland vor. Und in der letztern Zeit, da man die Schwierigkeiten des Landweges zur Genüge erkannt und zugleich auch mehr Mittel zur Befahrung der See gewonnen hatte, wurde der Wasserweg ziemlich allgemein gewählt.

Die Kreuzritter bedurften zum Transport ihrer zahlreichen Heere sehr großer Flotten und es wurde daher bald auf allen Schiffswerften des mittelländischen Meeres für sie gezimmert und gebaut. Es wurden dabei zugleich viele Neuerungen und Verbesserungen im Schiffswesen eingeführt, namentlich construirte man hinfüro Fahrzeuge von viel größeren Dimensionen, so daß der Mechanismus und die Bauart der Schiffe vor und nach den Kreuzzügen eine auffallende Verschiedenheit zeigte.

Die wichtigste aller damals an Bord der Schiffe ein-

geführten Neuerungen war indeß die des Compasses. So verschieden auch die Meinungen und Berichte über die Geschichte dieser Erfindung lauten (denen zufolge sie von den Mauren über Spanien, — oder durch einen Reisenden aus China, — oder durch den ingeniösen Flavio Gioja in Amalfi uns zugekommen sein soll), darin stimmen alle diese Traditionen überein, daß sie die Verbreitung jenes Instruments, welches von nun an so zu sagen die Seele des Schiffs und aller Schifffahrt wurde, auf dem mittelländischen Meere in das Zeitalter der Kreuzzüge setzen.

Wie die Pontonniers und die Schiffsbauer dem Krieger und Pilger in der Welt überall dienen und vorangehen, so folgt ihnen auch der Kaufmann auf dem Fuße nach. Der wilde Mars kann sich kaum bei Leben und Kräften erhalten, wenn er nicht seinen hülfreichen Freund Merkur zur Seite hat. Auch an die großen und regelmäßigen Pilger-Karawanen der Muselmänner nach Mecca knüpften sich ja von jeher die Handelsspeculationen und die Marktinteressen des Orients.

Die Europäer hatten zwar auch schon vor den Kreuzzügen einigen Handel mit dem Morgenlande und bezogen bereits zur Zeit Karl's des Großen über Egypten etwas Pfeffer, Weihrauch, Muskatnüsse und andere geschätzte ostindische Waaren. Doch hatte man nur selten Gelegenheit, sich dieselben zu verschaffen und — da man wenig an sie gewöhnt war — auch kein großes Verlangen nach ihnen.

Als nun aber in Folge der Kreuzzüge die Europäer massenhaft in die Mitte des Orients versetzt wurden und als von Jahr zu Jahr Tausende hinüber und herüber schifften,

da gewöhnten diese „Barbaren", wie die Orientalen unsere kriegerischen Landsleute nannten, sich wie an die Ansichten, so auch ein wenig an die Produkte, den Geschmack und den Luxus des Morgenlandes. Unter den Waaren, die damals in Europa verbreitet und gefördert wurden, nennt man den Safran, den Alaun, den Indigo, die Orseille und andere. Vor allen Dingen aber müssen wir drei hervorheben, die bestimmt waren, bedeutende Reformen nicht nur in Haus, Küche und Garderobe der Europäer, sondern im ganzen Weltverkehr herbeizuführen, nämlich den Zucker, die Seide und die Baumwolle.

Das Zuckerrohr trat zur Zeit der Kreuzzüge seine merkwürdige Wanderung um die Welt an. Es wurde zu Anfang derselben am Mittelmeere, nur in Syrien und Egypten gebaut, und die ersten Schilderungen von Zucker-Plantagen und Zucker-Raffinerien finden wir beim Erzbischof Wilhelm von Tyrus und den anderen Annalisten der Ritterfahrten ins heilige Land. Aus dem Morgenlande brachte man es damals nach Cypern und Griechenland und von da nach Sicilien und Spanien, von wo man es nach Madeira verpflanzte. Von dort aber flog es dann später aus seinen ihm von den Kreuzrittern verfertigten Kinderschuhen hinaus übers Meer und erstarkte in Brasilien und in den westindischen Zuckerinseln zu dem großen Hebel der Weltverkehrs-Maschinerie, als welchen wir es jetzt erblicken.

Wie mit dem Zucker, so wurden damals die Europäer auch mit der Seide bekannt. Auf den griechischen Inseln spann man sie schon lange. Der große Krieger und Eroberer, König Roger II. von Sicilien, soll den

Maulbeerbaum und die Seidenraupe zuerst um die Zeit des zweiten Kreuzzuges nach Sicilien verpflanzt und es dadurch veranlaßt haben, daß Italien allgemach das wichtigste Seidenland unsers Welttheils wurde.

Auch Baumwollengewebe wurden in dem alten Egypten lange über Ostindien importirt, und es wird berichtet, daß sie seit den Kreuzzügen im Mittelalter schon etwas mehr in Aufnahme kamen. Wir haben vermuthlich daher für die ersten Anfänge auch dieser Gewohnheit, die heutzutage so mächtige Fragen auf dem Weltmarkte aufregt, den Kreuzrittern zu danken.

Alle diese und viele andere neu angelangte Waaren, von denen einige eine fernere Bearbeitung nöthig hatten, gaben nun auch weiterhin zu der Einführung mancher Industriezweige die Veranlassung. Man ließ es natürlich nicht bei der Producirung der Seide. Man mußte sie auch alsbald verweben, und so tauchten zu Venedig und anderswo Sammet- und Seiden-Manufacturen auf. Die von mir genannten Alaun, Indigo, Orseille und andere Farbestoffe, die wir damals zuerst erhielten, ließen Färbereien bei uns entstehen. Auch die orientalischen Teppiche wurden nachgeahmt und so etablirten sich wichtige Webereien in Italien und darnach in den Niederlanden, deren Industrie später, über den Canal verpflanzt, England reich und groß machte.

Auch die Schwertfeger und die Eisenfabrikanten Lüttichs und ganz Belgiens datiren ihren Ursprung aus der Zeit der Kreuzzüge, die, da sie so viele Waffen bedurften, einen sehr nahe liegenden Anlaß zum Aufblühen dieser Industrie

geben mußten. Aus einigen uns aus dem 12. Jahrhundert erhaltenen Zollrollen der Donaustationen Regensburg und Passau erhellt, daß damals ein bedeutender Handel mit Eisenwaaren und Waffen über Deutschland nach dem Oriente ging.

Je mehr den wilden Rittern und überhaupt den Europäern für die Bequemlichkeiten und die Luxusartikel des Ostens die Augen aufgingen und je deutlicher die Venetianer und Genuesen es erkannten, wie große Vortheile sie bei diesen Unternehmungen erzielen konnten, desto mehr verloren die Kreuzzüge ihren kriegerischen und heroischen Charakter und desto mehr wurden sie mit commerciellen Absichten gemischt und gefärbt. Ja die späteren Kreuzzüge, namentlich schon der von 1204, der das byzantinische Reich zertrümmerte, waren in der Hauptsache eigentlich nichts als bewaffnete Handels-Expeditionen, von Kaufleuten angeführt, zu Handelszwecken ausgebeutet und nur von Kriegern, die jenen dienten, begleitet, sehr verschieden von jenem zuerst ausrückenden Heer der bewaffneten Pilgrimme unter dem tapferen Roberto, dem frommen Godofredo und dem unbändigen Tancredi.

Auch die ferneren Kreuzzugspläne und Projekte, welche man noch später (nach 1204), um den erloschenen Eifer wieder anzufachen, entwarf und welche z. B. der berühmte Venetianer Marino Sanuto in seinem so äußerst interessanten Werke, dem er den so religiös und fromm klingenden Titel: „Secreta fidelium crucis" (die Geheimnisse der Kreuzestreuen) gab, enthielten im Grunde nichts als anlockende Handelsspeculationen und Auseinandersetzungen über

die Vortheile des orientalischen und indischen Commerciums, den man durch eine Eroberung Egyptens und des Isthmus von Suez befördern müßte. Des besagten Sanuto „Geheimnisse“ waren lauter Purpur, Weihrauch, Moússelin und Gewürznägelein.

Das Land, welches sich in der Mitte zwischen den drei alten Welttheilen als centrale Seestation ins Meer hinaus erstreckt und zur überseeischen Vermittlung zwischen Occident und Orient so bequem gelegen ist, Italien, hatte natürlich zunächst den meisten Vortheil von dieser ganzen commerciellen und industriellen Bewegung.

Zu Anfang der Kreuzzüge besaßen die Italiener nur kleine Flotten und wenige oder keine Colonien und Comptoire im Osten. Am Ende dagegen waren ihre Flotten die zahlreichsten und wichtigsten der Welt. Ihre Etablissements und Faktoreien erstreckten sich über das ganze Mittelmeer, verzweigten sich auch an allen Ufersäumen des Pontus und tief in Groß- und Kleinasien hinein.

Ihr Handel, der vor der Zeit der Kreuzzüge nur dürftig war, wurde durch sie ein mächtig anwachsender Strom. Ihre Sprache setzte sich als die allgemeine Verkehrssprache damals in allen Landen der Levante fest und sie ist noch heutiges Tages die Hauptsprache der dortigen Handelswelt.

Ja Italien wurde so zu sagen die Seele und das Haupttriebrad und der Träger des gesammten Handels von Europa. „Italiener“ oder „Lombarden“ nannte man überall — sogar auch in London und in Stockholm — die Banquiers und Geldmänner. Man fand sie an allen Plätzen unseres Welttheils. Der von ihnen angefachte

orientalische Handel gab namentlich auch dem deutschen Verkehre die stärksten Impulse. Die Handelseinrichtungen und Erfindungen der Italiener, der Wechsel, die Buchführung ꝛc. und ihre technischen Ausdrücke wurden seitdem in allen Bureaux und Büchern unserer Kaufleute eingeführt und wir finden sie dort als lebendige Zeugen der merkwürdigen Wirkungen der Kreuzzüge auch noch heutiges Tages.

Anfänglich betheiligten sich an dieser durch die Kreuzzüge veranlaßten großartigen Handelsströmung fast alle Italiener, die einst so berühmten Amalfitaner und Pisaner, wie die Genuesen und Venetianer. Nachdem die ersten von Genua erdrückt waren und nachdem Venedig seine Rivalen von Genua, mit denen es sich schlechter vertrug als mit den Muselmännern, in dem blutigen und langen Kriege von Chioggia dauernd besiegt und gedemüthigt hatte, blieben die Venetianer als die Universalerben der commerciellen Vortheile der Kreuzzüge allein auf dem Platze. Sie theilten nach und nach mit den Türken jene im Jahre 1204 gestifteten lateinischen Fürstenthümer, von denen ich sprach. Ihre Besitzungen und Faktoreien gingen im Norden bis zum Phasis, der Heimath des goldenen Vließes, und bis zum Asowschen Meere, und im Süden über Morea und Cypern bis zu den Thoren von Jerusalem und Alexandrien, und die Republik Venedig behauptete sich als eine europäische Großmacht lange in Krieg und Frieden neben den türkischen Padischas, welche ihrerseits, wie ich sagte, auf dem Festlande die Haupterben der kriegerischen Intentionen und Operationen der Kreuzritter blieben.

II.

Wie auf die äußeren Zustände der Staaten, der Kirche und des internationalen Verkehrs, so waren die Kreuzzüge auch von sehr bedeutendem Einflusse auf die Fortentwickelung der inneren Verhältnisse der europäischen Gesellschaft oder auf die Stellung der Elemente, aus denen dieselbe zusammengesetzt war, auf die verschiedenen Classen der Stände und ihr Machtverhältniß, auf den Adel, die Bürger der Städte und die Bauern.

Was zunächst den Adel der europäischen Völker, ihre Fürsten, Großen und Ritter betrifft, so kann man bemerken, daß dieselben bisher nur im Interesse ihrer eigenen Reiche, ihrer Könige und Lehnsherren, so zu sagen in nachbarlichem Gezänke Kraft und Muth vergeudet hatten.

Durch den Drang in die Ferne und zum Morgenlande, welcher plötzlich wie die Erscheinung eines Cometen die Eintönigkeit der europäischen Völkergeschichte durchbrach und eine so gewaltige Leidenschaft entzündete, wurde ihre Thätigkeit auf ein entferntes, glänzendes und hohes Ziel gerichtet. Sie schwärmten und handelten zum ersten Male für eine große und alle kampflustigen Helden der Christenheit gemeinsam begeisternde Idee.

Dies mußte wohl den Fürsten und Rittern, die überall als Feldherren, als Anführer und als Hauptkern der Kreuzheere an der Spitze standen, einen ungewöhnlichen Schwung geben, sie mit gehobener Stimmung und ernstem Sinn erfüllen. Aus den engen Kreisen der Heimath gerissen, unter ganz fremdartige Völker und in eine völlig verschie-

dene Natur versetzt, mußten bei ihnen, wie bei allen, die in entfernte Länder hinaus reisen, wohl andere Anschauungen und Empfindungen geweckt werden. — Außer den Schlachten mit den Muselmännern boten sich im fernen Oriente zahlreiche in Europa nie erlebte Abenteuer dar, Kämpfe mit Löwen und Schlangen, Zufälligkeiten von allerlei Art, bittere Gefangenschaften mit Entführung in zuvor nie geschaute Gebirge und Wüsten und wunderbare, zuweilen mit einem Liebesroman verknüpfte Befreiungen.

Die auf den Orient sich stürzenden Kreuzritter-Schaaren glichen Katarakten, in welchen jeder Tropfen (jeder einzelne Krieger) die außerordentlichsten Schicksale durchlebte. Und die Kunde von dem allen, besonders auch von den vielen eroberten Städten und Schätzen, entzündete dann wieder auf den Ritterburgen in der Heimath die Phantasie der Zurückgebliebenen.

Es bildete sich daher unter dem Adel der europäischen Völker jener eigenthümliche Geist heran, den man den romantischen Geist des Mittelalters zu nennen pflegt und der ein sonderbares Gemisch von religiösem Enthusiasmus, von Tapferkeit, abenteuerlichem Sinn und Ehrliebe gewesen ist.

Ein ganz besonderes Element dieses chevaleresken Sinnes war die höfliche und galante Frauenverehrung, und auch diese läßt sich ziemlich unmittelbar aus dem Wesen und der Geschichte der Kreuzzüge herleiten. Denn Maria, die Mutter unseres Heilandes, war von den frühesten Zeiten her die eigentliche Schutzpatronin und so zu sagen die Göttin der Jerusalems-Pilger. Es steht in der Bibel, daß Maria

zuerst nach der Kreuzigung ihres Sohnes die verschiedenen Stätten seines Leidens trauernd und weinend besucht habe. Einer Tradition zufolge soll sie diese Besuche und Wanderungen 14 Jahre lang bis an ihr Lebensende fortgesetzt haben. Sie erschien daher als die erste Pilgerin der Christenheit. Und demzufolge richteten alsbald die Jerusalems-Wallfahrer ihre Gebete vorzugsweise an sie; daher waren auch von vornherein die für die Pilger in Jerusalem gebauten Hospitäler und Kirchen der Jungfrau Maria gewidmet. Die Pilger und nun auch die Kreuzfahrer sangen bei ihrer Ankunft an der Küste des heiligen Landes, sowie auch, wenn sie die Zinnen der heiligen Stadt erblickten, althergebrachte Lobgesänge zur Ehre der Mutter Gottes, und daher erblühte denn aus den Kreuzzügen dieser sehr ausschweifende Mariencultus. Die meisten der zur Zeit der Kreuzzüge gestifteten Orden erwählten die gebenedeite Jungfrau Maria zu ihrer Hauptheiligen, und zu keiner Zeit wurden so viele unserer „Lieben-Frauen-Kirchen" gebaut wie damals. Das Ave Maria (der Mariengruß) erhielt nun allgemeine Geltung und wurde bald dem Vater-Unser gleich geachtet.

Setzten die Kreuzritter auf diese Weise gleichsam eine Jungfrau auf den himmlischen Thron, so war es wohl eine natürliche Folge, daß sie auch auf Erden das weibliche Geschlecht überall höher stellten. Frauen-Verehrung mag freilich von den frühesten Zeiten her den germanischen Völkern im Blute und Gemüthe gesteckt haben, daß aber eine Anbetung und ein gewissermaßen geregelter Frauendienst daraus wurde, wie er sich unter andern in der Poesie der

Troubadours und Minnesänger offenbart, daß die Frauen am Ende nicht nur bei den poetischen Wettstreiten und den cours d'amour, sondern auch bei den Waffenkämpfen, ritterlichen Spielen und noch sonst zu Gerichte saßen, das war das Werk der Kreuzritter und ihres Mariencultus.

Auch diese ritterlichen Spiele selbst gewannen aus den Kreuzzügen einen bis dahin ungekannten Glanz. Früher waren sie nicht häufig, dazu ärmlich und ungeregelt. Da man in ihnen jetzt gleichsam wie in einem Bilde oder Schauspiele die bei Byzanz, Aleppo oder am Nil verrichteten Heldenthaten für die in der Heimath Zurückgebliebenen darstellen wollte, wurden sie glänzender und das ganze Turnierwesen erlangte nun seine hohe Blüthe, Ausbildung und Ordnung.

Die Kreuzzüge selbst, in denen Tapferkeit und Muth so wundervoll geübt wurden, erzeugten eine große Reihe gepriesener und bewunderter Streiter und erfüllten daher den ganzen Adel Europa's mit einem glühenden Heroensinn. Es wurde unter den jungen Söhnen des Adels bald Sitte, sich im Oriente die Sporen zu verdienen und sich an den heiligen Stätten selber die Ehre des Ritterschlags zu erwerben.

Dort am Grabe des Erlösers gelobten sie Alles, was einem Ritter ziemte und zierte: Vertheidigung des Glaubens und der Christenheit, Beschützung der Armen und Bedrückten, der Frauen und der Hülflosen, Ehrenhaftigkeit, Treue, Leutseligkeit, Frömmigkeit, d. h. mit einem Worte Ritterlichkeit in allen Verhältnissen.

Dieser Ritterschlag am heiligen Grabe galt für die

größte Würde, die ein Edler auf Erden erlangen könne — für ein Amt höher als das des Königs — für die Krone aller Ehren.

Da man zu dieser Ehre nur solche zulassen wollte, die nicht nur an und für sich persönlich untadelich waren, sondern zugleich auch aus seit lange durch Tugend und Tapferkeit ausgezeichneten Geschlechtern stammten, da dieser Grundsatz namentlich auch bald in den am heiligen Grabe und zu seinem Schutze gestifteten Adelsverbrüderungen, den so zahlreichen und so einflußreichen Ritterorden adoptirt wurde, so kam nun auch das Forschen nach der Herkunft der Individuen und der großen Familien mehr in Schwang. Der Geburts-Adel Europa's datirt aus der Zeit der Kreuzzüge.

Die Wappen und die erblichen Familienzeichen, die man vorher kaum kannte, kamen damals auf. Es giebt fast keine europäische Adelsfamilie, die mit Sicherheit ihren Ursprung über die Zeit der Kreuzzüge hinaus verfolgen könnte. Bis zu ihnen gehen aber viele, ähnlich wie auch meist die Geschlechter der alten Hellenen und desgleichen ihre Turniere (die olympischen Spiele) bis zum trojanischen Kriege hinauf datirten. Wie ihre Wappen, Embleme und Mottos, so haben auch noch heutiges Tages unsere Ritter und Ritterorden das gewöhnlichste Corporations- oder Ehrenzeichen ihrer Verbindungen, die Ordens- und Ehrenkreuze aus der Zeit der Kreuzritter, die sich dieses Zeichen wohl mit glühendem Eisen auf Schulter oder Brust einzubrennen pflegten, oder auch wohl glaubten, daß ein Engel es ihnen im Schlafe auf die Haut geritzt habe,

was denn freilich bei unsern Rittern heutiges Tages nicht mehr statt hat.

Es ist aber dennoch mehr als blos wahrscheinlich, daß unsere adligen Herren trotz ihres Heldenmuthes und ihres schwärmerischen Sinnes mit allem ihrem romantischen Damencultus und Turniereifer doch das von den Kreuzzügen eingeleitete Werk und die mühsame Arbeit der Civilisirung Europa's nicht zu Stande gebracht hätten und das rauhe Mittelalter zu einer schönern Neuzeit allein nicht hinüberzuleiten fähig gewesen wären.

Viel wichtiger als alle Hebung des Ritterwesens ist daher der Einfluß der Kreuzzüge auf die Städte und ihre Bewohner, die Bürger, und der Umstand, daß man diese Kriege gewissermaßen als die ersten Begründer und Schöpfer des fleißigen, emsigen, arbeitsamen, lernbegierigen und erfindungsreichen dritten Standes betrachten kann.

Vor den Kreuzzügen waren die Städte in fast allen Ländern Europa's sehr unbedeutend und ohnmächtig. Sogar in Frankreich waren sie ganz abhängig von den Großen, den das Land besitzenden Lehnsmännern der Krone, den Fürsten und Grafen, und ihre Bürger, die kaum den Namen verdienten, waren nicht viel besser daran als Leibeigene des Adels. Ja in manchen Ländern, z. B. in Deutschland, gab es nur erst ganz wenige Städte und auch diese wenigen waren nur schwach bevölkert.

In Folge der Kreuzzüge wurde dies auf mehrfache Weise anders. Da in der Regel die ungeduldigsten und

wildesten Heere unter dem Adel ins Morgenland hinaus zogen und zuweilen nie wiederkehrten, so wurden die Städte auf diese Weise mehrere ihrer schlimmsten Bedränger und Tyrannen los. Die ausziehenden Herren wandten sich, um die Kosten ihrer Ausrüstung zu decken, eben so häufig an ihre Städte, wie nach dem, was ich schon bemerkte, an die Kirche. Sie ließen sich Geld von den Bürgern vorschießen. Doch gaben dieselben es so wenig wie die Geistlichkeit umsonst her. Sie benutzten vielmehr diese Darlehen, um sich dadurch ihre Freiheiten und Privilegien zu mehren. Sie kauften den großen Herren die Bestätigung ihrer Selbstständigkeit ab, und diese waren damit nun eben so freigebig, wie mit den billigen und niedrigen Preisen beim Verkauf ihrer Güter an die Kirche. In Frankreich datiren nach dem Zeugniß französischer Schriftsteller fast alle Chartes de Communauté der Städte aus der Zeit der Kreuzzüge. Und auch in Deutschland stammt die Reichsfreiheit oder Unabhängigkeits-Erklärung von Städten viel häufiger aus der Zeit der kreuzfahrenden hohenstaufen'schen Kaiser, als aus irgend einer anderen Periode.

Da Reichthum und Geld aber, der wahre Nerv der Dinge, die besten Stützen der erlangten Unabhängigkeit und Freiheit sind, so hat indirect auch ganz besonders jene durch die Kreuzzüge herbeigeführte Industrie und Handelsblüthe, von der ich oben sprach, auf die Hebung unserer Städte hingewirkt. Der Adel mit seinen bäurischen Rekruten und fanatischen Priestern stand nur im Felde. Die Bedienung der Schiffe, die Verwerthung der Waaren, die Bearbeitung der vom Morgenlande her neu auftauchenden

Produkte, das waren Arbeiten, die er seinem militärischen Sinne gemäß unter seiner Würde hielt.

Die Geschäfte und Profite fielen daher den auf den Kreuzfahrten in zweiter Linie stehenden und als Gehülfen und Commissäre dienenden Bürgern der industriösen Stadt zu. Sie wurden dabei bald reich, während der Adel vielfach seine Besitzthümer verschwendete.

Der Anfang der Bildung wohlhabender, kräftiger und unabhängiger städtischer Communen, „dieses großen und populären Werkes des Mittelalters", ist daher mit dem Anfange der Kreuzzüge beinahe gleichzeitig.

Kaum waren die Kreuzzüge einige Zeit (etwa ein Jahrhundert lang) im Gange gewesen, so standen alsbald die Städte (namentlich und zunächst die italienischen) als eine politische Macht da, was bisher in dem germanisch-romanischen Europa etwas ganz Unerhörtes gewesen war, und schon Kaiser Friedrich der Rothbart hatte mit seinen lombardischen Stadt-Republikanern fast eben so viel Hader, Arbeit und Noth, wie mit den Ungläubigen selbst.

Dem lombardischen Städtebunde folgten im südlichen Deutschland die schwäbischen und rheinischen auf dem Fuße und alsdann gegen das Ende der Kreuzzüge in Norddeutschland der hanseatische. Auf die Hebung der niederländischen Städte und Handelsplätze an der Mündung des Rheins wirkten die Kreuzzüge fast so unmittelbar hin, wie auf die Blüthe der italienischen.

Die Stadtbürger traten bald überall neben der Geistlichkeit und dem Adel als ein dritter Stand hervor, bekamen Antheil an den Parlamenten und der Gesetzgebung

der Reiche. Auch in Deutschland errangen sie nun die Reichsstandschaft, eine vor den Kreuzzügen ganz unerhörte Neuerung. Die Bündnisse der Städte wurden auch politisch eben so einflußreich oder vielmehr noch viel bedeutsamer, als die Verbindungen des Adels (die großen Ritterorden). Ja einzelne durch die Kreuzzüge groß gewordene Städte, oder zum mindesten doch eine — Venedig — behauptete, wie ich schon sagte, Jahrhunderte lang die Stellung einer europäischen Großmacht.

Auch auf das Loos der armen, gedrückten Landleute, der leibeigenen Bauern, waren hie und da die von den Kreuzzügen veranlaßten Umwandlungen der europäischen Gesellschaft nicht ohne Einfluß.

Diejenigen Leibeigenen, welche in Person mit ins Feld zogen, wurden eo ipso dadurch frei und aus aller Vasallenschaft erlöst. So hatte es der Papst angeordnet, der, wie gesagt, alle Kreuzfahrer als seine Soldaten ansah, ebenso wie auch in Rußland noch jetzt jeder Rekrut durch den Soldatendienst aus seiner Privat-Leibeigenschaft erlöst und ein Mann des Kaisers wird. Dazu auch hatte noch der Papst geboten, daß man es keinem Menschen, selbst nicht dem geringsten Sclaven verwehren dürfe, das Kreuz zu nehmen.

Auch der Umstand, daß so viele Tausende von Knappen und Lehnsmännern ins Morgenland hinausgeschleppt wurden und nicht von da zurückkehrten, mußte vortheilhaft auf die daheim bleibenden einwirken. Diese stiegen dadurch im Werthe und wurden folglich von ihren Herren glimpflicher behandelt.

Nicht nur durch die starken Rekruten-Aushebungen, sondern mehr noch durch die aus dem Oriente nach Europa

verschleppten neuen und schrecklichen Krankheiten und Seuchen wurden in manchen Strichen Frankreichs und Deutschlands in Folge der Kreuzzüge die Arbeiter decimirt. Ich erinnere nur daran, daß durch sie sogar der orientalische Aussatz eine Zeit lang in Europa endemisch wurde und daß der schwarze Tod, der die halbe europische Menschheit dahinraffte, noch zur Zeit der letzten Kreuzzüge auf der von den Kreuzrittern betretenen Länderstraße nach Europa kam.

Nun trachtete man, die entvölkerten Striche aus den minder stark angegriffenen Gegenden mit neuen Bewohnern und Feldarbeitern wieder zu versehen. Diese konnte man aber nicht ohne Verheißung von Vortheilen und Freiheiten aus ihrer alten Heimath verlocken. Und so entstanden denn in vielen Gegenden mehrfach privilegirte und freie Bauerngemeinden.

Namentlich trat dieser Erfolg in Deutschland hervor. Dort wurden die durch die Kriege und Kreuzzüge an der Ostsee so vielfach decimirten und entvölkerten Länder der Lithauer und Slaven mit neuen Colonisten, welche aus allen Theilen Deutschlands herbeieilten, besetzt.

Auch die merkwürdige Einwanderung der Friesen und Flamingen und ihre Verbreitung in Norddeutschland steht mit den Kreuzzügen in nahem Causal-Nexus. Viele der freien Bauerngemeinden in den Weser- und Elbmarschen und ihre Berufung durch die Erzbischöfe von Bremen und Hamburg, sowie die Colonien-Stiftungen in den sandigen Marken Brandenburgs und Pommerns datiren aus der Zeit des Anfangs der Kreuzzüge.

Natürlich wirkten unmittelbar auch die Städte auf die

Hebung der ländlichen Bevölkerung. Die mitten unter den Landleuten aufblühenden Bürgercommunen waren für sie eben so viele Asyle. Das Institut des Pfahlbürgerthums wurde ausdrücklich für diese ihren Landtyrannen sich entziehenden bäurischen Unterthanen geschaffen, und trotz alles Widerstrebens und Processirens des Adels erlangten die Leute vom Lande vielfach Aufnahme, Wohnung, Freiheit und Bildung in den Städten.

Erwiesen sich die Kreuzzüge in Bezug auf kirchliche, politische und sociale Verhältnisse als Anfänge einer Emancipation, so kann man sie hinsichtlich ihrer Einwirkung auf Verbreitung von Kenntnissen und Bildung, auf Wissenschaft, Kunst, Poesie und Literatur eine Art von Renaissance nennen.

Die Gegenden, in welche die noch sehr barbarischen Kreuzritter eindrangen, waren dieselben Länder, aus welchen einst die Hellenen und nach ihnen die rauhen Römer ihre Cultur und Wissenschaft geholt hatten.

Viele der Quellen, aus denen die Römer einst schöpften, waren dort im Orient noch vorhanden, theils in den Händen der Griechen, theils in denen der die Wissenschaften und Künste pflegenden Araber, welche die Schätze der griechischen Literatur bei sich einheimisch gemacht hatten.

Es wäre wohl höchst wunderbar, wenn das Betreten dieses alten Culturbodens dieselben wohlthuenden Rückwirkungen, die es so oft gehabt hat, nicht auch bei den Kreuzrittern in einem gewissen Grade geübt hätte.

Freilich zertraten und verstopften die Kreuzritter unter ihren barbarischen Füßen selbst einen Theil jener Quellen.

In den schrecklichen Zerstörungen, welche sie anrichteten, namentlich bei den wiederholt von ihnen in Constantinopel veranlaßten Feuersbrünsten, wurden eben so viele herrliche und kostbare literarische Monumente des Alterthums vernichtet, wie bei den Einfällen der Muselmänner in Egypten und bei den von den Arabern dort angestifteten Bibliothek-Bränden.

Aber solche kriegerische Lawinen, wie die Kreuzzüge es waren, sind den Stürmen des Meeres vergleichbar, welche branden und wogen und die Schiffe zertrümmern, jedoch auch zugleich Stücke kostbaren Bernsteins ans Ufer werfen, die man aufsammelt und an denen sich ein neues Licht und Heil entzündet. So wurde auch in jenen wilden Kriegswogen hie und da eine preiswürdige Urkunde erhalten, von ihnen an das Ufer Europa's wie ein verschlagenes Gesäme hinübergeführt und gedieh dort, in der Folgezeit Wurzel fassend, zu einem schattigen und fruchtreichen Baum.

Gesäme dieser Art waren z. B. das von König Roger II. von Sicilien bald nach dem zweiten Kreuzzuge aus dem Orient nach Europa gebrachte Weltbuch des griechischen Astronomen und Geographen Ptolemäus oder die auf Befehl Kaisers Friedrich II. zum ersten Male aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzten Werke des großen Aristoteles.

Beide schon lange im Oriente hoch und gleichsam heilig gehaltenen Orakel fanden in Europa willige Aufnahme, und jedes von ihnen wurde in seiner Gattung eine große Autorität. Die Weltanschauung und das Planetensystem

des Ptolemäus hielt sich von den Kreuzzügen her das ganze Mittelalter hindurch in Geltung, bis es zur Zeit der Reformation durch Copernicus und darnach durch Keppler gestürzt wurde.

Ebenso war auch der von dem genannten kaiserlichen Kreuzritter, von Friedrich II., auf den Thron gesetzte Aristoteles den Rest des Mittelalters hindurch der König der Philosophen. „Er nahm seinen Platz neben der Kirche und neben Christus ein" und blieb das Alpha und Omega der Gelehrten und ihrer Schulen bis zur Zeit der sogenannten Wiedergeburt der Wissenschaften. Alsdann wurde er in den nun folgenden Umwälzungen dethronisirt wie Ptolemäus, wie die Dominikaner und wie so vieles Andere, was zur Zeit der Kreuzzüge ins Leben gerufen und zu Ansehen gelangt war.

Als großartige, ganz ungewöhnliche und folgenreiche Ereignisse mußten auch die Kreuzzüge wohl die Federn und Köpfe der Schriftsteller in Bewegung bringen und sie zur Verzeichnung so wichtiger Dinge und Neuerungen veranlassen. Es war natürlich, daß Geschichtschreiber und zwar einige recht fähige auftraten und daß auch dieses Feld der geistigen Thätigkeit einige Vortheile aus ihnen zog. Hatten doch selbst die Irruptionen der ganz barbarischen Germanen der Völkerwanderung mehre nicht zu verachtende Annalisten ins Leben gerufen.

Ich nenne unter vielen gleichzeitigen Kreuzzugs-Historikern nur den trefflichen Erzbischof Wilhelm von Tyrus, der an der Spitze aller Kreuzzugs-Chronisten steht, von dem Einige behaupten, daß er ein Deutscher, andere, daß

er ein Franzose gewesen sei, dessen Werk über die Kreuzzüge man noch jetzt mit Vergnügen liest und das Niemand ungelesen lassen sollte, der sich ein lebendiges Bild von ihnen und ihrer eigenthümlichen Zeit machen will, — und ferner den Schilderer des Lebens und der Kreuzzüge Ludwigs des Heiligen, den Franzosen Joinville, dessen lebhafte und naive Darstellungen und Erzählungen die Franzosen noch heute mit fast eben so viel Befriedigung lesen, wie ihre Froissarts und Comines — und in Deutschland den Biographen unseres im Orient verblichenen Kaisers Friedrich I., Otto von Freisingen.

Es waren dies lauter Schriftsteller, die selbst auch neben der Feder das Schwert führten und gleich dem körnigen Historiker Ville-Hardouin, dessen lakonische Schilderung des sechsten Kreuzzuges und der Eroberung Constantinopels gleichsam mit Eisen auf Stein geschrieben zu sein scheint, als Kreuzritter ins Morgenland zogen. Außer von ihnen wurde natürlich auch von den Byzantinern viel Wichtiges und Interessantes über die Kreuzzüge niedergeschrieben, und desgleichen von den Arabern und anderen Orientalen, was ich hier aber übergehe.

Wie die Historiker, so mußten sich vor allen Dingen auch wohl die Poeten von den so abenteuerlichen und romantischen Ritterfahrten erregt und gehoben fühlen. — Diese brachten ja Alles mit sich, was einen Dichter begeistern konnte: religiöse Schwärmerei, den Drang in die Ferne, wunderbare Anschauungen und Begebenheiten, und vor allen Dingen, wie ich zeigte, die Verehrung des schönen Geschlechts.

Nichts ist begreiflicher, als daß die Kreuzzüge in allen Ländern, in Frankreich wie in Deutschland und Italien, eine frische Morgenröthe der Poesie, die Zeit der Ritterpoesie, die Dichtungen der Troubadours und der Minnesänger, herbeiführten.

Die classische Ilias der Kreuzzüge selbst, das auch ins Spanische und Arabische und Türkische übersetzte Epos des Tasso folgte zwar erst viel später nach, zu einer Zeit, da man die Kette der Ereignisse aus der Ferne besser übersehen und als ein Ganzes behandeln konnte. Solche classische Kunstgedichte, wie sie jedem großartigen Ereignisse gewidmet werden, erscheinen gewöhnlich erst lange nachher. Aber Versuche zu einem Gierusalemme liberata machten doch auch schon die Zeitgenossen der Kreuzritter selbst, unter andern der Franzose Gregoire des Tours, der im Jahre 1220 den ersten Kreuzzug in einem freilich jetzt vergessenen Gedichte besang. Jedenfalls aber war es sehr charakteristisch und auch sehr natürlich, daß damals andere ähnliche Stoffe aus der Geschichte, wie es die Kreuzzüge waren, ans Tageslicht gezogen wurden.

Wir haben aus der Zeit der Kreuzzüge mehrere Bearbeitungen des trojanischen Krieges, der Aeneide, des Alexander-Liedes, sowohl in Deutschland als in Frankreich. Diese Gedichte, welche so zu sagen die morgenländischen Ritterfahrten des Alterthums zum Gegenstande hatten, namentlich das Alexander-Lied, wurden von den Kreuzritter-Dichtern so behandelt und gemodelt, daß sie gleichsam Gegenstücke zu den Kreuzzügen darstellten, indem dabei z. B. die Ereignisse der Zeit in das Gewand der Thaten

Alexanders des Großen gehüllt wurden, dem man als Zweck seiner Unternehmungen die Aufsuchung eines Paradieses im Oriente unterlegte, was ja mit dem Beginnen und Streben der Kreuzritter ziemlich harmonirte.

Auch die Veränderungen in dem Charakter der Kunstproductionen dieser Zeit, namentlich im Style der Architektur, fast der einzigen Kunst, von welcher damals noch die Rede war, sind gewiß zum Theil eine Folge der Kreuzzugsbegeisterung und der durch sie herbeigeführten Bekanntschaft mit dem Oriente.

Wenigstens findet man, wenn man die Zeitpunkte der Entstehung oder Vollendung der großartigsten Kirchenbauten des Mittelalters beachtet, daß die meisten von ihnen ebenso wie die Stammbäume unserer Adelsgeschlechter aus der Periode der Kreuzzüge datiren. Um einige Beispiele anzuführen, bemerke ich nur, daß der herrliche Dom von Freiburg im Jahre 1122, der großartige Kölner Dom, dem Friedrich der Rothbart seine größten Heiligthümer, die Reliquien der heiligen drei Könige aus dem Morgenlande, gesandt hatte, im Jahre 1248 begonnen, und der Straßburger Münster im Jahre 1275 vollendet wurde.

Auch setzen unsere Kunsthistoriker den Anfang desjenigen Baustyls, den sie den gothischen oder germanischen nennen, in das 12. Jahrhundert.

„Die Pfeiler und die Spitzbogen und die hohen, zum Himmel reichenden Thürme, welche man zu dieser Zeit zu bauen anfing" — so sagt einer jener Kunsthistoriker —, „stiegen viel lebhafter und kühner empor, als früher die niedrigen Säulen und die ruhigen Halbkreisbogen des alten

sogenannten romanischen Baustyls.“ Es offenbarte sich darin der unternehmende und höchst schwärmerische und schwungvolle Drang der gesammten Kreuzzugszeit.

Wie seinerseits auch der erschlossene Orient und die dort bereits geltenden Kunstformen auf die Eigenthümlichkeit dieses Baustyls, sowie auf andere Künste Europa's einwirkte, das müßte durch diesen Themas besonders gewidmete Untersuchungen nachgewiesen werden, sowie ich solchen speciellen Untersuchungen auch die weitere Ausführung dessen, was ich über die Veränderungen in der Philosophie, den Wissenschaften und der Poesie hier nur leise andeutete, zuweisen muß. Ich konnte hier in meinem Vortrage alle die Ideen, welche die Kreuzzüge so zu sagen aufwühlten, alle die Keime, welche sie über Europa ausstreuten, nur kurz bezeichnen. Wie diese Keime sich unter dem Einfluß von mancherlei anderen Umständen und Verhältnissen weiterhin zu großen Bäumen entfalteten und wie diese Bäume dann alle am Ende zur Zeit der sogenannten großen Renaissance und der Reformation so zu sagen gekappt wurden, indem man ihr Holz wieder anderweitig verbrauchte, das zu zeigen, muß ich Anderen überlassen.

Nur einen einzigen Punkt, den ich in den zahlreichen Werken über die Kreuzzüge noch wenig besprochen finde, will ich hier zum Schlusse noch besonders hervorheben und schließlich einige Augenblicke bei seiner Betrachtung verweilen. Ich meine die Untersuchung, wie die Kreuzzüge ihrerseits auch das Zeitalter der großen geographischen Entdeckungen, das mit dem jener Wiedergeburt der Wissenschaften und Künste und mit dem der Reformation der

Kirche beinahe zusammenfällt, eingeleitet und vorbereitet haben. Da man die Vollendung des Charakters und Geistes der Neuzeit erst von der Epoche datiren kann, wo neben dem Freiwerden der Gedanken auch das, was man die „Neuen Welten" nannte, oder was ziemlich dasselbe ist, der ganze Umfang und die Beschaffenheit unseres Globus und seine Stellung in dem Weltall sich offenbarte, so ist diese Untersuchung von der größten Wichtigkeit.

Auch zu dieser durch Columbus und seine Zeitgenossen und Nachfolger durchgeführten Revolution machten die Kreuzzüge die Einleitung und die Vorbereitung. Sie konnten ja selbst schon in mehrfacher Hinsicht als Entdeckungs-Reisen in entfernte, den Europäern wenig bekannte Gegenden betrachtet werden. Außerdem aber fachten sie überhaupt in Europa einen nicht geringen Reiseentdeckungseifer und Forschgeist an und veranlaßten sowohl zu Lande als zu Wasser anderweitige Unternehmungen, die weit über das nächste Ziel der Kreuzfahrten, das heilige Land, hinausgingen.

Die Kreuzritter, sage ich, lernten zunächst selbst eine Menge unbekannter oder wieder vergessener Länder kennen. Aber viel wichtiger war es doch in dieser Hinsicht, daß sie Europa mit den größten Geographen und Entdeckern der damaligen Zeit, mit den Arabern, in intime Berührung brachten.

Die Araber hatten schon vorher die ganze alte Welt von Marocco bis über Indien hinaus durchwandert und ihre berühmten Kosmographen Massudi, Ibn Haukal und Andere hatten das Alles beschrieben. Von ihnen erhielten die Europäer, wie ich schon sagte, die geographischen Schätze

des Ptolemäus, von ihnen lernten sie auch das Kartenzeichnen. Um die Zeit des zweiten Kreuzzugs im Jahre 1150 zeichnete ein gelehrter Araber, Edrisi in Sicilien, für den König Roger II. eine Weltkarte auf eine silberne Tafel und schrieb dabei zur Erklärung derselben eine geographische Schilderung der gesammten bewohnten Erde, welche Asien bis China, Afrika bis zur Sahara und den Mondgebirgen, Europa bis Finnland hinauf darstellte.

Nach diesem Edrisi wurden zur Zeit der Kreuzzüge noch mehre andere uns aufbewahrte Weltkarten entworfen, von denen man die Copien großentheils in den Manuscripten und Werken, welche über die Kreuzzüge selbst handeln, angehängt findet. Auf allen diesen Karten, die sich so ziemlich einander gleichen, ist unsere Erde als eine große runde Scheibe gezeichnet. Im Centrum derselben als Mittelpunkt der Erdtafel liegt das heilige Grab und Jerusalem, um das herum sich die Körper von Europa, Afrika und Asien wie mächtige Blätter entfalten. Hätten die alten Germanen der Völkerwanderung vor den Kreuzrittern auch schon Karten gezeichnet, so würden sie gewiß bloß Rom in den Mittelpunkt ihrer Weltscheibe verlegt und da herum Einiges von den Mittelmeer-Ländern verzeichnet haben. Jene zur Zeit der Kreuzritter geschehene Verlegung dieses geographischen Mittelpunktes nach Asien bezeichnet also deutlich genug die damals bewirkte Erweiterung des Welthorizonts.

Besonders großartig wurden zur Zeit der Kreuzzüge die von den Europäern unternommenen Landreisen. Manche Ritter wurden unfreiwillig als Gefangene oder

Sklaven in sehr entlegene Länder geführt, aus denen sie zuweilen zurückkehrten.

Andere trieb der durch die Kreuzzüge angefachte Handelsgeist und Bekehrungseifer weit in die Welt hinaus. Die Reihe eröffnete Benjamin von Tudela, der nach dem Jahre 1159 von Jerusalem aus große Reisen in Persien machte.

Ihm folgten im 13. Jahrhunderte die Missionäre Plano Carpini, Ascelino und Rubruquis, die von den italienischen Handelsfactoreien am schwarzen Meere aus tief in die Mongolei eindrangen, um den Groß-Chan zu bekehren.

Doch übertraf diese alle der weltberühmte Venetianer Marco Polo, der zu Handelszwecken ganz Asien bis in die Nähe Japans und zu den Küsten des stillen Oceans hin in einer so ausgedehnten Weise bereiste und schilderte, wie es nach ihm kaum irgend ein zweiter Reisender wieder gethan hat. Sein zur Zeit des Ausgangs der Kreuzzüge abgefaßtes Werk blieb Jahrhunderte lang in Europa die allgemeine Quelle für die Kenntniß Asiens und der Gränzen der von Menschen bewohnten Welt.

Nicht weniger bemerkenswerth waren aber auch die in der Periode der Kreuzzüge auftauchenden Entdeckungsfahrten auf dem Meere. Schon einige Zeit vor den Kreuzzügen hatten die Normannen ihre Entdeckung Amerika's zu Stande gebracht, die aber freilich, weil man sie nicht verfolgte und weil wenig davon zur Kunde der übrigen Europäer gelangte, keinen sehr bedeutsamen culturgeschichtlichen Einfluß gewann. Doch wurde dabei wenigstens ein amerikanisches Land, nämlich Grönland, festgehalten. Und in diesem Lande stifteten

die Normannen und Isländer zu derselben Zeit, als Gottfried von Bouillon Jerusalem christlich machte, christliche Colonien und Kirchen. Grönland erhielt im Jahre 1124 seinen ersten selbständigen Bischof, und seitdem floß, so lange diese Colonie existirte, wie aus andern Ländern der Christenheit auch aus Grönland der Peterspfennig und der Saladinszehnte nach Rom.

Auch von den Seefahrern anderer Völker wurden dann mehre Fahrten in die dunklen Räume des atlantischen Oceans ausgeführt, die man mit eben dem Rechte als die Vorläufer des Columbus bezeichnen kann, mit welchem man die Schüler Abälard's, die Waldenser, die Albigenser, die Stedinger &c. als Vorläufer Luther's betrachtet hat, die ich aber hier nicht alle nennen will.

Aus dem 11. Jahrhundert stammt die Sage von jenem Heiligen der irischen Kirche, dem Sanct Brandan, der sieben Jahre lang im Ocean von Insel zu Insel geirrt haben soll.

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts sollen die Almagrurin oder „die irrenden Brüder" von Lissabon aus und bald nachher, um's Jahr 1170, der walische Prinz Madoc weit in die atlantischen Wasserwüsten hinaus gesegelt sein. In das 13. Jahrhundert fallen die oceanischen Wettfahrten der Genueser Vivaldi und Doria, die den Weg nach Indien, welchen die Kreuzfahrer im Osten dauernd zu eröffnen nicht im Stande gewesen waren, im Westen suchen wollten; und gegen das Ende des 14. Jahrhunderts, bald nach dem letzten Kreuzzuge, unternahmen die venetianischen Gebrüder Zeni ihre vielbesprochenen Reisen in die

nordwestlichen Partien des atlantischen Oceans, von dem sie damals zuerst eine Seekarte entwarfen.

Schon bald nach den Kreuzzügen fingen auch die Fortschritte der Franzosen außerhalb der Thore des Herkules auf der afrikanischen Westküste an.

Im 14. Jahrhundert segelten dahin die kühnen Seefahrer von Marseille und von Dieppe.

Im Jahre 1346 (gerade zu derselben Zeit, als König Peter von Cypern sich zu dem letzten Kreuzzuge nach Egypten und Palästina rüstete) entdeckte und eroberte der edle Betancour die canarischen Inseln und fuhr an der Küste von Afrika bis nach Senegambien und der Sierra Leone hinab.

Auf dieselbe Entdeckerbahn wurden bald nachher auch die Portugiesen durch ihre Kreuzzüge und Kriege gegen die Araber hinausgeführt. Man kann ihre Entdeckungen und die der Spanier als eine ganz directe, aus dem Streite der Christenheit mit den Muselmännern hervorgehende Folge ansehen. Und es ist in dieser Hinsicht bezeichnend, daß die alten Schriftsteller der Franzosen für ihre Kreuzzüge und ihre Fahrten auf dem Ocean nach Afrika und den canarischen Inseln denselben Namen haben. Sie nennen beide „Voyages d'outremer“ (transoceanische Reisen).

Bei weitem die meisten aller der von mir erwähnten Land- und Seereisen wurden von denselben Leuten angeführt, welche die Kreuzritter nach dem heiligen Lande übergesetzt hatten, nämlich von Italienern, Genuesen und Venetianern.

Und solche weite Seereisen machten ja auch erst die von den Kreuzzügen in Schwung gebrachte Magnetnadel

und andere im Schiffsbau eingeführte Verbesserungen möglich.

Sehr viele der in den Diensten der Portugiesen und Spanier stehenden großen Seefahrer und Entdecker waren aus der Schule der im Dienste der Kreuzfahrer geübten Schiffer aus Genua und Venedig. Auch der glorreichste aller Entdecker, Columbus selbst, war ja aus dieser Schule, und es war gerade das Studium der Reiseberichte und geographischen Werke der Zeitgenossen und Nachfolger der Kreuzritter, durch welche Columbus sich seine Idee von der Größe und Gestalt der Erdkugel verschaffte und die Möglichkeit einer Erdumsegelung bei ihm zur Ueberzeugung reifte. Die Weltkarten, die Columbus dabei erblickte und erwog, fand er eben bei Marco Polo und bei jenem von mir früher genannten Marino Sanuto, und in ähnlichen Schriften, welche einen neuen Kreuzzug anempfahlen.

Man kann sagen, daß wie den späteren Kreuzrittern der Kopf voll Entdeckungs- und Handelsspeculationen steckte, so umgekehrt auch bei Columbus sich seine Weltumsegelungs- und Eroberungspläne mit Pilger- und Kreuzritterideen mischten.

Jerusalem, das die alten Kreuzritter und Kartographen in den Mittelpunkt der Erdscheibe verlegten, war — wenigstens vorgeblich — auch sein eigentliches Ziel. Er wollte, das spricht er wiederholt in seinen Schriften aus, westwärts über den Ocean segeln, um dann Asien im Osten und zuletzt Jerusalem zu erreichen. Dieses Jerusalem, das die Kreuzritter von der Vorderseite auf einer Ostfahrt nicht hatten nehmen können, wollte Columbus auf einer West-

fahrt so zu sagen im Rücken fassen. Und die auf dem Wege gefundenen Schätze Indiens sollten ihm die zur Eroberung der heiligen Stadt nöthigen Geldmittel liefern. Auf diese Weise wollte er alle Ideen, Pläne und Träume der Kreuzritter, die Erwerbung der Schätze des Orients, die Blüthe der Handelsmacht und die Befreiung des heiligen Grabes zu gleicher Zeit zur Ausführung bringen.

Wie der Plan des Columbus selbst, so erscheint auch das ganze folgende Werk der Eroberung Amerika's durch die Spanier und Portugiesen nur gleichsam als eine Fortsetzung der durch die Kreuzzüge begonnenen Arbeit. Die „Conquistadores“ — Kreuzritter der Neuzeit — verfuhren gegen die Ungläubigen in der Neuen Welt ganz ähnlich wie die Boëmundi und Tancredi gegen die Muselmänner in Syrien, und zeigten sich auch von demselben Geiste beseelt. Kreuzerrichtung und Bekehrung waren überall ihre erste Arbeit. Auch waren ihre Expeditionen ebenfalls wie die Kreuzzüge von den Legaten des Papstes begleitet. Und dieser vertheilte dort nach seinem Ermessen die eroberten Länder in derselben Weise, wie er es ehemals im Morgenlande gethan hatte. In Amerika machten der Kreuzritter-Zeit erst die Jesuiten und dann die Engländer ein Ende, welche andere Bekehrungssysteme und Regierungsweisen und namentlich Ackerbau-Colonien aufbrachten, aus denen ein großer Theil der jetzigen Staaten Amerika's hervorgeblüht ist.

Mit diesen Bemerkungen mag ich meine Betrachtung über die Folgen der so merkwürdigen Kreuzzüge schließen, die, wie ich fühlbar gemacht zu haben glaube, so weit reichende Umwälzungen und Reformen in Europa herbei-

führten, — die, wie ich sagte, in der äußeren und inneren Politik so vieles umstürzten und neu schufen, — die in der Kirche den Papst erst so hoch hoben, um ihn hinterdrein so tief wieder fallen zu lassen, — die unserm Luther so vielfach vorarbeiteten, — in der Poesie und Literatur eine so schöne Morgenröthe veranlaßten, — in der Wissenschaft und Kunst eine Art von Renaissance, — in den bürgerlichen und socialen Verhältnissen eine Emancipation einleiteten — und endlich in der Weltkenntniß einen äußerst regen Forsch- und Reiseeifer erweckten und die Umsegelung und Eroberung des Globus durch die Europäer vorbereiteten, — deren Bauten wir noch heute (unter anderen in den sogenannten „Tempeln“ von London und Paris) bewohnen, — deren Kreuze wir noch jetzt auf der Brust jedes von seinem Souverän geschmückten Ritters sehen — und deren politische Schöpfungen noch in diesem Augenblicke (unter andern in der preußischen Monarchie) mitten unter uns weiter gedeihen — und deren Fahrten und Entdeckungsreisen endlich auch mit der Geschichte der Neuen Welt in so intimer Verbindung stehen, — während andere der politischen Schöpfungen und Folgen jener Zeit (die von ihnen nach Europa hereingerufenen, jetzt kranken Türken) uns noch immer als orientalische Frage die größte Noth und Sorge bereiten.

Druck von August Grimpe in Hannover.